


D I E  T E M P E L R I T T E R

C L E M E N S A L B O N

HENRI DE ROSLIN
UND DIE RELIQUIE

R O M A N



D I E T E M P E L R I T T E R

D I E T E M P E L R I T T E R

Clemens Albon

**Henri de Roslin
und die Reliquie**

Roman

Ungekürzte Lizenzausgabe
der RM Buch und Medien Vertrieb GmbH
und der angeschlossenen Buchgemeinschaften
Copyright © 2005 by Pabel-Moewig Verlag KG, Rastatt



Reihen- und Handlungskonzept: Ulrich Magin
Einbandgestaltung: Guido Klütsch, Köln
Einbandabbildung: AKG
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2005
Buch-Nr. 019786
www.derclub.de

Aufregung im bretonischen Quimper: Der Splitter vom Kreuz Christi, Garant für die Einnahmen aus der Wallfahrt in die Stadt, ist verschwunden. Die Bürger Quimpers verdächtigen die Stadt Tréguier. Als Henri de Roslin sich bemüht, Licht in die Sache zu bringen, muss er sich als Tempelritter zu erkennen geben. Seine Gefährten Joshua und Uthman geraten in Gefahr. Gelingt es Henri, die sich immer höher schraubende Spirale der Gewalt zu durchbrechen?

Spätsommer 1316, die Pilger

Die Stadt brodelte. Und sie täuschte ihn.

Als Sean of Ardchatten am strahlenden Morgen des 1. September in Quimper einritt, war er blind für die düstere Gegenwart des Todes. Und doch folgte er ihm.

Seine jungen Augen waren noch geblendet von den leuchtenden Farben der Bilder, dem festlichen Feuerwerk in Farbe und Gold, den Akanthusranken mit Goldpollen, den glänzenden Miniaturen auf rotem und blauem Grund. Die Werkstatt der Buchmaler quoll von diesen Bildern über. Und Sean war noch erfüllt von den Tagen, die er unterwegs zugebracht hatte, seit er im Hafen von Brest an Land gegangen war.

Sein Herr Henri war nicht eingetroffen, und nach einiger Wartezeit hatte Sean beschlossen, nach Quimper zu reiten, um Angélique zu treffen. Er hatte die junge Frau in Brest kennen gelernt, sie betrieb eine Herberge in Quimper und pflegte ihren kranken Vater. Die Tage im kunstsinnigen Großelternhaus von Angélique in Brest, in dem Bücher in den schönsten Farben ausgemalt und Bild um Bild betrachtet, in dem geliebt, gelacht und getrunken wurde, standen ihm lebendig vor Augen. Er wäre gern in Brest geblieben und musste auch auf seinen Herrn Henri warten – aber die Sehnsucht nach Angélique trieb ihn nach Quimper. Er musste sie einfach sehen! So hatte er am vereinbarten Ort eine Nachricht für Henri de Roslin und dessen Gefährten hinterlassen.

Sean traute seinen Augen nicht. Er kam in der kleinen, überquellenden Stadt kaum vorwärts. Aber die Gedanken an Angélique, die er auf der Schiffsreise vom flandrischen Damme in die Bretagne kennen gelernt hatte, stimmten ihn so heiter, dass selbst die aufdringliche Menschenmenge ihn zum Lächeln brachte. Auch eine andere Erinnerung stieg in ihm auf, die an Guinivevre, seine ehemalige Geliebte, die er nach langer Prüfung in Damme zurückgelassen hatte. Die Welt ist doch ein Narrenkäfig, dachte der junge Knappe Henri de Roslins. Vor kurzer Zeit noch wollte er für Guinivevre sterben – und jetzt hatte er das übermächtige Gefühl, ohne Angélique nicht leben zu können. War die Liebe so? Oder musste er sich über seine Unstetigkeit ernste Gedanken machen?

Sean hatte Zeit, seinen Gefühlen nachzuhängen, er konnte sich nicht erinnern, jemals so lange vom Schanzentor einer Stadt zur Kathedrale gebraucht zu haben. Sein Pferd kam kaum voran, wurde unruhig, und er musste den Falben kräftig zügeln.

Ganz Quimper schien ausgerechnet an diesem Morgen auf den Beinen zu sein, und das verhinderte, dass er schnell zum kranken Vater seiner Angélique kam. Sean hoffte, dass sein Herr Henri es ihm verzeihen würde, dass er nicht in Brest auf seine Ankunft wartete. Immerhin hatte er die Mahnung des Ritters pünktlich befolgt und sich von Guinivevre getrennt. Er hatte noch Henris Worte im Ohr, dass er sich selbst prüfen und dann eine Entscheidung treffen müsse. Dass er sich nicht zum Sklaven seiner Liebesehnsucht machen durfte und zum Mann werden müsse.

Sean bemühte sich, sein Pferd elegant, ohne Passanten zu verletzen, durch die holprigen und engen Straßen zu lenken, die trotz der gerade verlegten und festgestampften Flusskiesel von heftigen Gewitterregen aufgeweicht waren. Er fragte sich, was alle diese Menschen heute miteinander zu schaffen hatten?

Natürlich, sie versuchten, ihr Brot zu verdienen. Aber an diesem Morgen schienen alle gleichzeitig auf den schlammigen Straßen zu sein.

Vielleicht witterten sie etwas. Sean wusste aus den zurückliegenden Tagen in Brest, dass es solche Momente gab, wo etwas wie Blutgeruch in der Luft lag. Und alle rochen es und wurden davon angestachelt, nicht nur der Pöbel war dafür anfällig. Vielleicht behinderten sie sich auch deshalb so eifrig, stießen sich und schimpften, besonders wenn sie an einem der unzähligen Laufbrunnen aus Holzröhren Halt machen wollten, um sich zu erfrischen, und die anderen dabei aufhielten. So manche Hand griff drohend zum Degen, den beinahe jeder männliche Einwohner der bretonischen Stadt Quimper an der Seite trug.

Während Sean of Ardchatten weiterritt, begriff er allmählich, was die Stadt aufwühlte.

Die einen kamen mit Banner und großem Gefolge, um in dieser Stadt das baldige Eintreffen des neuen Königs vorzubereiten. König Ludwig, den man den Zänker nannte, war vor drei Monaten gestorben. Jetzt konnte das Volk seinen baldigen Nachfolger feiern, denn es war in diesen Tagen durch Herolde im ganzen Land bekannt gemacht worden, dass die Gattin Clementia von Ungarn ein Kind des Königs austrug. Es würde im Herbst geboren werden, Johann oder Johanna heißen und noch als Kind den Thron besteigen. Die anderen begannen, ebenso wie Sean es in Brest gesehen hatte, in langen Gebetszügen mit den Kirchenfeiern zur Kreuzeserhöhung und führten auf dem Weg zur Kathedrale Weihestatuen aus Kalkstein mit sich. Die Handelshäuser wollten eine neue, breitere Straße durch die Stadt treiben, ließen unförmige Baufahrzeuge auf hohen Speichenrädern auffahren und riegelten einen ganzen Bezirk ab. Und aufgeregte Pilger unter schwarzen, schief sitzenden Kappen zogen vom

Karmeliterkloster her eine gestikulierende Menschenmenge mit sich, die den Platz vor St. Corentin gänzlich verstopfte.

Sean zügelte seine Ungeduld. Er ließ sich den Weg zum Vaterhaus von Angélique beschreiben und erfuhr nebenbei von einem Einwohner, der trotz der Hitze eine teure Pelzkappe trug, dass die Kapelle mit dem Reliquiar darin heute geweiht werden sollte. Er sah, wie Prediger unter Gejohle einer Schülerschar in der blaugelben Kleidung der Höheren Schule bei der Kathedrale Papiere an die Kirchentür anschlugen.

Und inmitten des Trubels ergossen sich die langen Pilgerströme in die Stadt wie Flüsse in ein neues Flussbett. Sean sah, dass sich zusammengehörende Pilgergruppen aneinander hingen und ihre Führer mit einem roten Tuch wie eine Fahne hoch am Stock voranschritten. Sie trugen Filzhut, Stab, Pilgertasche und Reisesack, in dem bestimmt ihr Geleitbrief steckte, und alle kamen, um dem neuen Reliquiar zu huldigen. Es handelte sich um einen Splitter des Heiligen Kreuzes, der sich bisher in der Kapelle des benediktinischen Nonnenklosters Notre-Dame de Locmaria, am anderen Ufer des Flusses Odet, befunden hatte. Nun sollte das gefasste Kreuz mit dem Splitter im silbernen Reliquiar die Kathedrale schmücken und würde auch sie zu einem Wallfahrtsort der Pilger und Seefahrer machen.

Sean schaute in die Höhe. Selbst auf den hölzernen Hofgalerien der Häuser und hinter den Zinnen der Anwesen mit Grabendächern standen noch Neugierige und schauten herunter. In Kirchnähe war es besonders voll, denn hier befanden sich in Reih und Glied die aufklappbaren Verkaufsläden.

Sean glaubte, einen Weinhändler zu erkennen, den er im Großelternhaus seiner Angélique in Brest gesehen hatte. Konnte er sich täuschen? Er erhob sich im Sattel. Bevor er sich jedoch bemerkbar machen konnte, musste er, eingekeilt am

Rand des Kirchenvorplatzes, junge Händlerinnen abwehren, die ihm schöne Augen machten, weil sie ihm dampfende Marienküchlein und Hippocraswein verkaufen wollten. Sean errötete schnell, und die Mädchen kicherten über den schüchtern wirkenden jungen Mann mit den langen blonden Locken.

Sean of Ardchatten verspürte jetzt doch Hunger nach dem langen Ritt, kaufte schließlich einen der leckeren Hefekuchen und biss herzhaft hinein.

Er spürte deutlich, wie lange er nicht in einer so lebendigen Stadt wie Quimper gewesen war. Sie wirkte wie eine Hafenstadt, obwohl das offene Meer ein paar Meilen entfernt lag und nur über den sich öffnenden Fluss Odet zu erreichen war. Dagegen wirkte auch Brest verschlafen, obwohl es viel größer war. Sean hatte das auf dem Ritt über einsames Land hierher vermisst – der Duft der Stadt, der vielen Menschen auf engem Raum, vor allem der Mädchen und jungen Frauen, zusammen mit verdampfendem Regen im Straßenstaub stieg ihm erregend in die Nase.

Er versuchte, sein Ziel nicht aus den Augen zu verlieren, wurde aber von der wogenden Menge abgedrängt. Der Weinmarkt am Rathaus war ebenso verstopft wie der Platz vor der Kathedrale. Widerstrebend schlug Sean eine andere Richtung ein. Wenn nur der Vater Angéliques noch warten konnte! Und würde sie auch anwesend sein, damit er ihren göttlichen Leib umarmen, ihren Geruch nach frischen Karotten einatmen durfte? Sean hatte Sehnsucht nach Angélique, er träumte jede Nacht von ihr.

Aber bisher hatte er nur minniglich geliebt, ihr Verse geschrieben, zu ihren Füßen gesungen oder auf der Flöte gespielt. Und er hatte ihre Hände geküsst.

An der Fürstbischöflichen Residenz bemerkte Sean mit Erstaunen, dass zerlumpte Tagelöhner unter Anleitung

städtischer Zunftarbeiter noch immer mit dem Abriss der Zuschauertribünen von den Hochzeitsfeiern beschäftigt waren. Er hatte unterwegs von Angélique gehört, Cousin und Cousine des Herrschergeschlechtes der Adriennes hatten sich vermählt. Dreitausend königliche und bretonische Reiter hatten sie zu St. Corentin geleitet, wo der Fürstbischof von Quimper sie verband.

Sean war jetzt völlig eingekeilt. Er blickte um sich, es war hoffnungslos. So hatte er sich den Einzug von Pilgern nicht vorgestellt. Sie pilgerten nicht, sie standen! Sean stieg vom Pferd und versuchte, es am Zügel durch die Menge zu führen, aber auch das war kaum möglich.

Die Pilger waren anscheinend aus allen Himmelsrichtungen gekommen. Die Seeleute waren in der Mehrheit, aber Sean sah auch andere Berufsgruppen und ständische Abgesandte unter gelben Sonnensegeln, Menschen aller Altersgruppen, Männer und Frauen, die hofften, auf der Wallfahrt geheilt oder von Dämonen befreit zu werden.

Aber gehörten auch Ausschweifungen und Völlerei zu solchen Pilgerzügen? Sean konnte sich nicht erinnern, je davon gehört zu haben.

Obwohl es früher Morgen war, tranken die Pilger Wein, der von den Theken der Weinstände ausgeschenkt wurde. Brauer in fleckigen Lederschürzen rührten daneben in großen Holzbottichen Bier an, das in großen Krügen an den Mann kam. Überall brannten Holzkohlenfeuer, auf denen Fische gebraten wurden. Ein geschlachteter Ochse drehte sich am Spieß über lodernden Flammen. Frauen rupften Federvieh und legten es in Töpfe über offenes Feuer. Man trieb Schweine aus einem Stall zum Metzger. Über allem hing der Geruch von Vergorenem, von Vieh, von Ausdünstungen, von Gebratenem.

Sean erblickte sogar Kupplerinnen, die durch die Menschenmenge gingen. Sie sahen sich die Männer genau an,

in denen sie Kunden witterten. Sie versuchten, die müden Pilger zu bestimmten Herbergen zu locken, schließlich mussten ja alle irgendwo unterkommen und ernährt werden. Und die Arkadengänge auf den Emporen der Kirchen, auf denen die Pilger während der großen Wallfahrten übernachteten, waren schon überbelegt. Ja, selbst auf öffentlichen Plätzen lagerten Pilger. Aber die Kupplerinnen waren vor allem unterwegs, um junge, willige Mädchen anzubieten, Hübschlerinnen, die in den Frauenhäusern arbeiteten oder beaufsichtigt von ihren Zuhältern in gewissen Herbergen auf Besucher warteten.

Auch Sean wurde von einer Kupplerin angesprochen, einem verlebten Weib in einer Marktschürze mit Zahnlücken und krausen Haaren. Sie musterte ihn von oben bis unten und sagte: »Mein junger Mensch, du brauchst etwas zum Anschmiegen, das sehe ich. Ich habe was für dich. Komm mit!«

Sean wehrte die Frau ab. Er war unempfänglich gegen solche Angebote. Mein Gott, er war unsterblich verliebt in eine sechs Jahre ältere Frau! Und in seinem Hinterkopf spukte noch das andere Mädchen herum, Guinivèvre, die er in Damme verlassen hatte – aber auch sie liebte er noch!

Zum Glück verblasste ihr Bild langsam in seinem Gedächtnis, das er bisher bewahrt hatte. Seit Damme war ihr Bild von der lebendigen, frechen Angélique mit den wirren, blonden Haaren überdeckt worden. Sean war froh darüber. Angélique war als ein inneres Bild vor ihm erschienen, das ihn beflügelte – nicht auf so leidenschaftlichem Grund wie Guinivèvre, die ihn einst in die Liebe eingeführt hatte, aber dafür inniger und zärtlicher.

Sollte er Angélique in ihrem Gasthof, den sie an der großen Ausfallstraße nach Brest hin betrieb, nicht doch sogleich aufsuchen? Er stellte sie sich vor, wie sie bei der Arbeit wie

eine junge Löwin umherging, obwohl sie sonst sehr sanft war. Er konnte ihr einen Kuss rauben, das Glück in ihren Augen mitnehmen.

Aber er wies sich im gleichen Moment zurecht. Die Angebetete musste warten, so schwer ihm das auch fiel. Ihr kranker Vater war wichtiger. Sie hatte ihn ja so darum gebeten, ihn aufzusuchen und um ihre Hand anzuhalten! Und vielleicht war sie ja sogar an seinem Krankenbett.

Sean suchte Schleichwege und bog gleich hinter St. Coentin in stillere Gassen ab. Er musste die Stadt ganz durchqueren, passierte das schmucke neue Viertel der Töpfer und Keramiker und gab dem Pferd unwillkürlich die Hacken.

Es war viel, was im Moment auf ihn einstürmte. Der junge Knappe musste alles erst einordnen. Er musste die Erwartungen seines Herrn Henri de Roslin endlich erfüllen. Und er musste seine Liebesgefühle bändigen. Wie sollte er das alles schaffen? Die Mädchen waren sein Verhängnis. Aber sie waren so süß, so göttlich! Und wieder einmal hatte eine von ihnen den Sieg davongetragen über seinen verehrungswürdigen Herrn und Ritter. Sean blieb einen Moment lang wie angewurzelt stehen.

Er war sich seines Ungehorsams bewusst. Und schließlich stand sein leuchtendes Vorbild vor seinem geistigen Auge. Der Mann, dem er nacheiferte, den er verehrte wie keinen anderen. Henri de Roslin.

Sean of Ardchatten kam jetzt überhaupt nicht mehr weiter. Am Eingang zum Viertel, in dem das Elternhaus von Angélique stand, war eine Barrikade aus Balken und Karren errichtet worden. Sean begann leise zu fluchen, obwohl das nicht seine Art war. Maurer waren mit Kellen und Spitzseisen beschäftigt, rührten in Mörtelbottichen, und über Seilwinden zog man Gerüsthölzer an Häuserfronten empor. Dahinter war

die Straße aufgerissen, Erdarbeiter mit groben Kapuzen stapelten Kopfsteine und Quadersteine.

»Lasst mich durch bis zum Haus des Buchmalers! Ich muss zum kranken Vater von Angélique Maxime! Er stirbt sonst, bevor ich ihm die Hand auf die Stirn legen und ihn um die Hand seiner Tochter bitten kann.«

Ein Arbeiter, dem Schmutz und Schweiß tiefe Furchen in das magere Gesicht gezogen hatten, sagte: »Ritterchen, das ist traurig, aber nimm einen Umweg. Hier geht es nicht weiter, das seht Ihr ja.«

»Sag mir, von wo aus ich in die Gasse der Buchmaler einreiten kann.«

»Überhaupt nicht, mein bester Knappe. Ihr müsst absteigen und dem Viertel zu Fuß die Ehre geben. Und das geht auch nur, wenn Ihr von Süden kommt.«

»Aber bei dem Menschengewimmel dauert das eine geschlagene Stunde!«

Der Mann wischte sich mit dem Handrücken über das Gesicht. »Sicher. Das ganze Leben ist in Stunden geteilt. Wir feiern bald die Tage der Kreuzerhöhung. Und das neue Reliquiar wird eingeweiht. Und meine Frau kommt zum achten Mal in die Wehen. Und bis es so weit ist, müssen wir uns eben durch die Stunden quälen, jeder von uns, einerlei womit.«

»Dank für deine kuriose Predigt! Wenn Angéliques Vater stirbt, bevor ich um die Hand meiner Liebsten angehalten habe, komme ich zurück und werde dich mit meiner Art der Predigt bekannt machen.«

Der Arbeiter musterte den vorwitzigen Knappen von oben bis unten, machte eine abfällige Geste und wandte sich wieder den Steinen zu. Sean überlegte. Was sollte er tun? Wenn er die Gasse, in der Angéliques Vater wohnte, wirklich nur von Süden her erreichen konnte, dann war auch ein Abstecher an

den Stadtrand möglich, den er zur Linken sah. Dort begann die Fernstraße nach Brest.

Der Gedanke beflügelte ihn. Er war jetzt sicher, dass er zu dieser Mittagszeit Angélique in ihrer Herberge antreffen würde. Durch den kleinen Abstecher verlor er nicht übermäßig viel Zeit. Kurz entschlossen lenkte er sein Pferd aus dem Gewirr der holprigen Straßen heraus, jetzt konnte es sogar in Trab verfallen.

Gleich darauf hatte er schon das Nordtor erreicht. Er konnte es passieren, weil gleichzeitig ein neuer Wagen mit fahrenden Hübschlerinnen einzog, die vom städtischen Frauenmeister in Empfang genommen wurden. Sie trugen die Schleier mit dem zwei Finger breiten grünen Strich, der sie als Dirnen für die Frauenhäuser Quimpers auswies. Einer der schwer bewaffneten Zollsoldaten des Kardinals grüßte den Knappen viel sagend. Sean, der nur so lange in sich gekehrt wirkte, wie man ihn ließ, schwenkte die Arme und grüßte munter zurück.

Sean of Ardchatten ritt voller Vorfreude im kräftigen Galopp ein Stück an den drei nebeneinander verlaufenden Bächen entlang, die sich dort, wo sich Walkmühlen und Papiermühlen drängten, als Stadtbach vereinten, dann ritt er am Flüsschen Steir entlang. Hier stank es nach dem Geschäft der Gerber, und die schräg gestellten Schabbäume standen in Reihen am Ufer.

Ein Anblick nahm ihn einen Moment lang gefangen. Pferdekarren lehrten an einer vorgeschriebenen Stelle, wo das Wasser in Strudeln stärker strömte, menschlichen Unrat, Mist, Fischreste und Trester in den Fluss. Einer der Karrentreiber war in den Fluss gefallen und wurde gerade mit Stangen herausgezogen.

Wo die Rue de Brest mit der von Norden kommenden Straße zusammentraf, kam die Herberge in Sicht.

Der Reiter band sein Pferd an. Der Gasthof war trotz der frühen Tageszeit schon gut gefüllt. Es mussten Pilger sein, die

auf das erste Essen warteten, darunter bemerkte er drei Ritter in einer schwarzweißen Tracht mit schwerer Halskette, wie er sie schon als Schutzherren des Domes in Brest gesehen hatte.

Aber Sean wusste inzwischen, dass die Herberge seiner Angebeteten immer gut ging – tagaus, tagein, zu jeder Jahreszeit. Sie hatte ihm davon ausführlich erzählt, und Sean fand es aufregend und abenteuerlich, mit einer jungen Frau zusammen zu sein, die nicht standesgemäß war. Ihre Familie war ein Handwerkergeschlecht, das Buchmaler hervorgebracht hatte. Zugegeben, großartige Buchausmaler, die Ersten, die sich außerhalb der Klöster niedergelassen hatten. Aber Angélique Mutter war eine wohlhabende Dame aus Griechenland gewesen. Die Herberge lag an der verkehrsreichen Fernstraße, besaß eine wunderbare Küche und ein paar Geheimnisse, die Angélique sorgfältig hütete.

Wo war sie überhaupt? Sean ging quer durch den Schankraum, dessen getäfelte Decke halbmondförmig gewölbt war, in Richtung Küche. Die Bedienung begrüßte ihn laut. Er winkte zurück. Es roch nach Fischen, Gewürzen, vergorenen Früchten, Fenchel und geschmortem Fleisch. Die drei Köche und ihre Gehilfen waren mit den Kesseln im Glutstock, hängenden Eisentöpfen an der qualmenden Feuerstelle und dem Bratenwender beschäftigt und beachteten den Fremden nicht. Sean ging in den Hof. Angélique war nirgendwo zu sehen.

Dann hörte er ihre helle Stimme mit dem fröhlichen Unterton in seinem Rücken.

»Mein junger Herr! Schon hier?«

Sean wirbelte herum. »Ich hätte in Brest warten müssen, aber ich konnte es einfach nicht mehr aushalten, ohne dich zu sein!«

Angélique umarmte ihn. »Ich nahm felsenfest an, dass deine schöne Guinivevre sich zwischen uns drängt. Einer solchen Frau kann kein Mann widerstehen.«

»Wenn du das wirklich glaubst, dann komme ich wohl im falschen Moment.« Sean war gekränkt. »Ich habe mich ein für alle Mal von Guinivevre getrennt! Und das nicht nur, weil mein Herr es mir befahl, sondern weil ich...«

»Aaach...«, sagte sie zärtlich schnurrend wie eine Katze. »Sei nicht dumm! Ich drücke nur meine Sorge um den Geliebten aus.«

»Aber du brauchst dich nicht zu sorgen.«

Sean fasste seine Angebetete an den Armen und sah sie an. Sie schien seit den Tagen in Brest schmaler geworden zu sein, vielleicht machte das auch nur ihre legere Kleidung, blasser war sie auf jeden Fall, sah ihn aus lichtbraunen Augen prüfend an. Aber ihr Mund mit den schönen Lippen war unverändert frech, und ihr blondes Haar stand widerspenstig wie Sonnenstrahlen um ihren jugendlich wirkenden Kopf. Er küsste ihre beiden Hände.

»Ich habe ein Lied für dich geschrieben, willst du es hören? Meine Laute hängt am Mantelsack. Ich kann dir auch auf der Flöte spielen!«

»Später, Sean! Ich muss viel arbeiten. Und ich muss es schnell tun, denn mein Vater wartet auf mich.«

»Ich wollte zu ihm, aber die Straßen sind von den Pilgern verstopft. Ich habe gehört, um sie zu zählen, wirft man an den Stadttore für jeden Fremden eine Erbse in einen Topf. Es sind so viele!«

»Mein Herz! Das tut mir Leid! Ja, die Pilger werden langsam zu einer Plage. Willst du etwas essen? Rosa hat eine Fischpfanne gekocht! Und das ist nicht irgendeine Fischpfanne!«

»Wunderbar!« Erschrocken hielt Sean inne. »Nein, ich wollte ja nur guten Tag sagen.«

Angélique sagte: »Willst du gleich wieder zum Vater reiten? Das würde mich trösten! Frage ihn – du weißt schon! Warte

dort am Krankenlager auf mich! Ich komme nach, so schnell ich kann! Oder nein, lass dir von Maufra die Mansarde zeigen, die sie für dich hergerichtet hat. Warte dort nach dem Besuch beim Vater auf mich. Schlag vier werde ich bei dir sein.«

»Gut. Ich suche erst deinen Vater auf, Angélique! Es ist schön, einen Vater zu haben, dem man zu Lebzeiten Liebe zurückzahlen kann. Ich hab mir immer gewünscht, einen zu haben. Aber man hat mich zu früh in den Tempel gesteckt. Allerdings habe ich dort Ersatzväter erhalten, die wunderbare Menschen sind.«

Angélique streichelte sein Gesicht.

Sean sagte: »Meine kleine Angélique! Ich verehere dich so sehr!«

Angélique lächelte. »Nun geh schon! Viel größer bist du auch nicht. Es ist schön, dass du hier bist.«

Sean löste sich vom Anblick der jungen Frau und verließ die Herberge. Er bestieg voller Glücksgefühle sein Pferd, hätte laut singen können und spürte die Hitze jetzt noch stärker. Er schwitzte unter seinem Knappenrock aus roter Scharlachwolle, den er trug, seit er in Brest losgeritten war. Auf der Seereise hatte er nur den braunen Leinenkittel der Adepten getragen.

Ganz in Gedanken ritt Sean wieder in die Stadt ein. Am Zolltor musste er diesmal warten, bis zwei Händler mit voll gepackten Fleischkarren abgefertigt waren. Wieder traten ihm die gemalten Bilder vor Augen, die er im Großelternhaus von Angélique in Brest gesehen hatte. Diese wunderbaren Farben! Diese Einfälle! Sollte er nicht auch Buchmaler werden? Erschrocken hielt er inne. Er war Knappe eines verehrungswürdigen Tempelritters! Sean schalt sich. Und er versuchte sich schnell vorzustellen, wie seine beiden angebeteten Mädchen aussahen.

Als Sean weiterreiten konnte, gab er dem Pferd die Zügel frei. Eine innere Unruhe sagte ihm, dass er sich beeilen musste.

Mit Erleichterung erblickte er bald die Buchmalergasse. Er musste einen weiteren kleinen Umweg in Kauf nehmen, konnte von einer Nebengasse aus einreiten und pflockte sein Pferd an der Ecke an. Ein alter Mann, der vor seinem Schusterladen saß, versprach, auf seine Sachen aufzupassen. Sean betrat das Haus auf der anderen Straßenseite.

Als er in die Stube eintrat, spürte er zum ersten Mal die Anwesenheit des Todes. Die drei Pflegerinnen erhoben sich im Halbdunkel.

Angélique Schwester Maufra, die er auch in Brest kennen gelernt hatte, rannte auf ihn zu und umarmte ihn. Sie begann sofort zu weinen. Ihr ganzes Gesicht, das dem ihrer Schwester sehr ähnlich war, lag wie unter einem feuchten Schleier. Seit die Mutter der beiden Schwestern vor zwei Jahren an einem Schlaganfall gestorben war, stand sie dem Handwerkerhaus der Maximes vor. Sie nahm Sean an die Hand und führte ihn zum Krankenlager.

Vater Maxime lag bewegungslos in den Kissen. Sein Gesicht war gelb und spitz. Die Ärzte wussten nicht, woran er litt, deshalb ließen sie ihn zur Ader. Und die Pflegerinnen wischten ihm die heiße Stirn mit kalten, in Essigwasser getränkten Tüchern ab, beteten viel und kauerten sich jetzt im Hintergrund des Zimmers zusammen.

Sean kniete am Krankenlager nieder. »Verehrter Herr Maxime. Angélique schickt mich. Kannst du mich hören?«

Der alte Buchmaler drehte langsam den Kopf. Über seine Züge quälte sich ein Lächeln. Es vertrieb den Tod nicht, der hartnäckig lauerte. Der alte Buchkünstler und Handwerkermeister setzte ein paar Mal an, dann sagte er mit einer atemlosen Stimme, die seine trockenen Lippen kaum verließ: »Ich habe es von Angélique gehört. Du willst bei mir um ihre Hand anhalten, nicht wahr? Warte lieber noch, mein Sohn. Du bist noch nicht so weit. Warte noch!«

Sean wollte aufbrausen. Aber er bezähmte sich und senkte den Kopf. Er sagte: »Ja, Herr Maxime.«

Der Alte versuchte, sich aufzurichten, war aber um einiges zu schwach. Als Sean ihm unter den Nacken greifen wollte, winkte er mit Spinnenfingern ab. Er ergriff die Hand des Knappen und hielt sie fest. Dann führte er sie langsam an seine Lippen. Sean spürte die heiße, fiebernde Berührung. So kommt der Tod, dachte er mit Schauern, gemein und unversöhnlich. Was haben die Menschen ihm getan?

Der alte Buchmaler schloss erschöpft die Augen. Sean blickte ihn nur unverwandt an.

Nach einer Weile, in der Angéliques Vater sich nicht gerührt hatte, trat Maufra an die andere Bettseite. Sie brachte eine Schnabeltasse und flößte dem Vater eine warme Fettbrühe ein. Der Kranke trank mit schmatzenden Geräuschen, seine Zunge leckte gierig über die Lippen, saugte jeden Tropfen auf. Dann begann er zu husten und konnte nichts mehr zu sich nehmen.

Er wandte den Kopf und blickte Sean an. Sean sah in seinen Augen den Schmerz darüber, dass er der Trauung noch nicht zustimmen konnte, dass er ihm nicht näher kommen konnte.

Kurze Zeit später war er mit rasselndem Atem eingeschlafen.

»Er ist alt«, sagte Maufra zu Sean. »Er wird sich nicht mehr wehren können.«

»Aber welche Krankheit«, wollte Sean wissen, »sitzt um Gottes willen in ihm und zehrt ihn aus?«

»Vielleicht keine. Er hat einfach keinen Grund mehr, weiterzuleben. Und Gevatter Tod hat das erkannt, gewinnt den Kampf und saugt seine erschlafften Lebenskräfte aus ihm heraus. So ist das in unseren Kreisen. Irgendwann ist unser Leben einfach nichts mehr wert, und dann gehen wir. An den großen Höfen und beim Adel dagegen klammert sich jeder, sei er noch so hinfällig, an das letzte bisschen Atem und Glanz.

Dort ist die Angst vor dem Sterben riesengroß. Bei unserem Vater sehe ich keine Angst.«

»Wie klug du daherredest, Maufra. Als ich mit dir und Angélique in Brest zusammentraf, kamst du mir nicht so weise vor.«

»Du hattest nur Augen für die Schwester! Und sie war so beschäftigt mit ihren Messegeschäften. Ich hatte mir schon ein paar Hoffnungen gemacht. Aber dann hat sie dich plötzlich angeblickt...«

»Kleine, kluge Maufra! Ich wollte dich in Brest nicht kränken! Mir gefiel gerade, dass Angélique so geschäftstüchtig war und mit den Händlern umsprang und außerdem so hübsch war. Aber auch du bist sehr hübsch und wirklich klug, Maufra!«

»Angélique ist klüger. Du hast Recht, wenn du sie hochzeiten willst, Sean.«

»Aber euer Vater stimmt nicht zu.«

»Bleib dennoch mit Angélique zusammen! Sie ist so – irdisch. In ihrer Nähe habe ich das Gefühl, sie hat schon alles erlebt und sieht die Dinge ganz gelassen. Aber sie ist ja auch schon uralt.«

»Sie ist dreiundzwanzig!«

»Nun gut – das ist kein Alter. Aber erlebt hat sie schon viel, seit sie von unserer Mutter die Herberge übernehmen musste, das ist wahr. Was sich dort für seltsame Gestalten treffen! Und sie muss mit ihnen zurechtkommen. Manchmal frage ich mich, woher sie diese Fähigkeit hat...«

»Eure Mutter muss eine großartige Person gewesen sein...«

»... Selbst Ritter vom Orden zum Schutze Mariens aus Tréguier habe ich dort schon gesehen, und Kirchenfürsten steigen auch regelmäßig ab, ist das nicht seltsam? Ich konnte es kaum glauben, dass selbst der Kardinal schon einmal in der Herberge übernachtet hat. Wenn auch natürlich inkognito.«

»Die Herberge soll viele geheime Zimmer haben.«

»Das glaube ich nicht, ich kenne alle Zimmer.«

»Man munkelt es, wenn wieder hohe Herrschaften dort gesehen werden und erst nach Tagen wieder auftauchen.«

»Ach, das ist Gerede. Wie lange bleibst du, Sean?«

»Ich weiß es nicht. Das hängt von meinem Herrn ab. Kommt er nach Quimper, dann bleibe ich länger. Wenn er mich nach Brest zurückruft, dann muss ich bald reiten.«

»Ich habe in der Mansarde über unserem Werkstattthaus alles hergerichtet. Du findest es aufgeräumt und sauber. In der Werkstatt wird ja nicht mehr gearbeitet, seit Vater krank ist und unser Geselle verschwunden. Dort kannst du wohnen, solange du willst.«

»Euer Geselle ist verschwunden?«

»Plourivo Flaubert, ein sehr begabter Geselle. Er hatte einen Auftrag in Tréguier, den er überstürzt beendete. Seit vier Wochen ist er nicht mehr aufgetaucht. Jemand sagte, er habe seit der Krankheit des Vaters beschlossen, sich die Welt anzuschauen, bevor der Tod auch ihn ereilt.«

»Ein unzuverlässiger Geselle! Jedenfalls danke ich dir, Maufra. Jetzt mache ich mich auf den Weg. Wenn ich meine Sachen ausgepackt habe, warte ich auf Angélique. Sie kommt beim Glockenschlag um vier. Sie holt mich ab, dann kommen wir gemeinsam wieder her und bewachen den Schlaf eures Vaters – ist dir das recht?«

»Du weißt, ich bin froh, wenn wir zusammen sind. Bald werde ich sowieso allein sein.«

Maufra erklärte ihm, wie er zur Werkstatt des Buchmalers finden konnte. Der Hausbesorger würde ihm alles zeigen. Sean sah noch einmal nach dem alten Buchmaler. Er lag auf dem Rücken und schnarchte, eine eingefallene Hülle, die einmal die Kraft besessen hatte, zwei starke junge Frauen zu zeugen.

Als er auf die Gasse trat, zogen dunkle Wolken auf. Ein neues Gewitter kündigte sich in der Sommerhitze an. Es würde manche gewundene, abfallende Gasse bald in Sturzbäche verwandeln. Sean hörte die Schmiedglocken läuten, die den Kupferschmieden beim herannahenden Regen jetzt wieder erlaubten, ihr Feuer in der Esse zu entfachen.

Die Menschen schienen nun noch schneller zu hasten, um vor dem Gewitter irgendwo anzukommen. Sean führte seinen Falben am Zügel weiter. Kurze Zeit darauf erreichte er das Buchmalerhaus. Die Mansarde lag im überstehenden Obergeschoss eines dreistöckigen Ständerbaus mit roten Gerüsthölzern und hellgrünem Fachwerk. Über dem Eingang hing das Wappen der Buchmaler.

Der Hausbesorger schloss ihm die Eingangstür auf. Der ehrerbietige kleine André, dessen Frau ihn um Kopflänge überragte, war bereits informiert und händigte ihm den Schlüssel für das Haus aus. Er wollte nur in den beiden Räumen zu ebener Erde, wenn die Familie Maxime anwesend war oder ihn wie jetzt brauchte. Im ersten Stock lag die Werkstatt des Buchmalers. Die Arbeit ruhte, vielleicht für immer, das Haus war wochenlang verwaist gewesen, machte aber einen sauberen Eindruck.

Unter dem Dach war es warm. André hatte die Fenster nicht geöffnet. Sean stellte seine beiden Säcke ab, in denen sich Kleider und die Bücher befanden, die er auf der langen Reise aus Uzès bis nach Damme und Brest mitgebracht hatte, und hängte seine Mütze an einen hölzernen Wandzapfen. Sean atmete den Geruch nach Holz und Honigwachs ein, aus der Werkstatt drang auch ein feiner Geruch nach Öl, Leim und Farbe, nach gestärkten Büten und Schwarzpulver herauf.

Sean öffnete die drei Fenster, die nur hölzerne Klappläden hatten, durch das bretonische Marienglas der drei übrigen kleinen Fenster fiel von draußen warmes, gedämpftes Licht. Er

blickte über die Dächer der Stadt bis zu den beiden schlanken, hoch aufragenden Türmen der Kathedrale, ein Vogelzug nahm einen hohen Weg. In der Ferne, dort, wo der immer breiter werdende Fluss Odet mündete, schimmerte das Meer.

Sean sah sich in der Wohnung um.

Die Küche mit dem vertäfelten Einbauschränk und die Schlafkammer mit Strohsack, steifem Leinenzeug und Kissen wirkten aufgeräumt, irgendwie abwartend, so wie Katzen manchmal schauten. Die karge Inneneinrichtung der ganz aus Holz gezimmerten Wohnstube mit ihren aufgemalten Bildern gefiel ihm sofort. Obwohl er zum ersten Mal hier weilte, schien ihm alles vertraut. Die Möblierung bestand aus einem runden Eichentisch, über dem sich ein hübscher Hängeleuchter befand, drei faltstühlen mit Armlehnen und einem Sitz aus grünem Samt, einer abgetragenen Truhe mit Eisenbändern, einem Waschkästchen auf vier dünnen Beinen und einem schmucklosen, zweigeschossigen Kastenschrank. An einem Fenster stand ein Lesepult.

Sean dachte nicht an seine Pflichten und nicht an seinen Herrn Henri de Roslin.

Es war das erste Mal, dass er sich in einem bürgerlichen Haus aufgenommen fühlte. Wie herrlich wäre es, hier mit Angélique zu wohnen! Eine Reihe Schlagholz war aufgeschichtet am Ofen mit grünlasierten Reliefkacheln, um den die Bank mit umlegbarer Lehne lief. Sean setzte sich darauf. Hier also war das Zuhause von Angélique und ihrer Familie. Sean sah, dass auf die Bohlenbalken zweier Wände Naturszenen gemalt waren – Vögel und fantasierte Blumen, eine Paradiesszene in leuchtenden Farben.

Nach einer Weile überlegte er, wie es wohl in der Werkstatt aussehen mochte. Er hatte den Platz der Buchmaler in Brest gesehen und sich nur schwer davon verabschieden können. Bislang hatte es eine solche Pracht der Buchmalerei nur in den

Klöstern gegeben, jetzt entwickelten sie sich in den reichen Städten. Sean brannte darauf, die Werkstätten zu vergleichen.

Sean stand auf und ging hinaus. Im Flur war es dunkel und stickig. Er stieg auf ausgetretenen Stiegen in die Werkstatt hinunter, die das ganze erste Stockwerk einnahm.

Auch hier umging ihn der Eindruck, alles warte auf ihn und schaue ihn an. Es roch wunderbar. Wie alles der Offizin des Großvaters von Angélique ähnelte!

Sean blieb unwillkürlich stehen. In der Erinnerung sah er das spöttische Lächeln im Gesicht von Angélique. Hatte sie ihm etwas sagen wollen und es nicht getan? Wusste sie schon, dass ihr Vater niemals die Zustimmung zu ihrer Verbindung geben würde? Und war er, Sean of Ardchatten, nicht wirklich noch viel zu jung? Was hatte er ihr schon zu bieten – außer seiner übergroßen Verehrung?

Plötzlich hörte Sean auf dem Bretterboden über sich ein Geräusch. Es klang wie Schritte. Er schaute unwillkürlich auf, als könnte er die Decke mit Blicken durchdringen.

War jemand in der Wohnung? Er trat auf den Flur und lauschte nach oben.

Von unten hörte er die Stimme des Hausbesorgers, der mit seiner Frau schimpfte. Dann rief André empor, ob er jetzt gehen könne, der junge Herr habe ja wohl alles und solle die Türen beim Weggehen zusperren.

Sean bejahte und dankte ihm. Er hörte, wie das Ehepaar die Eingangstür zuschlug und seine Schritte auf der Straße leiser wurden.

Sean ging in die Werkstatt zurück. Das Geräusch von oben hatte sicher der zunehmende Gewitterwind verursacht, der die Fensterläden klappern ließ. Sean blickte nach draußen, es hatte angefangen, aus einem dunklen Himmel zu tröpfeln.

Er nahm ein Buch aus dem Regal, das vor kurzem frisch ausgemalt worden sein musste. Die Farbe roch noch. Es war

ein Liebesbrevier, das ein Herrscher für seine jüngste Tochter in Auftrag gegeben hatte. Sean wusste seit den Tagen in Brest, dass Handelsherren solche Aufträge oft vergaben, um den Künsten und vor allem den Künstlern einer Stadt zu helfen.

Ein Liebesbrevier! Wenn er Angélique doch auch eines ausmalen könnte! Aber er konnte nur dichten und singen.

Sean blätterte in dem handgeschriebenen Buch und bestaunte die wunderbaren Miniaturen. Szenen des Alltags, der Frömmigkeit, der Lustbarkeit. Gerahmt von Akanthusblättern und Blumen auf Goldgrund. Wer auch immer dieses Buch ausgemalt hatte, wahrscheinlich Vater Maxime, vielleicht auch der verschwundene Geselle, dieser Plourivo Flaubert, er war ein Meister!

Sean drückte das Brevier an seine Brust. Eines Tages würde er Angélique ein Buch widmen. Er würde es bei dem größten Ausmaler in Auftrag geben, es würde schöner sein als alle anderen.

Mitten in diesen verträumten Gedanken hinein, der ihn ganz packte, spürte Sean of Ardchatten einen jäh entfachten Luftzug. Es war, als würde irgendwo im Hintergrund mit einer schnellen Bewegung eine Tür geöffnet.

Es beunruhigte ihn noch nicht. Das Buch nahm ihn noch zu sehr gefangen. Aber er roch jetzt etwas Fremdes, etwas, das nicht hierher gehörte.

Als er sich unwillkürlich umwandte, um nach der Eingangstür der Werkstatt zu sehen, erschrak er heftig. Dort lag der Grund. Jemand sprang auf ihn zu.

Sean war zu einer Abwehrbewegung nicht fähig. Er sah im Halbdunkel der Werkstatt nur die Umrisse, so als würden die Konturen des Zimmers mit seinen Gegenständen und Möbeln zu einem einzigen Körper verwachsen, der etwas Gewalttätiges in sich vereinte.

Er hörte zuerst einen knurrenden Laut und einen weichen hinterher, so wie ein Ausatmen oder ein Seufzen. Danach durchschnitt etwas die Luft. Dann nahm er ein Blitzen wahr.

Und mit dem Blitzen kam der scharfe, weiß glühende Schmerz.

Sean schnappte nach Luft. Der Schmerz fuhr von der linken in die rechte Hand und dann in seine Brust. Er setzte sich als Feuerwerk aus Lichtpunkten in seinem Kopf fort und explodierte in seinen Augen.

In seinem Verstand bildete sich plötzlich ein glasklarer Gedanke. Jetzt hat er mich gekriegt!

Aber wer war es?

Wer?

Und was hatte er dem Unbekannten getan?

Er sah das Auf und Ab des Armes, der auf ihn einstach. Dann versagten seine Beine ihm den Dienst.

Als er auf dem gefliesten Boden der Werkstatt aufschlug, fiel ihm das Buch aus der Hand, das er noch immer an sich gepresst hatte. Und noch etwas anderes fiel herunter und blieb auf dem Umhang des regungslosen Sean liegen. Es war ein kleines Kreuz aus hellem, weichem Holz. Die Hand, die ein Blatt handgemaltes Papier aus dem Umhang gezogen hatte, riss dabei das Kreuz unbemerkt mit heraus. Auf dem Papier befand sich eine bunte Szene an einem Wasser. Sie zeigte eine Jagdszene mit vielen Zuschauern.

Das Papier wurde verächtlich weggeworfen und segelte auf den Liegenden herab.

Eine Stimme keuchte: »Du verfluchter Hund!«

Ein Fußtritt traf den schon Bewusstlosen. Deshalb hörte er auch die Stimme nicht mehr, die sagte: »Endlich hast du deinen Teil, du Lump.«

Dann verließ eine Gestalt, deren Konturen längst wieder in einen menschlichen Umriss zurückgeflossen waren, den Raum.

Es war eine mächtige und dennoch geschmeidige Gestalt, die sich schnell bewegte. Sie verschwand so plötzlich, wie sie gekommen war.

Im nächsten Moment war alles im Raum ruhig und friedlich.

Sean lag verkrümmt in einer Blutlache, die sich langsam ausbreitete.

Das kleine, unscheinbare Kreuz wurde von den Falten seines Umhanges umrahmt und halb verdeckt. Das herabgesegelte Bild bedeckte das Liebesbrevier für die Tochter des Handelsherrn. Das Buch war nach dem Angriff aus den kraftlosen Händen des Verletzten zu Boden gefallen. Das bunt bemalte Blatt wurde von seinem austretenden Blut wie von einer herankriechenden Zunge geleckt.

Spätsommer 1316, Tage der Kreuzerhöhung

Henri de Roslin, Uthman ibn Umar und Joshua ben Shimon hatten die erste Nacht auf dem Festland tief geschlafen. Sie hatten sich ein Quartier gesucht, das gleich zwischen dem Hafen und dem trapezförmigen Schloss des Herzogs der Bretagne in einer Schiffergasse lag, die Rue Traverse hieß. Es war ein Segen, auf Strohmatten zu liegen, die nicht im Wellengang schwankten. Jetzt waren sie schon wieder voller Tatendrang. Aber sie mussten warten, bis Sean of Ardchatten aus Damme eintraf.

Henri begriff erst, als er einen Boten zu der verabredeten Poststelle im Rathaus schickte, dass der Knappe erneut ungehorsam gewesen war. Er war schon vor Tagen in Brest eingetroffen, wartete jedoch nicht, wie verabredet, auf sie. Er hinterließ einen Brief, in dem er schrieb, dass er Angélique nach Quimper folgen müsse. Durch sie allein könne er Guinivevre vergessen.

Wer, um des Himmels willen, war Angélique?

Henri war verärgert. Er überlegte ernsthaft, ob er den Knappen aus seinen Diensten entlassen sollte. Einen Knappen, der nicht folgte, konnte sich kein Ritter leisten. Im Kampf konnte das tödliche Folgen haben. Henri mietete einen reitenden Boten und schickte ihn nach Quimper. Er sollte Sean auf der Stelle nach Brest beordern.

Unterdessen sahen sich die Gefährten die Hafenstadt Brest an. In einer Schänke, in der sie zu Mittag aßen, erfuhren sie von einem Buchmaler, dass der junge Sean im Haus des alten,

ehemaligen Gildeführers der Buchmaler gewesen war, dort hatte er eine Zeit lang mit Angélique Maxime verbracht. Der Knappe habe sich in Angélique und die Bilder des alten Buchmalers verliebt. Die beiden jungen Leute hätten sich auf der Schiffsreise von Damme nach Brest kennen gelernt.

Henri musste innerlich den Kopf schütteln, er argwöhnte, die ritterlichen Erziehungsideale bedeuteten für Sean nichts mehr. Hatte er den Knappen an das weltliche Leben verloren?

Die Gefährten waren zur Tatenlosigkeit verdammt. Nur langsam gewöhnten sie sich an den Gedanken, dass auch eine kampflöse Zeit wichtig war. Von ihrem Wirt ließen sie sich über die gegenwärtigen Herrschaftsverhältnisse im Land aufklären. Nach dem gewaltsamen Tod Philipps des Schönen hatte Ludwig der Zänker auf dem Thron gesessen. Aber er war drei Monate zuvor gestorben. Jetzt hatte Frankreich nur einen Regenten der Übergangszeit, die Thronfolge musste vorbereitet werden. Das Kind Ludwigs und Clementias sollte im November gekrönt werden.

»Vielleicht können wir in der Bretagne bleiben?«, meinte Henri. »Der Regent Philipp von Poitiers ist ein friedlicher Mann. Und wenn wir ein minderjähriges Kind auf dem Thron haben, müssen wir dann Verfolgung fürchten? Das Kind wird in den nächsten zehn Jahren genug damit zu tun haben, die Regeln zu erlernen. Er stellt keine Gefahr dar.«

Joshua wiegte den Kopf. »Seine Ratgeber werden die alten sein, die schon bei Philipp dem Schönen in Diensten waren. Ihr Hass auf die Templer dürfte ungebrochen sein.«

»Ich glaube nicht, dass sie den Ton angeben«, meinte Henri. »Lasst uns in der Bretagne verweilen. Die Luft ist gut. Der Glaube stark. Der Fisch schmeckt herrlich.«

»Wir müssen nur Sean holen«, sagte Uthman. »Dieser Knappe wird langsam allzu flügge. Ein Dickschädel und Eigenbrötler. Du solltest ihn dir vorknöpfen.«

»Das muss ich«, sagte Henri. »Sonst verlieren wir ihn an die Mädchen.«

Sie lachten, aber im Herzen verspürten sie auch ihr eigenes Versagen. Sie hatten dem Jungen offenbar nicht genug Vorbild sein können. Vor allem Henri war traurig darüber. Aber auch Joshua, der Sean wie seinen eigenen, verlorenen Sohn liebte, spürte den Verlust. Aber er wollte auf Sean einwirken.

Der Tag der Kreuzerhöhung rückte näher, und weil der Bote aus Quimper nicht kam, beschloss Henri, diesen Tag in der Kathedrale zu feiern. Uthman und Joshua verabredeten, sich währenddessen in der Stadt umzusehen und frische, starke Reitpferde aus dem besten Stall zu kaufen.

Henri liebte das christliche Fest der Kreuzerhöhung besonders. Am Vorabend feierte er die Weihe der Auferstehungskirche mit, und er wachte die Nacht mit den anderen Gläubigen in der Kathedrale. Die Empore mit ihren ausladenden Arkaden war voll besetzt mit Pilgern, darunter befanden sich auch Frauen.

Henri erinnerte sich an die Überlieferungen zu diesem Fest. Einst hatte die Kaisermutter Helena im Jahr der Fleischwerdung des Herrn 320 in Jerusalem das Kreuz Christi aufgefunden und daraufhin die Doppelkirche auf dem Hügel Golgatha errichten lassen. Allen Christen im Abendland wurde zu diesem Anlass das Kreuz feierlich gezeigt und zur Verehrung dargeboten. Jede Kirche im Land erhielt an diesem Tag die Weihe einer Martyriumskirche.

Henri wusste auch, dass die Kunde von der Existenz einer Kreuzesreliquie in Jerusalem in das Abendland erst durch Kyrill von Jerusalem im Jahr des Herrn 348 bezeugt worden war. Die Pilgerin Egeria berichtete später von den Feiern zur Erinnerung an die Weihe der Martyriumskirche und der Auferstehungskirche und erwähnte das Kreuz. In Henris Gedanken drangen jetzt die Worte des Priesters. Er versank im

Gebet. *»Denn du hast das Heil der Welt auf das Holz des Kreuzes gegründet. Vom Baum des Paradieses kam der Tod, vom Baum des Kreuzes erstand das Leben.«*

Der Priester las danach mit schöner, schwungvoller Stimme die Erzählung von der ehernen Schlange. Dann setzte der Gesang aus hellen Frauenstimmen ein.

Henri blickte hinüber zum Altar. Dort lag der heilige Schrein. Ein echter Splitter des Kreuzes von Golgatha. Er lag in einer Monstranz aus Silber und war geschmückt mit Elfenbein und Edelsteinen. Darauf war diese Kirche gebaut. Ein wohliger Schauer erfasste Henri. Er fühlte sich der Gemeinde dieser Kirche und seines Herrn Jesu ganz nahe.

Wenn diese innigen Feiern nicht wären, in denen das Herz sich überschlägt vor gläubiger Freude, dachte Henri, ginge die Welt bald aus den Fugen. Wie stark wurde man in einem solchen Fest!

Als er später Uthman und Joshua traf, zeigten sie ihm die neuen Reittiere. Es waren kräftige, nervöse Rappen, gut geeignet für lange, ausdauernde Ritte.

Die beiden Gefährten feierten in ihrer Religion den Tag der Kreuzerhöhung nicht. Auch die Abneigung gegen Reliquien war ihnen anzusehen. Besonders Uthman, der Sarazene, verabscheute sie als billigen Tand, der die Gläubigen narrete. Joshua stimmte ihm zu. Der Theaterpomp der Papstkirche war dem Juden, der selbst Musik in der Kirche ablehnte, ein Gräuel.

Während sie auf den Boten aus Quimper warteten, grübelte Henri, wie er es anfangen sollte, nach versprengten Templern zu suchen. In Brest befanden sich sicher viele. Aber wie sollte er sie ausfindig machen? Der Ordenssitz des Tempels war geschlossen und mit Brettern vernagelt.

Auch die Gefährten konnten ihm nicht raten. Nach zwei Tagen beschlossen sie, das Großelternhaus der Buchmaler

aufzusuchen. Sie wollten dort nach den Tagen des Aufenthaltes von Sean und Angélique fragen.

Man empfing sie freundlich. Die alten Buchmaler wohnten in einem alten Haus mit Steinfundament. In ihren Räumen atmete der Geist der Schönheit, der Farben, der Fantasie. Der alte Maxime führte die Besucher durch sein Atelier, zeigte ihm alles und berichtete, wie wohl sich Sean of Ardchatten hier gefühlt hatte. Der Buchmaler hatte nicht unterscheiden können, ob Sean sich mehr in die Bilder, die er ihm zeigte, oder in Angélique verliebt hatte.

Er zeigte den Gefährten einige Bücher, die er ausgemalt hatte. Es waren wunderbare Buchhandschriften christlichen Inhaltes, aber auch weltliche Andachtsbüchlein, die von hohen Herren in Auftrag gegeben worden waren. Darunter das Liebesbrevier eines Tuchgroßhändlers, das er für seine Tochter am Tag ihrer Hochzeit bestellt hatte. Die leuchtenden Miniaturen zeigten das Alltagsleben reicher Leute zwischen Andacht und Luxus.

»Ein solches Buch existiert auch im Haus meines Sohnes in Quimper«, sagte der alte Mann. »Ich habe es angefangen auszumalen, aber dann verließ mich die Inspiration.«

»Ein unfertiges Buch ist wie ein nicht angefangenes«, sagte Joshua.

»Oh, es wurde weiter daran gearbeitet! Der Geselle meines Sohnes in Quimper, ein gewisser Plourivo Flaubert, malte es zu Ende. Ein sehr begabter junger Mensch, kaum zwanzig Jahre alt! Wenn Ihr nach Quimper kommt, müsst Ihr es anschauen! Es ist ein Meisterwerk! Vor allem die Jagdszenen, an denen sogar der bretonische Hof und die geistlichen Herren der umliegenden Klöster teilnahmen!«

Henri versprach es. Dann fragte er: »Sagt mir, Meister, Eure Nichte, Angélique, was ist sie für ein Wesen? Tut Sean recht daran, sie zu lieben?«

»Sie ist eine Perle!«, sagte der Großvater. »So tüchtig, so patent – und vor allem so schön, wie meine schönste Miniatur es nicht ausdrücken könnte!«

»Sie ist im heiratsfähigen Alter?«

»Das kann man wohl sagen. Sie ist dreiundzwanzig. Vielleicht arbeitet sie zu viel. Sie sollte heiraten!«

»Unser Sean ist siebzehn. Aber wir wollen ihn nicht verlieren. Da müsste schon ein außergewöhnliches Mädchen kommen.«

»So eines ist unsere Angélique.«

»Seans Guinivrevre war auch eines. Eine Jungfer, so begehrenswert, dass sie sich der Freier kaum erwehren konnte. Aber wir haben entschieden, dass Sean noch warten muss mit der Ehe. Seine Ausbildung ist noch nicht abgeschlossen.«

»Nun – macht Euch selbst einen Eindruck, Ihr Herren! Ihr trefft Angélique in ihrer Herberge. Sie ist für jeden Mann, der sie bekommt, ein Geschenk des Himmels!«

Henri dachte: Dann habe ich den Kampf um Sean of Ardchatten wahrscheinlich verloren.

Nach fünf Tagen kam der Bote mit schlechten Nachrichten aus Quimper zurück. Er berichtete von den Ereignissen um Sean. Henri war entsetzt. Er verzieh dem Jungen sofort, auch wenn er ungehorsam gewesen war. Jetzt empfanden auch Uthman und Joshua nur noch Sorge um ihn.

Sie beschlossen, umgehend nach Quimper aufzubrechen.

Spätsommer 1316, Das Geheimnis des Sean of Ardchatten

Angélique träumte. Das gestattete sie sich nicht oft. Seit sie die Herberge vor fünf Jahren von ihrer Mutter übernommen hatte, ließen ihre Aufgaben ihr keine Zeit dafür. Die Mutter Hilaria, nach ihrem Tod bestattet auf der Insel Glénan vor der Küste, hatte immer gesagt: »Unsere Heimat Griechenland ist ein Land zum Träumen, in diesem kalten Land der Normannen aber, mein Kind, kann man nur eines machen, Geld.«

Angélique hatte sich dagegen gewehrt. Aber weil sie auf sich allein gestellt war, hatte ihre Mutter schließlich Recht behalten. Angélique hatte keine Zeit zum Träumen.

Die junge Frau seufzte und schüttete die Strohsäcke aus, die sie jeden Freitag austauschte. In einer Herberge mit dreißig zugänglichen und sechs geheimen Räumen fraß die Arbeit jeden auf. Und da sie darauf achtete, dass ihre Bediensteten nicht mehr tun mussten, als sie selbst tat, hatte sie auch nie die Flausen der Jugend besessen. Und doch, wie gern würde sie einmal ausgehen! In Brest hatte sie Sean auf einem Weinfest kennen gelernt, und sie hatten ausgelassen getanzt. Beide hatten sich unsterblich ineinander verliebt und schworen sich auch Treue. Unverbrüchliche Treue, die eines Tages besiegelt werden würde.

Angélique wurde aus ihren Gedanken gerissen. »Wo ist, verdammt noch mal«, schrie jemand, »die Patronin?«

Angélique trat ans Fenster. Unten stand ein dicker Fischlieferant aus Loctudy auf seinem vierrädrigen Karren und stemmte die Arme in die Seite.

»Warum schreist du so, guter Menez? Hat deine Frau dir heute morgen nicht ihre schöne Seite zugekehrt?«

»Angélique Maxime! Verdammt will ich sein! Warum hilft mir niemand, die Fische abzuladen? Ich habe keine Zeit, hier Wurzeln zu schlagen, in der Stadt tobt seit heute die Wallfahrt, es ist das Geschäft des Jahres!«

»Mein Freund! Wenn du mit mir Geschäfte machst, hast du größere Vorzüge! Denn sagt man nicht, ich sei die adrettteste und freundlichste Gastwirtin in der ganzen Bretagne?«

»Das ist wahr, schöne Angélique – und auch die gescheiteste! Aber jetzt sei auch kollegial und schick mir jemand zum Abladen! Ich bitte dich!«

»Das klingt schon anders. Francis!« Sie wandte sich ins Haus und rief einen Knecht. »Geh und hilf dem Händler mit dem Gemüse.«

Angélique klopfte die Bettvorhänge ab, schüttelte noch ein paar Federkissen und Deckbetten aus und deckte weißes Linnen über die Matratzen aus Heu und Häcksel, das an den Rändern mit hellblauem Posament verziert war. Sie reinigte die am Fußende der Betten mit Scharnieren befestigten Tische und klappte sie zusammen. Dann versprühte sie Tropfen von Obstessig, kehrte den Boden, bohnerte ihn mit gekochtem Sägemehl und schloss die Fenster.

In ihrer Herberge gab es kein Ungeziefer, nicht einmal Spinnen. Auch deshalb kamen die hohen Herren zu ihr, die selbst in den teuren Stadthäusern von Flöhen und Wanzen zerstoichen wurden. Angélique war stolz darauf, dass ihr Haus unterirdische Latrinenleitungen und einen gedeckten Kanal unter dem gepflasterten Vorplatz hatte. So wurden ihre Gäste nicht von dem Geruch belästigt, der in den Gassen der Stadt lag. Sie hatten noch nie eine Maus oder Ratte gesehen.

Angélique ging hinunter. Das Mittagessen war beendet, die Küchenhilfen säuberten die Herdstellen und die Tische mit

Borstenbündeln des Wildschweins, der Küchenjunge wusch das Zinngeschirr, Holzsteller und Krüge. Angélique hatte in aller Herrgottsfrühe nur frisches, mit Fenchel gewürztes Fladenbrot in Wein getaucht und hastig ein paar Brocken gegessen. Sie verspürte keinen Hunger. Der Hunger, der manchmal in ihr wuchs und heute besonders stark war, war von anderer Art.

Sie dachte an Sean. Seine Küsse brannten noch auf ihren Händen. Es hätte schon mehr sein dürfen! Aber er war so scheu. Sie spürte seinen Leib an ihrem. Sie sollten Hochzeit halten. Er war noch sehr jung, und sie passten vielleicht nicht zusammen, aber war das nicht eine wunderbare Voraussetzung, um lange beieinander zu bleiben?

Sean musste nur diesen strengen Ritter Henri de Roslin verlassen. Wie konnte sie das nur anstellen? Dann könnten sie zueinander kommen.

Angélique ging durch die Räume im Erdgeschoss ihrer Herberge, öffnete alle hölzernen Fensterläden. Die Gäste waren ausgeflogen. Frische Luft nach dem Gewitterregen zog herein. In der Vorstube standen Reisende, die sie verabschieden musste. Darunter waren zwei geistliche Gesandte aus Mont St. Michel, ein Kaufmann aus Brest und ein Musiker aus dem normannischen Teil Englands. Die Gesandten beschwerten sich, der Trompeter habe die halbe Nacht lang geblasen.

»Ich habe nicht geblasen. Ich blase nie. Ich bin ein keuscher Mensch.« Der junge Musiker gefiel Angélique, er hatte ein verschmitztes Gesicht.

Der Gesandte erbleichte. »Nicht, was Sie meinen! Wird einem denn hier das Wort herumgedreht? Ich meine auf der Trompete geblasen! Auf der Trompete!«

»Auf Trompeten blase ich schon gar nicht. Meine Vorliebe geht eher zu den Damen! Aber auch auf ihnen blase ich nicht. Ich...«

»Ach, seien Sie doch still, unverschämter Mensch! Wirtin, ich zahle! Nur fort von hier!«

Angélique beruhigte die beiden aufgeregten Gesandten. »Bis jetzt hat es Ihnen doch bei uns gefallen, Exzellenzen! Kommen Sie wieder, ich bitte Sie! Beim nächsten Besuch, ich verspreche es Ihnen, wird nicht geblasen. Ich achte persönlich darauf, dass Ihnen kein Leid geschieht.«

»Vorerst setzen wir keinen Fuß mehr in diese Herberge. Auch nicht in diese Stadt. In dieser Stadt regiert schon jetzt der Teufel! Das Werk des Glaubens gilt nicht mehr und nicht die Gesetze von Anstand und Ordnung. Hier wird Geld gemacht und Unzucht getrieben. Selbst bei einer Wallfahrt, ja gerade während dieser! Wir brauchen einen richtigen König, der das Ganze im Auge hat, nicht so eine feige Zwischenlösung wie diesen aus Poitiers! Sonst geht es bergab!«

»Nun beruhigen Sie sich doch, wir bekommen ja einen neuen. Es wird allerdings ein Kind sein. Aber ihr wisst vielleicht, dass Kinder streng und gerecht sind.«

»Gebe Gott, dass es bald so weit sein wird.«

»Und geben Sie mir bitte jetzt sechs Livres und drei Sous für vier Übernachtungen, mein werter Herr.«

Der Gesandte zahlte, nickte beleidigt und verschwand mit seinem Begleiter. Ihre grauen Gewänder rauschten. Auch der Kaufmann verschwand in ihrem Gefolge. Der Musiker zahlte, packte seine Sachen und ging hinaus. Angélique rief ihm nach:

»Bis bald, Musicus! Eine schön geblasene Melodie ist bei mir immer willkommen!«

Angélique hörte den Glockenschlag von der Domkirche. Zwei Schläge, die über die Ebene rollten, als sei Zeit ein großer Besen, der das Festgefügte davonkehrte. Sollte sie

schon jetzt gehen? Dann wäre sie früher bei ihrem Vater. Und dann auch früher bei Sean! Kurz entschlossen rief Angélique ihre Bediensteten zusammen und gab ihre Anweisungen. Sie ließ die Kutsche einspannen.

Als sie gerade losfahren wollte, hielt sie jemand auf. Einer der Gäste, er hatte funkelnde Augen in einem roten Gesicht mit Backenbart, vermisste einen kleinen, länglichen Kasten aus Gold und Silber mit vier Füßen aus Edelstein.

»Gestern Abend war er noch da! Ich bin in größter Bestürzung, Wirtin!«

Der Mann, er trug das schwarzweiße Ornat des Ritterordens zum Schutze Mariens in Tréguier und darüber die schwere Kette, blickte Angélique misstrauisch an. Nahm dieser Herr des geistlichen Ordens an, die Wirtin habe ihn bestohlen? Angélique spürte einen Moment lang Ärger. Dann entschied sie sich, belustigt zu sein.

»Suchen wir zusammen. Alles wird sich finden!«

»Er ist fort! Der Kasten ist fort!«

»Das sagten Sie ja schon. Was war darin?«

»Etwas Kostbares! Und etwas, das nicht für andere Augen bestimmt ist.«

Angélique suchte die Stube der Ordensritter ab. Es war die größte im Haus und befand sich am Ende des Ganges, zum Wald hinaus. Man konnte den Gang nur durch eine andere Tür betreten. Die Ordensleute wollten immer für sich sein.

Der Kasten blieb verschwunden.

»Wenn die Herren mir sagen wollen, wie er genau aussah, entdecke ich ihn sicher irgendwo.«

Der würdevolle Ordensmann beschrieb den Kasten mit gereizten Worten. Schmal, lang, silbern, mit Intarsien aus Gold – ein Geschenk aus dem normannisch verwalteten England. Angélique versprach, weiterzusuchen.

Als sie gehen wollte, sagte der Ordensritter: »Warten Sie. Wer könnte Zugang zu unseren Räumen gehabt haben – außer Ihnen natürlich?«

Angélique blickte ihn ungerührt an. »Niemand. Wie Sie wissen, richte ich Ihren Raum persönlich her, so ist es abgemacht.«

»So, so...«

»Wenn Sie glauben, der Kasten sei Ihnen entwendet worden, dann müssten Sie allein mich verdächtigen. Tun Sie das, hoher Herr?«

Der Ordensmann zögerte. »Nein. Ich kenne Sie ja als vertrauenswürdig. Andererseits kann der Kasten nicht davongeflogen sein. Und da er nicht mehr in meinem Besitz ist, wurde er gestohlen. Welcher der übrigen Gäste ist noch im Haus?«

Angélique wurde ungeduldig. Sie wollte zu ihrem Vater. »Kommen Sie mit zum Schlüsselkasten«, sagte sie, »dann kann ich es Ihnen sagen.«

Die Schlüssel zu allen Stuben, außer den geheimen, hingen am Brett. Angélique deutete darauf. »Sehen Sie selbst.«

»Wer wohnt in den Räumen, deren Schlüssel fehlen?«

»Das kann ich Ihnen ebenso wenig sagen, wie Sie über den Inhalt des Kästchens sprechen wollen.«

»Nun – in dem Kasten befindet sich eine echte Reliquie. Verstehen Sie? Ein unersetzbares Stück!. Es ist eingearbeitet in ein Gebein. Ein kleines Format natürlich. Und aus purem Gold.«

»Ach?«

Der Ordensmann war nun gänzlich rot geworden. »Ein unermesslich wertvoller Knochen. Wir haben ihn – nun, geschenkt bekommen. Wenn wir diesen Knochen nicht wieder finden, droht großes Ungemach!«

»Ihr Herren«, sagte Angélique betrübt, »ich sehe, was ich tun kann. Aber nun entschuldigt mich. Ich habe etwas zu erledigen. Am Abend haben wir den Kasten mit der Reliquie vielleicht schon irgendwo gefunden. Denn Reliquien sind heilig und können nicht verloren gehen, und in meinem Haus ist noch überhaupt nichts gestohlen worden. Habt ein wenig Geduld.«

»Nun müsst Ihr uns sagen, wer in den geheimen Räumen wohnt!«

»Da irren Sie. Ich habe meine Gäste vor Belästigungen zu schützen, vor allem die, die darauf besonderen Wert legen. Dazu gehören Sie selbst, meine Herren. Ich sage Ihnen aber zu, Ihr Kästchen im Auge zu behalten.«

»Wie wollt Ihr unser Kästchen im Auge behalten, Wirtin, wenn es doch verschwunden ist?«

»Das ist so eine Redensart. Ich behalte es vor dem inneren Auge, verstehen Sie? Und nun ersparen Sie Ihrem roten Ärger weiter die Mühe, in Ihr Gesicht zu steigen. Ich muss gehen.«

Angélique nickte dem Ordensritter freundlich zu und verließ die Herberge. Ihre Hausbesorgerin Martha bekam ein paar Anweisungen und würde sich um alles kümmern.

Angélique bestieg den Einspanner und fuhr los. Das Pferd fiel in schnellen Trab. Über das flache Ufer der Steir ging ihr Blick in die weite Landschaft der Ebene bis zur entfernten Linie des Meereshorizontes. Davor reckten sich stolz die Turmspitzen der Stadt, Angélique zählte fünfzehn. Sie lebte hier seit ihrer Kindheit, aber immer wieder entdeckte sie einen neuen Turm. Oder einer verschwand. Jedenfalls bildete sie sich das ein. Sie wollte einfach, dass es so war.

Am Stadttor kannte man sie und ließ sie ohne Kontrolle passieren. Die Soldaten des Bischofs unterließen es nie, ihre anmutige Gestalt mit bewundernden Blicken zu bedenken, aber sie wagten keine Anzüglichkeiten. Angélique Maxime war

eine angesehene Bürgerin, sie brachte trotz ihrer jungen Jahre der Stadt Gewinn wie ein Kaufmann, der die Märkte beschickte. Sie zog hohes Publikum in die Stadt der Pilgerströme. Ihre Herberge an der Fernstraße durch das Finistère nach Brest war seit ihrem Betreiben durch ihre Mutter weithin berühmt und stand unter dem Schutz der Handelsherren. Auch die kaufmännischen Bruderschaften zogen aus ihrer Existenz so manchen Vorteil.

Angélique umrundete die mit Menschen übervolle Stadt auf den Wegen, die an der Befestigung entlangführten. Oben in den Wandelgängen polterten Wachsoldaten entlang. Sie musste einem Schaufechten ausweichen, das mit beidseitig eisenbeschlagenen Stöcken ausgetragen wurde und viel wüstes Publikum anlockte. Bevor sie in das Straßengewirr hinter dem Gebäude der Tuchgroßhändler eintauchte, dessen Kupferdach in der Sonne leuchtete, stellte sie ihre Kutsche in einem öffentlichen Stall ab und ging zu Fuß weiter. Sie erreichte die vertraute Gasse mit dem Haus ihres Vater Schlag halbdrei.

Maufra berichtete ihr mit halblauten Worten vom Besuch Seans. Angélique erschrak darüber, dass der Vater sein Ersuchen rundweg abgelehnt hatte. Sie musste sich einen Moment lang enttäuscht auf einen Hocker setzen.

Aber das würde nicht sein letztes Wort sein!

Sie trat an das Krankenbett und küsste ihren kranken Vater auf die Stirn. Er schlief fest. Angélique wollte ihn nicht aufwecken. Sie kniete noch eine Weile neben dem Lager. Dann stand sie auf, besprach das Notwendige mit Maufra, die sie seltsam anblickte, und verließ das Elternhaus.

Sie schlug den Weg zur Werkstatt, die unweit entfernt lag, zu Fuß ein. Man grüßte sie, und sie grüßte zurück. Die Haustür der Buchmalerwerkstatt war geschlossen. Angélique trat ein paar Schritte zurück auf die Straße und sah an der Fassade empor. Die obersten Fenster standen offen. Als sich auf ihr

Klopfen und Rufen niemand zeigte, drückte sie gegen die Tür. Sie schwang nach innen auf. Angélique trat ins Dunkel.

»André? Niemand hier? Sean?«

Sie lauschte. Kein Laut.

Sie rief noch einmal nach dem Hausbesorger. Er war nicht da.

»Sean? Bist du oben?«

Angélique war seltsam berührt. Hatte Sean die Verabredung vergessen? Sicher stürzte gerade viel auf ihn ein, aber zerstreut war er keineswegs.

Sie ging die knarrende Treppe empor. Die Tür zur Werkstatt stand offen. Und dann sah sie ihn.

Im gleichen Moment schrie sie auf. Sie konnte nicht glauben, was sie sah. Ein kalter Schauer durchlief sie. Dann ging sie mutig in den Raum.

Sean lag in seinem Blut.

Angélique hob seinen Kopf an. Im bleichen Gesicht des noch jugendlichen Geliebten stand keine Regung. Was war hier geschehen? Lebte er überhaupt noch?

Sie lauschte mit angehaltenem Atem an seinen Lippen. Ein ganz feiner Hauch, der unendlich viel Kraft kosten musste, kam aus seinem Mund. Erleichtert fasste Angélique hinter seinen Nacken. Sie strich ihm zärtlich über das Gesicht.

»Mein kleiner Sean!«

Der Verletzte reagierte nicht.

Angélique sah um sich. Sie erblickte das von Messerstichen zerfetzte Buch, sah die Zeichnung daneben.

Was sollte sie tun?

Sie bettete seinen Kopf in ihren Schoß, wischte ihm den kalten Schweiß von der Stirn. Als sie vorsichtig sein Hemd zur Seite schob, sah sie den Einstich zwischen Schulter und Herz. Angélique traten Tränen in die Augen, sie merkte es nicht. Er schien sehr viel Glück gehabt zu haben. Das Messer hatte sich

mehrfach in das Buch gebohrt. Jetzt sah sie auch die beiden Einstiche in den Händen. Das Blut floss nicht mehr.

»Sean of Ardchatten!«, flüsterte Angélique. »Mein lieber Sean, hörst du mich?«

Er zeigte noch immer keine Reaktion.

Angélique wusste, dass sie ihm nicht helfen konnte. Ein Medicus musste kommen, sonst verstarb der Geliebte unter ihren Händen. Sie legte seinen Kopf sanft auf den Boden zurück. Schnell trat sie an ein Fenster und rief, so laut sie konnte, hinunter auf die Straße.

»Kann jemand einen Medicus oder Bader rufen? Ein schwerer Unfall!«

Im schräg gegenüberliegenden Fenster zeigte sich die Hausbesorgerin Giot, eine korpulente Frau mit einer schief sitzenden, weißen Wickelhaube auf dem Kopf.

»Was ist denn passiert? Ist jemandem etwas geschehen? Ach, Angélique Maxime! Es musste ja so kommen!«

»Der junge Sean ist auf den Tod verletzt! Kannst du helfen, Giot?«

»In meiner Herrschaft ist ein Medicus, weißt du das nicht, Angélique Maxime? Ach, ihr jungen Leute wisst gar nichts. Ich hole den Magister, es ist der Meister Priziac, er hält gerade seinen Nachmittagsschlaf.«

»Bitte beeile dich!«

Der Holzladen des Fensters schloss sich wieder. Angélique eilte zu Sean. Hatte er nicht gerade gestöhnt?

»Sean! Hörst du mich?«

Leicht begannen die Augenlider des Verletzten zu zittern. Angélique wusste, dass dies immer ein Anzeichen des Erwachens aus der Ohnmacht war. Sie hatte in der Herberge schon ein Dutzend Ohnmachten erlebt, einmal nach einer Schlägerei, bei der ein Gast einem anderen den Wanderstab

über den Schädel gezogen hatte. Der Getroffene war später gestorben.

Angélique musste warten, bis der Medicus kam. Sie streichelte Sean und flüsterte immer wieder seinen Namen. Dann fiel ihr Blick erneut auf das blutbefleckte Buch. Der braune Lederrücken war völlig zerfetzt, darunter schimmerte das handgeschriebene Pergamentpapier hindurch.

Und das Bild daneben? Es war blutbefleckt. Sie hob es mit spitzen Fingern auf.

Eine Jagdszene an einem See. Eine Gesellschaft. Schön ausgemalt in leuchtenden Farben. Sie hatte es noch nie gesehen. Hatte der Vater es gemalt? Sie glaubte, es an der Wahl der Farben zu erkennen. Vielleicht war es auch eine Arbeit des Gesellen Plourivo Flaubert. Warum lag es hier?

Auf den zweiten Blick sah sie, dass es nicht nur eine Jagdszene darstellte. Es war auch der Moment eines Unfalls. Im See lag nicht nur ein erlegtes Wildschwein. Daneben schwamm ein Toter. Ein Mann im Kleid eines Sakristans.

Angélique blickte zum Fenster, lauschte nach unten. Warum kam der Arzt nicht? Plötzlich wurde ihr zum ersten Mal bewusst, dass Sean einem Attentat zum Opfer gefallen war. Jemand hatte ihn ermorden wollen. Ein Mörder war im Haus gewesen!

Vielleicht war er immer noch hier!

Angélique lauschte. Es war nichts zu hören. Sie war nicht ängstlich. Sollte er nur kommen, sie würde mit ihm fertig werden! Aber nein, sicher hatte er längst das Weite gesucht.

Wieder flüsterte sie den Namen des Geliebten, jetzt eindringlicher. Sie küsste ihn auf den Mund. Seine Lippen waren kalt. Als sie sich wieder aufrichtete, bemerkte Angélique plötzlich in den Falten von Seans Überwurf ein kleines Kreuz.

War es ihm aus der Hand gefallen? Sie nahm es auf. Es bestand aus hellem Holz. Sie hatte es noch nie bei Sean gesehen. Auch darauf klebte sein Blut.

»Sean! Was ist hier nur geschehen?«

Unten ging die Tür. Jemand rief. Der Medicus kam die Treppe herauf. Angélique steckte, einem Impuls folgend, Kreuz und Zeichnung in ihre Kleidertasche.

Ein großer, viereckiger Kopf erschien kurz darauf in der Tür. »Was ist hier los? Warum liegt der junge Herr am Boden?«

»Ein Überfall«, sagte Angélique schnell. »Kümmern Sie sich um Gottes willen um ihn. Er hat viel Blut verloren.«

Der Medicus stellte seine ausgebeulte Ledertasche neben den Verletzten. Er zog ihm die Augenlider empor, dann sah er sich die Wunden an.

»Das gefällt mir ganz und gar nicht!«

»Helfen Sie ihm!«

»Bringen Sie mir heißes Wasser.«

Angélique lief in die kleine Wohnung des Hausbesorgers hinunter. Sie dachte jetzt mit keinem Gedanken mehr daran, dass der Mörder irgendwo lauern könnte.

Sie schürte ein Feuer im offenen Herd, setzte einen Wassertopf darauf. Es dauerte lange. Als sie mit dem heißen Wasser in die Werkstatt zurücklief, war der Arzt dabei, den blutigen nackten Oberkörper des Verletzten zu verbinden. Angélique war erstaunt über die weiße Haut Seans und seine kräftigen Schultern. Die Hände trugen schon einen dicken Verband, und die Rechte lag in einer Schlinge.

»Man könnte denken, das Buch sei das eigentliche Ziel des Rasenden gewesen«, knurrte der Arzt. »Es weist acht Messerstiche auf.«

»Er hat unendliches Glück gehabt«, murmelte Angélique. Ihr wurde für einen Moment schwarz vor Augen, sie musste sich setzen. »Er könnte jetzt tot sein.«

»Das könnte er zweifellos«, knurrte der Arzt wieder. »Aber ich werde ihn durchkriegen. Geben Sie mir endlich das Wasser. Ist es heiß genug?«

»Ja. Doktor, kann ich ihn pflegen?«

»Wie wollen Sie das anstellen? Sie bekommen kein einziges Medikament aus der Apotheke, in Quimper wird alles streng kontrolliert. Nein, er kommt in mein Spital. Es ist unweit von hier. Ich lasse ihn dahin transportieren.«

»Es war ein Überfall. Müssen wir nicht die Boten des Vogtes holen?«

»Ich muss das nicht. Nur die Wundärzte dieser Stadt müssen Verletzte unverzüglich dem Rat melden – und natürlich die Schneidärzte, wenn einer im Leichenschauhaus landet. Aber das werden wir wenn möglich vermeiden. Außerdem würden die Vögte den armen Verletzten nur spornstreichs ins Hauptsiechenhaus einweisen, dort muss er sich ein Bett mit zwei anderen Verletzten teilen, und die hygienischen Verhältnisse – na, reden wir nicht darüber.«

»Wer kann einen solchen Hass auf meinen lieben Sean haben, dass er ihn töten will? Ich verstehe es nicht!«

»Ich noch viel weniger. Der junge Herr ist ja wohl fremd hier?«

»Ja.«

»Und seit wann ist er hier?«

»Er kam heute Morgen.«

»Wer hat gewusst, dass der junge Herr heute kommt?«

»Nun – lassen Sie mich nachdenken. Der Hausbesorger, mein Vater, meine Schwester und ich.«

»Wo steckt der Hausbesorger?«

»André? Ich weiß nicht. Wahrscheinlich ist er bei sich zu Hause. Er wohnt am Fluss.«

»Er ist natürlich verdächtig.«

»Aber André ist eine Seele von einem Menschen, auch wenn er im ärmsten Stadtviertel wohnt.«

»Was für ein Geheimnis schleppt dieser Knappe mit sich herum, dass es ein Mörder auf ihn abgesehen hat?«

»Woher soll ich das wissen? Ich habe ihn gerade vor ein paar Tagen auf der Jahresmesse der Gastwirte in Brest kennen gelernt. Er kam aus Damme.«

»Also aus dem kriegsgeschüttelten Flandern kam er. Hmh. Das könnte ein Hinweis sein. Vielleicht war es auch Zufall. Vielleicht hat ihn ein Landstreicher überfallen, der im leeren Haus übernachtete. Oder ein Dieb, dem der junge Herr nur in die Quere kam.«

»Aber so viele Stiche! So viel Wut!«

»Ich bin kein Vogt, der Verbrechen aufklären kann. Später werde ich die Offizin des Stadtvogtes informieren – für alle Fälle. Man muss diesen André verhören. Aber zuerst ist der Patient wichtig. Euer Vater, Angélique, gehört ja zu den unteren Räten der Stadt, die Familie Maxime ist sehr verehrungswürdig. Im Spital hat der Verletzte jedenfalls die beste Pflege. Ich kann die Wunden mit allen notwendigen Mitteln behandeln. Dort werden wir ihn auch bestens betreuen, falls er stirbt. Die Stadtboten kommen später dran, ich werde mich darum kümmern.«

»Er darf nicht sterben!«

»Nun geben Sie mir noch mal Wasser, damit ich die Wunde ganz ausreiben und auswaschen kann. Reichen Sie mir auch die Alrauntropfen da. So, und nun rufen Sie die vierzehn Nothelfer oder den Heiligen Achatius an, wenn Sie wollen.«

»Doktor, ich bezahle alles! Gewähren Sie ihm die beste Pflege!«

Der Arzt schloss das Fläschchen mit dem Alraunenöl. »Mein Kind, von Geld reden wir nicht. Ich bin kein Bader oder Pfuscher.«

»Ich dachte nur...«

»Ich erhalte als einer der Stadtärzte ein jährliches Gehalt von 30 Pfund Sous, dafür kümmere ich mich um jeden, egal, ob arm oder reich. Danken Sie lieber unserem Schöpfer, der offensichtlich seine Hand über diesen jungen Menschen hält, weil er noch viel von ihm erwartet.«

»Das tue ich.«

Eine Stunde später kamen die Arzthelfer. Sie trugen lange, braune Kittel und aus Sorge vor Seuchen einen Atemschutz vor Nase und Mund. Sie legten den Verletzten vorsichtig auf eine Bahre und trugen ihn hinunter. Sean hatte zwischenzeitlich das Bewusstsein wiedererlangt. Er erkannte Angélique. Dann fiel er wieder in Ohnmacht.

»Lassen wir ihn schlafen«, sagte der Medicus. »Er hat viel Blut verloren.«

Sean wurde auf einem Karren mit gefederten Speichenrädern abtransportiert. Das Spital des Medicus lag im gleichen Viertel. Um ihn vor neugierigen Blicken zu schützen, zog man ein Tuch über sein Gesicht. Denn inzwischen hatten sich Gaffer aus der Nachbarschaft vor dem Haus des Buchmalers gesammelt, die wissen wollten, was geschehen war.

Der Medicus versuchte, sie mit belanglosen Worten zu zerstreuen, dann ging er in seine Wohnung. Angélique beschloss, zum Hausbesorger zu laufen.

Sie berichtete André, was geschehen war, und beobachtete ihn dabei. Sein Entsetzen schien echt. Sie wies den Hausbesorger an, alle Fenster und die Tür des Werkstatthauses zu verschließen und sich für ein Verhör bereitzuhalten. Angélique vermied es aber, zu sagen, wo der Verletzte versorgt wurde. Sie wollte Schonung für Sean.

Dann lief sie, so schnell ihre Füße sie trugen, ins Spital.

Sean war gut untergebracht. Der Raum, in dem man ihn gebettet hatte, ließ durch ein offenes Fenster das helle Licht

des Nachmittags einfallen. Es roch mild nach Rosenöl und Kampfer. Der Knappe atmete nur flach. Sein Atem setzte manchmal aus.

Angélique durfte an seinem Lager wachen. Vor dem Krankenzimmer hielt noch ein Pfleger Wache, der Medicus hatte es angeordnet. Angélique schickte einen Boten zu ihrer Herberge und übertrug Martha bis zum anderen Morgen die Verantwortung.

Ihr schwirrte der Kopf. Sie musste klar denken. Was hatte das alles bloß zu bedeuten? Was sollten das Kreuz und das Bild am Tatort? Hatte der Attentäter beides absichtlich dort hingelegt? Was sollte es aussagen?

Sean stöhnte die ganze folgende Nacht. Einmal hob er die Hand, als wolle er einen unsichtbaren Feind abwehren. Aber er war zu schwach. Angélique fasste seine Hand und hielt sie. Sie benetzte sein heißes Gesicht mit einem feuchten Schwamm, flüsterte seinen Namen.

Im Abstand von einigen Stunden kamen Pfleger und flößten ihm ein stärkendes Mittel ein. Auch der Medicus kam einmal und sprach Angélique Mut zu.

Gegen Morgen schlug Sean of Ardchatten die Augen auf.

Angélique war gerade auf ihrem Stuhl eingeschlafen. Sean berührte ihre Hand. Angélique schrak auf. Sean blickte sie an. Angélique spürte ein Glücksgefühl in sich aufsteigen wie warmes Sonnenlicht.

»Sean! Mein Liebster! Wie geht es dir?«

»Angélique. Was... ist geschehen...«

»Mach dir keine Sorgen. Du bist hier in Sicherheit. Es ist das Spital des Meisters Priziac. Ich bleibe bei dir.«

In seinen Augen stand Unsicherheit. »Sag mir, was los ist, Angélique.«

Angélique erzählte es ihm. »Aber du musst ganz still liegen bleiben. Und beruhige dich. Jetzt ist alles in Ordnung.«

Langsam kam seine Erinnerung zurück. Sean warf den Kopf hin und her. Angélique hielt ihn. Sie küsste sein Gesicht.

»Bleib ganz ruhig, Liebster!«

»Aber wer war es? Und warum ich?«

»Ich weiß es nicht. Ein Unbekannter. Wahrscheinlich ein Dieb.«

»Man hat ihn nicht gefasst?«

»Nein. Hast du keine Erinnerung?«

»Es ging alles so schnell. Ein großer Umriss, eine formlose Gestalt, wie ein Spuk...«

»Man wird ihn fassen. Irgendeine Spur wird er hinterlassen haben. Jemand muss ihn gesehen haben.«

Sean stöhnte auf. Er schloss wieder die Augen. Dann riss er sie auf und sagte: »Ich kann das nicht verstehen. Wer hasst mich so, dass er mich töten will? Ich kenne doch niemanden in Quimper.«

»Sorge dich nicht darum, Sean. Wir werden es herausfinden. Die Stadtboten werden es klären.«

Sean sah bleich und trostlos aus. Nach einer Weile sagte er: »Ich muss meinen Herrn Henri benachrichtigen. Er muss hierher kommen.«

»Natürlich.«

»Mein Gott, dein Vater liegt im Sterben. Und ich bin so zugerichtet. Wir können nicht zusammen an seinem Lager sein. Ich verstehe das alles nicht. Was habe ich getan?«

»Es wird alles wieder gut«, sagte Angélique töricht. Sie wusste einfach nicht, was sie sonst sagen sollte. Sie streichelte ihn. Er schloss wieder die Augen.

Als er sie wieder öffnete, fragte er: »Hat man im Haus denn nichts gefunden, was auf den Täter schließen lässt? Er muss schon lange auf mich gewartet haben. Gibt es irgendeinen Hinweis?«

Angélique überlegte, ob sie ihm von dem Kreuz und dem Splitter erzählen sollte, ließ es aber. Aber sie konnte ihm das Bild zeigen, das sie ebenfalls eingesteckt hatte. Sie zog es aus der Tasche.

»Dieses Bild. Ich fand es am Tatort.«

Sie hielt es ihm vor die Augen. Er blickte es an und wurde noch bleicher.

»Ich habe es angeschaut, bevor der Attentäter über mich kam. Zusammen mit dem Buch.«

»Sicher ist es ohne Bedeutung. Sean, es tut mir so Leid! Es kann alles nur ein Zufall sein. Und du bist unschuldig hineingeraten – oder nicht?«

»Was meinst du damit?«

»Ach, nichts.«

Angélique legte ihm eine Hand unter den Nacken und hob seinen Kopf an, damit er sie besser ansehen konnte. Sean richtete sich mühsam mit schmerzverzerrter Miene auf.

»Bitte hole meinen Herrn Henri nach Quimper!«, sagte er schwach.

Im gleichen Moment schrie er vor Schmerzen auf.

Der Schrei stach Angélique ins Herz. Verbarg Sean of Ardchatten wirklich ein Geheimnis? Was konnte es sein, in das er hineingeraten war? Angélique grübelte darüber nach und fühlte sich gleichzeitig irgendwie schuldig an seinem Leid.

War sie es, die etwas getan hatte, wofür Sean jetzt zahlen musste? Oder ihr Vater? War im Haus der Buchmaler etwas Verbotenes gemalt worden?

Angélique beschloss, dieses Bild ihrem Vater zu zeigen. Oder wenn er zu schwach war, ihrem Großvater. Wenn nur der Geselle zurückkäme. Wo steckte dieser Plourivo Flaubert bloß?

Sie sah, wie Seans Lippen zitterten.

Er wollte etwas sagen. Aber eine gnädige Ohnmacht entthob ihn dieser Anstrengung.

Spätsommer 1316, in Quimper

Ille de Sein, die alte Zauberinsel der Druiden, ragte nur acht Meter hoch aus dem Wasser, aber sie versank nicht, auch nicht in den großen Sturmfluten, die mindestens zweimal im Jahr alles überrannten. Man sagte, Merlin halte sie insgeheim mit beiden Händen über die Oberfläche, und nur, wenn er für einen Augenblick erlahme, schlugen die Wellen gnadenlos zu.

Henri de Roslin sah den Todesrechen der Riffe draußen, der alles gleichmachte, und er fröstelte in all dieser trügerischen Meeresschönheit. Die Riffe waren mörderisch und beinahe unsichtbar. Sie lauerten. Zwischen den glitzernden Streifen der schnellen Strömungen flog beinahe lautlos im ewigen Seewind der Tod mit.

Henri de Roslin war an diesem Tag empfänglich für solche Stimmungen. Hier in den umtosten Klippen am Meer bekamen die Stürme des Lebens ein Abbild, konnte man das Drängen der Schöpfung anschauen. Das Leben, dachte Henri, ist ein ewiger Kampf der Elemente und Gegensätze. Im Anblick der Meeresschönheit versöhnen wir uns vorübergehend damit.

Er schaute auf das Sonnenglitzern auf dem schäumenden Wasser, das gegen die düsteren Klippen prallte, und dachte an Sean of Ardchatten. Sein Knappe machte rasche Genesungsfortschritte, er konnte schon aufstehen und selbständig gehen. Henri war darüber unendlich erleichtert. Wie groß war sein Schrecken gewesen, als er den Knappen bleich und matt in den Kissen des Spitals erblickt hatte. Aber wie erleichtert auch, dass er in der besorgten Angélique an

seiner Seite eine wunderbare junge Frau kennen gelernt hatte, der er Sean gern übergeben wollte.

Henri hatte dem Knappen längst alles verziehen.

Aber was war das für eine seltsame Geschichte? Welche Rolle spielte Sean darin? Alles schien rätselhaft. Und Henri war, obwohl er die Spurensuche aufgenommen hatte, noch keinen Schritt weitergekommen. Niemand in der Stadt Quimper konnte den kleinsten Hinweis geben. Niemand wollte etwas gesehen haben.

Sie ducken sich, dachte er.

Aber vor was? Oder vor wem?

Selbst ihm, der seit einigen Tagen ein Offizin zu Füßen des Mont Frugy an der Südseite des Flusses Odet sein Eigen nannte und ganz offiziell im Tuchgeschäft mit dem normannischen Hertfordshire war, vertraute man sich in Quimper nicht an.

Henri hatte sich diese kaufmännische Existenz als Tarnung ausgedacht und sogar einen Gehilfen eingestellt. Die Einwohner schätzten Henri de Roslin inzwischen für seine Geldspenden für die Kathedrale und für seine offenen, redlichen Standpunkte in allen öffentlichen Streitfragen. Sie hatten sein Talent zur Schlichtung von Streit in der kurzen Zeit, die er hier ansässig war, schätzen gelernt. Aber sie misstrauten seinen Fragen. Sie gaben ihm keine Tathinweise. Er blieb ein Fremder.

Quimper hielt sich Augen, Mund und Ohren zu.

Angélique hatte Henri die beiden Fundstücke vom Tatort anvertraut. Henri grübelte darüber nach, was es mit ihnen auf sich haben konnte. Hatte der Täter Kreuz und Zeichnung absichtlich am Tatort platziert, wie Angélique vermutete? Aber was wollte er damit sagen? Henri betrachtete Kreuz und Zeichnung immer wieder. Das Kreuz sprach nicht zu ihm. Die

Zeichnung konnte tatsächlich ein Fingerzeig sein. Aber was hatte der Knappe mit der Darstellung zu tun?

Oder hatte der Täter beides nur verloren? Es konnte auch sein, dass er damit nur eine Spur verdeckte. Die wirklich wichtige Spur!

Angélique hatte ihm auch davon erzählt, dass zwei Ordensleute in ihrer Herberge einen silberbeschlagenen Kasten vermissten. Aber das war etwas anderes, etwas, das ihn auch nichts anging. Beide Angelegenheiten hatten wohl nichts miteinander zu tun. Und dieser verschwundene Geselle des Buchmalers? Wie passte Plourivo Flaubert ins Bild? Er war von einer Mission nach Tréguier nicht zurückgekehrt und ohne Spuren verschwunden. War er einer Gewalttat zum Opfer gefallen?

Henri de Roslin sah vor sich viele Enden von Fäden, aber keines passte zum anderen. Die Fäden waren abgerissen, in der Mitte durchgetrennt. Sie ließen sich nicht verbinden – höchstens gewaltsam verknüpfen. Aber Henri wusste, dass er mit einer solchen Methode nicht vorankam.

Nach einer Weile des Grübelns erhob er sich und ritt nach Quimper zurück.

Je näher er dem Stadtzentrum kam, desto mehr schlug ihm die Stimmung entgegen, die schon seit Tagen herrschte. Die Bevölkerung war erregt. Und je länger die Wallfahrt andauerte, je mehr Pilger in die Stadt strömten, desto erregter wurde sie.

Verleumdungen waren aufgetaucht. Der echte Splitter aus dem Kreuz von Golgatha im Reliquiar der Kathedrale sollte angeblich gefälscht sein. Jemand hatte das Gerücht verbreitet, nur die Kathedrale von Tréguier besäße einen echten Kreuzsplitter. Die Gläubigen diskutierten auf den Straßen und Plätzen. Die Debatten wurden immer erhitzter, besonders die sonst so besonnenen Töpfer redeten sich in Rage. Schon war es zu Schlägereien gekommen.

Die Stadtsoldaten schritten noch am gleichen Tag ein, der Herzog ließ seine eigenen Truppen aufmarschieren. Wenn die Pilger nicht die Friedenspflicht während einer Wallfahrt einhielten, musste eben die Obrigkeit einschreiten.

Die Stadtbewohner ließen sich nicht einschüchtern. Sie waren es gewohnt, in einer freien Region zu leben, in der andere Dinge den Ton angaben als die Verordnungen der Herrscherhäuser. In ihrer Bretagne waren Wind und Wellen bestimmend, der freie Blick hinaus, das Wüten der Gezeiten. Sie standen auf den Plätzen zusammen und besprachen das, was sie für notwendig hielten, auch wenn es laut herging. Die Stadtsoldaten hielten sich noch auf Distanz.

Henri erkannte einen Keramiker, er hatte seine Werkstatt neben ihm am Mont Frugy. Er stand auf einer Apfelkiste und schrie: »Wer uns beschuldigt, eine unechte Reliquie in unserer Kirche zu haben, der muss des Teufels sein! Denn das würde ja heißen, wir seien die ganze Zeit über Götzenanbeter gewesen! Wir hätten ein Ding aus dieser Welt angebetet, nicht eins aus der göttlichen Welt! Wer uns so beschuldigt, der nennt uns Ungläubige und Ketzer! Soll er uns doch gleich Juden oder Muslime nennen! Der soll verrecken!«

»Ja, verrecken sollen alle! Auf nach Tréguier! Wir zeigen es ihnen!«

Henri überlegte, ob er sich zu Wort melden und die Menge beruhigen sollte, aber er fühlte sich nicht als Friedensrichter. Dennoch ging sein besorgter Blick hinüber zu den Soldaten, die bereits damit begannen, ihre Lanzen und Piken aufzupflanzen. Das Geschrei nahm immer bedrohlichere Ausmaße an.

Ein Marktweib hatte den Stallbesitzer von der Kiste gestoßen. Sie stemmte die Arme in die Hüften und rief: »Die Leute von Tréguier haben schon immer Lügenmärchen über uns verbreitet! Sogar über meinen Fisch haben sie gesagt, er stinke

schon, bevor er in meine Körbe kommt! Und er sei zu teuer! Und mein Peterfisch sei gar kein Peterfisch, sondern Hering! Die Leute von Tréguier sind Schandmäuler, die man endlich bestrafen muss!«

»Jawohl! – Ganz recht! – Hört, hört!«

Henri seufzte und beschloss, die Dinge ihren eigenen Verlauf nehmen zu lassen. Warum sollte er sich auch noch die Probleme von Quimper auf die Schultern laden?

Er hatte sich fest vorgenommen, in der Bretagne zu bleiben, um nach versprengten Tempelbrüdern zu suchen. Er wollte die Reste der alten Komtureien und Ordenssitze inspizieren, um herauszufinden, ob er die Mauern des zerborstenen Tempels wieder zusammenfügen konnte. Das war eine Aufgabe, die seine ganze Kraft erforderte. Die Leute dieser Stadt mussten ihre Dinge selbst regeln.

Auf dem Weg ins Spital, in dem Sean noch immer versorgt wurde, dachte Henri an seine beiden Gefährten. Uthman und Joshua hatten sich in einem Gasthof am Fluss einquartiert, es war keine noble Herberge, aber dort belästigte sie niemand. Angélique hatte die drei Gefährten in ihren Gasthof eingeladen, aber Henri hatte sich dagegen ausgesprochen. Er wollte auch nicht in seiner Offizin wohnen, sondern nahm im Gästehaus der armen Brüder des Franziskanerklosters Unterkunft, um an den Gottesdiensten teilnehmen zu können. Und er beabsichtigte, Sean hier einzuquartieren, wenn der Medicus ihn entließ.

Es war um die Mittagszeit. Sean vollführte sein übliches Genesungsprogramm, er ging Runde um Runde über den Innenhof des Spitals und versuchte, seine Arme zu bewegen, seine Muskulatur wieder zu stärken. Der Messerstich in der Brust war gut verheilt, das junge, gesunde Blut des Knappen hatte die Wunde geschlossen. Die beiden Einstiche in den

Händen hatte der Medicus gekonnt vernäht und fest verbunden.

So stand dem Umzug Seans nichts mehr im Weg.

»Wir waren lange getrennt«, sagte Henry. »Und ich finde, das war nicht gut. Ich werde dich enger an mich binden, Sean. Du sollst wieder aufnehmen, was du bereits kennen gelernt hast – die freiwillige Disziplin. Denn wenn du das, was du tust, nicht gern und freiwillig tust, dann wirst du es eines Tages gar nicht mehr tun wollen.«

»Und Angélique?«

»Du kannst sie sehen, so oft du willst. Wir bleiben vorerst in Quimper. Alles Weitere wird sich finden.«

»Ich würde gern beides tun«, antwortete Henri. »Dir dienen, Meister Henri. Und Angélique lieben. Geht das zu vereinbaren?«

»Gefühle müssen sich immer vereinbaren lassen, Sean. Denn sie sind unser Wegweiser. Aber es dürfen nicht einseitige Gefühle sein, nicht Gefühle für eine einzige Sache. Binde dich an das Leben, aber tue es vielfältig. Wer sich in jungen Jahren schon einengt, kann sich später nicht mehr öffnen. Das Leben bietet so vielfältige Möglichkeiten – verschließe dich keiner einzigen.«

»Ich will darüber nachdenken.«

»Und nun packen wir deine Sachen zusammen. Du ziehst zu mir in die Zellen der Franziskaner. Dort ist das Leben zwar sehr einfach, aber diese Einfachheit hat mir immer geholfen, die Dinge klar zu sehen, frei von bequemen Täuschungen. Wohlbefinden darf nicht mit Faulheit verwechselt werden. Unser Leben auf Erden muss dem Wort Gottes folgen. Gewöhne dich an dieses Leben, Sean.«

»Ja, Meister Henri.«

Bald zogen sie durch die Stadt. Ein Packesel trug Seans Sachen und einige neue Kleider, die Henri auf dem Markt für

sich und den Knappen eingekauft hatte. Beide würden in der Tracht der Kaufleute die beste Tarnung erfahren und auch den Brüdern des Klosters als angenehm und unauffällig erscheinen.

Das Kloster St. Venec, das im Norden der Stadt eine weitere Filiale besaß, war klein und wirtschaftlich unbedeutend. Henri hatte bereits für neue landwirtschaftliche Geräte gespendet. Auch die Dächer der Ställe konnten nun neu gedeckt werden, und der Eiskeller erhielt ein neues Fundament. Als Nächstes wollte Henri die Orangerie erneuern lassen, die ein trostloses Dasein führte. Und er schlug vor, ein Taubenhaus zu bauen, damit die weißen Vögel, die den Heiligen Geist verkörperten, die Blicke der Mönche erfreuten und ihren Friedenssinn stärkten.

Als Sean gut untergebracht war, nahmen beide am Nachmittagsgebet teil. Sean rührte Henri, so, wie er mit verbundenen Händen betete.

Danach sattelte Henri die Pferde. Sie ritten in den Stadtkern, um das Buchmalerhaus aufzusuchen. Henri hatte Sean gefragt, ob er sich stark genug fühle, den Tatort anzusehen. Sean hatte mutig bejaht. Henri hoffte, dort auf Hinweise zu stoßen, die seinen Überlegungen weiterhelfen konnten.

Als sie ankamen, war der Hausbesorger André gerade damit beschäftigt, die Fensterläden zu öffnen. Henri hatte ein paar Mal mit dem Mann gesprochen. Er war seiner Ansicht nach unverdächtig, aber leider auch nicht in der Lage, zur Aufklärung des Attentats etwas beizusteuern.

Henri legte Sean beruhigend den Arm um die Schulter, so stiegen sie die Treppe zur Werkstatt hinauf, in der noch immer nicht gearbeitet wurde.

Henri bemerkte, wie Sean innerlich zauderte. Je höher sie stiegen, desto mehr wuchs sein innerer Widerstand. War es ein Wunder, dass der Knappe noch einmal die Bilder vor Augen hatte, die ihn gequält hatten? Dann standen sie vor der Tür der

Werkstatt. Henri stieß sie auf. Sean zuckte zusammen. Auf dem Boden erkannten sie die braunen Flecke, die von dem eingetrockneten Blut stammten. Sean stöhnte leise auf. Henri umfasste ihn stärker und blickte ihm aufmunternd in die Augen. Sie betraten die Werkstatt.

Henri gab Sean Zeit. Er ließ ihn sich umschauen, die Erinnerung sollte sich in allen Einzelheiten einstellen. Nach einer Weile, als Sean sich genau dort hinstellte, wo der Attentäter auf ihn eingestochen hatte, sagte Henri: »Versuche, dich an den Mann zu erinnern!«

Sean schüttelte den Kopf. »Ich – sah ihn nicht wirklich. Er war wie ein menschlicher Klumpen, nur ein Umriss, nicht mehr als ein Schatten, der mit allem anderen in dieser Werkstatt verschmolz. Ich sah sein Gesicht nicht.«

Henri nickte.

»Ich würde mich so gern an eine Einzelheit erinnern! Aber ich – es tut mir so Leid!«

»Ich weiß. Lass dir Zeit.«

»Es war so – als sei er schon vorher da gewesen.«

»Wie meinst du das?«

»Als wäre er mit der Inneneinrichtung verwachsen. Schon bei meinem Eintritt in die Werkstatt. Als sei er schon da gewesen – ich kann es nicht anders ausdrücken.«

»Hm.«

»Plötzlich löste er sich von den Dingen und sprang mich an.«

»Hm.«

»Da war es schon zu spät. Ich war voller Angst und wollte mich nur schützen. Ich hatte Todesangst, so was habe ich noch nie erlebt, ich schaute nicht mehr richtig hin. Alles war im Nebel. Dann spürte ich schon den Schmerz.«

»Du kannst dich an gar nichts erinnern, was uns weiterhilft?«

»Doch, da war etwas – irgendetwas, das ich behalten habe. Ich kann es aber nicht sagen, es nähert sich mir nur langsam. Ich – brauche noch Zeit.«

»War der Umriss groß, gedrungen, eher klein, kräftig?«

»Ein menschlicher Klumpen – genauer kann ich es nicht sagen.«

»Du meinst, er war verkrüppelt?«

»Das könnte sein. Aber nein, dieser Eindruck kommt nur daher, dass ich ihn eben nicht genau sah, er war plötzlich da, sprang auf mich zu, war schon über mir, als ich ihn wahrnehmen wollte. Die Gestalt muss eher groß gewesen sein, zumindest kräftig. Ja, kräftig, jetzt erinnere ich mich. Sie stieß gegen mich wie ein, wie ein kräftiges Tier.«

»Weiter, Sean!«

»Ich weiß nicht, da war, wie gesagt, noch etwas anderes...«

»War es ein Geruch? Roch der Attentäter nach etwas Bestimmtem? Er kam dir ganz nahe.«

»Ein Geruch! Das könnte es sein. Natürlich! In dieser Werkstatt roch es ja angenehm nach Farbe, Honig, Wachs, plötzlich war da etwas anderes. Ein Geruch, natürlich! Etwas sehr Fremdes! Es stank!«

»Wonach?«

»Nach, nach – Unflat. Nach Schweiß. Nach – nein, das kann nicht sein!«

»Was denn?«

»Es roch plötzlich nach Feuer. Nach Feuer, das von menschlichem Schweiß gelöscht wird.«

»Hm.« Henri schaute skeptisch. »Denk weiter nach.«

Sean ging jetzt in der Werkstatt herum. Er stellte sich ans Fenster, blickte hinaus. Sah von dort in die Werkstatt zurück. Plötzlich sagte er: »Wo ist das Buch?«

»Welches Buch?«

»Ein Liebesbrevier. Ich hatte es in der Hand, als der Attentäter auf mich einstach. Ich muss es fallen gelassen haben, aber dann müsste es irgendwo liegen.«

»Der Medicus kann es mitgenommen haben. Oder die Stadtboten, die sich um die Angelegenheit kümmerten. Im Büro des Vogtes könnte es aufbewahrt werden. Oder André hat es an sich genommen.«

Henri rief den Hausbesorger herauf. Währenddessen suchte Sean die Regale ab, das Liebesbrevier fand er nicht. Henri befragte den Hausbesorger, aber André wusste nichts von dem Buch.

Henri fragte André: »Erzähle mir, was das für ein Liebesbrevier gewesen sein könnte. Wer hat es bestellt, von wem handelte es? Wusstest du immer, welche Aufträge die Buchmaler bekamen und ausführten?«

»Nein, Herr, nie. Manchmal allerdings, wenn ich sauber machte, nahm ich eins der Bücher aus dem Regal und betrachtete es. Oder ich sah mir die Blätter an, die gerade gemalt wurden. War das Unrecht?«

»Nein, nein, schon gut. Ein solches Liebesbrevier hast du nicht gesehen?«

»Nein, Herr.«

»Hat sich dieser Geselle inzwischen gemeldet?«

»Plourivo Flaubert? Nein.«

»Du kannst wieder gehen.«

Als der Hausbesorger die Stiege hinunterpolterte, sagte Sean: »Es war für die Tochter eines Handelsherrn bestimmt. Ein Andachtsbüchlein. Recht groß, aber handlich. Wunderschön ausgemalt.«

»Ich werde beim Stadtvogt nachfragen. Wenn es dort nicht ist, könnte es der Attentäter mitgenommen haben.«

»Aber warum?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht war es seiner Ansicht nach zu wertvoll.«

»Nein«, sagte Sean. »Ich erinnere mich ja, dass mir Angélique von dem Buch berichtet hat, von seiner zerfetzten Hülle. Ich muss sie fragen.«

Henri und Sean blieben noch eine Zeit lang in der Werkstatt. Sean ging immer wieder im Kreis herum. Er war unglücklich darüber, dass ihm nichts einfiel, das Henri weiterhalf.

Dann zeigte ihm Sean die Mansarde. Es schauderte ihn, wenn er an den Tag seines Einzuges dachte. Wie wohl hatte er sich gleich gefühlt!

Diese Stadt war voller Täuschungen! Deshalb war Sean froh, als sie das Haus des Buchmalers wieder verlassen konnten.

In derselben Nacht lag über der Kapelle St. Marien am Stadtrand von Tréguier an der nördlichen Küste das Licht des weißen Vollmondes. Die Dinge warfen einen langen, unwirklich scheinenden Schatten. Die Kapelle war aus grauen Steinen gemauert, klein und gedrungen, hatte aber einen schlanken, hoch aufragenden Turm, an dem Dämonenfiguren emporturnten. Vor der Kapelle, dort, wo sich jetzt einer der langen Schatten bewegte, stand auf einem dreieckigen Sockel ein Kalvarienberg. Er zeigte das Kreuz auf dem Berg von Golgatha und davor die in Stein gehauene trauernde Gemeinde der Anhänger Jesu.

Der Schatten bewegte sich weiter, er verband sich jetzt mit einer menschlichen Gestalt. Sie wirkte gedrungen, wie verkrüppelt, das lag aber nur daran, dass der nächtliche Besucher geduckt ging. Als er sich hinter dem Calvaries aufrichtete und wie um Verzeihung bittend zum Heiland am Kreuz aufsah, reckte er seine kräftigen Schultern und schritt stolz aus.

Er zog ein Buch aus der Tasche, es war klein und blutbefleckt. Ein unscheinbares Liebesbrevier, dachte der Mann, ganz zweckentfremdet. Es wird nicht der Liebe dienen, wozu auch, es wird den Hass predigen.

Er drehte das Büchlein in seinen Händen hin und her. War es richtig gewesen, es nach der Tat, als sich alle Schnüffler endlich verzogen hatten und der Tote abtransportiert worden war, aus der Werkstatt zu holen? Er hatte beschlossen, es verschwinden zu lassen. Nein, nicht ganz verschwinden zu lassen. Der Mann sah zu den Dämonen am Turm empor und lachte ihr hämisches Lachen. Er wollte das Buch im Gegenteil so hinlegen, dass man es erkannte. Dass man sich fragte, was es hier zu suchen hatte. Stammte es nicht aus der Werkstatt des alten Maxime aus Quimper? Dass man daraus gewisse Schlüsse zog.

Der Mann rückte seine Schürze zurecht, sie behinderte ihn jetzt, als er sich bückte. Er war zur Kapelle hinübergewandert und legte das kleine Buch jetzt auf den Boden, direkt in die niedrige Eingangstür mit dem mehrrippigen Bogen. Dann kniete er nieder. Ein Beobachter hätte annehmen können, der Mann mit der Schürze eines Schmiedes wolle beten. Aber gerade das wollte er ganz und gar nicht.

Der Mann legte ein Brandschälchen vor sich hin und stopfte es mit Heu aus. Dann begann er, ein Holz darüber zu reiben. Nach kurzer Zeit stieg ein feiner Qualm auf. Der Mann blies hinein. Jetzt züngelte ein Flämmchen empor. Es war bläulich und schwach. Der Mann blies vorsichtig weiter und legte noch Heu nach. Jetzt fraß sich die Flamme durch das Heu und wurde größer. Der Mann steckte Reisig damit an, bis es kräftig brannte.

Jetzt nahm er das brennende Zeug und trat durch die kleine Tür. Er ging mit der kleinen Fackel bis zum Altar.

Die Decke aus besticktem Damast brannte schnell. Danach die aufgeschlagene Bibel. Dann ging der Mann umher und steckte die Fahnen und Wimpel für die Feier der Kreuzeserhöhung in Brand. Er durchquerte den schmalen Raum der Kapelle und ließ die Blumengebinde an den Seiten in Flammen aufgehen. Am Schluss stand er wieder vor dem Altar. Er blickte zum Kruzifix auf und zögerte einen Moment. Dann hielt er das brennende Reisig an das Kreuz.

Und er sah, wie die Flammen daran emporzüngelten. Schon leckten sie an den nackten Füßen des Gekreuzigten. Welch ein bewegendes Bild!

Zufrieden verließ der nächtliche Eindringling die Kapelle. Draußen blickte er noch einmal zurück. Im Innenraum schlugen jetzt die Flammen schon durch die glaslosen Fensterhöhlen. Sie begannen zu fauchen wie Tiere.

Der Brandstifter stieß das Buch, das er auf den Boden gelegt hatte, noch ein Stück zur Seite. Er betrachtete dessen Lage und korrigierte sie noch einmal.

Dort sollte es noch liegen, wenn die Flammen schon heruntergebrannt waren. Es sollte selbst nicht verbrennen. Es sollte sprechen. Alle sollten es sehen, die kamen.

Die Nachricht von dem Brand in der Kapelle von Tréguier verbreitete sich rasch. Sie gelangte schon am nächsten Tag auch nach Quimper.

Die Stadtbewohner waren entsetzt. Nur einige reagierten mit Triumph oder Hohn. Sollte diese Stadt, die mit ihren falschen Reliquien pruzte, doch sehen, woher sie eine neue Kapelle bekam! Sicher war es Gottes Ratschluss gewesen, die Kapelle der falschen Reliquie niederzubrennen. Was ging es die Gläubigen in Quimper an!

Aber plötzlich war dieses Gerücht da. Es kam nicht von irgendwoher, es war plötzlich da. Jemand hatte es ausgesprochen. Jetzt war es mitten in der Stadt wie eine schon bestätigte Tatsache. Jemand hatte laut und in aller Öffentlichkeit gesagt: »Es waren Brandstifter aus Quimper! Man fand ein Buch am Tatort aus der Werkstatt des Meisters Maxime! Wahrscheinlich hat der untergetauchte Geselle Plourivo Flaubert die schmachvolle Tat begangen!«

Uthman und Joshua hörten von diesem Gerücht, als sie zu einer Auktion gingen, um für Henris Offizin feine englische Scharlachtücher zu ersteigern. Besonders Uthman kannte sich mit diesem Wollstoff und mit Damast und Baldachin aus und konnte das echte Rot, Weiß, Braun und Grünblau von unechtem unterscheiden.

Sie vergaßen ihren Auftrag, mit dem Henri darstellen wollte, dass seine Offizin gute, kaufmännisch saubere Geschäfte mit jedermann machte, und eilten sofort zu Henri. Der befand sich noch im Kloster der Franziskaner. Sie diskutierten den Fall. Gemeinsam versuchten sie zu verstehen, was diese neuerliche Untat zu bedeuten hatte.

Henri war es unheimlich, dass immer wieder der Name des Buchmalergesellen fiel. »Wer ist dieser Plourivo? Eine merkwürdige Gestalt. Warum kommt er immer wieder ins Spiel? Er taucht nicht leiblich auf. Aber seine Gegenwart ist dennoch zu spüren, so, als sorgten Herolde dafür. Jeder spricht von ihm.«

»Reisen wir nach Tréguier«, sagte Sean, »und schauen wir, ob es sich wirklich um dieses Liebesbrevier handelt. Ich kann es identifizieren.«

»Und wenn es das Buch ist, dann graut mir vor den Folgen«, sagte Henri.

»Ich werde mit Sean nach Tréguier reiten«, warf Uthman ein. »Joshua, bleib du bei Henri, damit er keine Dummheiten macht.«

»Na, hör mal«, sagte Henri in gespielter Empörung, »was für Dummheiten kann ich schon machen?«

»Na eben!« Uthman lachte aus vollem Halse. »Du Tugendbold!«

Henri drohte mit dem Finger. »Wenn wir jetzt noch im heiligen Land wären, würde ich dir mit diesem geschärften Finger den Hals durchschneiden, Sarazene!«

Joshua warf ein: »Auch ich könnte mit Sean nach Tréguier reiten. Dann könnt ihr euch hier in aller Ruhe weiterstreiten. Vielleicht vermeidet ihr ja dadurch weitere Bluttaten in Quimper und anderswo.«

»Du willst andeuten«, sagte Henri, »dass wir uns ernsthafter mit den Vorfällen beschäftigen sollten?«

»Unbedingt!«, sagte Joshua. »Nach meiner unmaßgeblichen Meinung.«

»Deine Meinung ist uns teuer, Joshua«, sagte Uthman. »Aber ich reite mit Sean nach Tréguier. Wir schauen uns das Buch an, und wenn es uns die Behörden gestatten, bringen wir es mit zurück. Denn es gehört ja, wenn es echt ist, in die Werkstatt des Meisters Maxime.«

»Der mir noch immer nicht gestatten will, meine Angélique zu freien«, sagte Sean missmutig. »Schon aus diesem Grund hoffe ich, er lebt noch sehr, sehr lang!«

Henri ermahnte ihn. »Das Hoffen um ein Menschenleben, mein lieber Sean, sollte immer zweckfrei sein. Man nennt das christliches Mitempfinden, es sollte allen Sterblichen gelten. Vermische es nicht mit egoistischem Denken.«

Henri überlegte seit einiger Zeit, ob er Sean die beiden Dinge zeigen sollte, die Angélique am Tatort gefunden hatte. Das Kreuz und die Zeichnung. Vielleicht konnte der Knappe dazu

irgendetwas Wichtiges sagen. Aber an beiden Fundstücken klebte noch sein Blut, es hatte sich nicht beseitigen lassen. Also ließ es Henri für den Moment.

Plötzlich hatte Henri den Einfall, das gefundene Kreuz könnte doch etwas zu tun haben mit der Kostbarkeit, die die Ordensritter in der Herberge Angéliques vermissten. Sie waren nach Angéliques Erzählung untröstlich darüber, über den Verbleib noch immer nicht die kleinste Kleinigkeit erfahren zu haben. Henri beschloss, ihnen das Kreuz zu zeigen. Er würde es gemeinsam mit der jungen Gastwirtin tun. In den unscheinbarsten Spuren lag manchmal ein entscheidender Hinweis.

Sie trennten sich noch am gleichen Nachmittag. Uthman und Sean ritten nach Norden. Henri wollte im Gefolge Joshuas den kranken Buchmaler aufsuchen, an seinem Krankenlager beten und mit ihm über seinen Gesellen Plourivo Flaubert sprechen. Irgendetwas an diesem verschollenen Menschen hatte längst seinen Verdacht geweckt. Er konnte es noch nicht in Worte kleiden. Aber er ahnte, dass die Spuren früher oder später zu diesem jungen Buchmaler führten.

Spätsommer 1316, die Reliquien

Um zwei Uhr an einem heißen Nachmittag, der die Luft flirren ließ, begann die letzte der großen Wallfahrten.

Auf dem Weg, den die Pilger nahmen, warteten in vielen Laubhüttchen die Holzheiligen der Nachbarkirchen, St. Ronan zu ehren, der aus Irland gekommen war und hier, in der Notre-Dame de Locmaria, als Eremit gelebt hatte. Neben jedem stand ein Teller, und ein Mann in der Tracht der Pilger bat, aus Leibeskräften bimmelnd, für seinen Heiligen um Wegegeld, Chorknaben trugen St. Ronans verbeulte Eremitenglocke.

Der Klerus mit dem Bischof von Quimper schloss sich an, dann kam das Volk mit Rosenkränzen, Gebete murmelnd und singend. Wenn die Prozession aus den schattigen Hohlwegen ins Freie gelangte, konnte man die fast endlose Menschenkette übersehen. Fahnen, Statuen und Kreuze schwankten darüber. Ihr Gold blitzte in der Sonne auf. Die Luft flimmerte vor Hitze. Mit groben, vielfach geflickten Tüchern wischten sich die Bauern den Schweiß von der Stirn.

Über ein Rinnsal war ein Brett gelegt, durch Kornfelder und Wiesen waren schmale Pfade gemäht, denn St. Ronans Runde wurde genau befolgt. Zwölf Mal machte man zum Gebet an alten Kreuzen Halt. Allmählich näherte sich die Prozession ihrem Höhepunkt, dem Anstieg zum Berg von Locronan, einer am Ende steilen Kuppe. Es war seit jeher Brauch, dieses beschwerliche Wegstück rasch zu bewältigen.

Unermesslich weit breitete sich das fruchtbare Land im gleißenden Sonnenlicht aus. Am Horizont glänzte das Meer,

undeutlich schoben sich die gezahnten Umrissse der Halbinseln und Inseln hinein. So weit der Blick der Menge reichte, erstreckte sich grünes und gelbes, zu dieser Jahreszeit schon abgeerntetes Land, reihten sich von Hecken oder niedrigen Steinmauern eingefasste Weideplätze und Felder – ein großer Garten.

Bei Trommelwirbel wurden die letzten Meter im Ansturm genommen. »Wir erstürmen den Berg, aber wir kommen nicht in kriegerischer Absicht«, rief lachend ein junger Priester. Oben ruhte man aus, der Bischof hielt eine kurze bretonische Predigt. Man labte sich mit Wasser, Brot und Käse. Mehr beanspruchte niemand. Alle waren glücklich.

Dann begann der Rückweg. Er führte vorbei an einem großen Felsblock, der St. Ronans Schiff und Reittier gewesen sein sollte. Von jeher setzten sich die Frauen darauf, die sich Kinder wünschten. Dann kam man zu der Stelle, wo St. Ronans böse Gegenspielerin Kében von der Hölle verschluckt worden war. An dem Ort stand ein Kreuz, aber niemand hatte sich je vor ihm bekreuzigt, und weder Gras noch Blumen wuchsen in seinem Umkreis.

Die heimkehrende Prozession wurde in Quimper von allen Glocken begrüßt. Sie hatte sieben Stunden gedauert.

Zwei kräftige Burschen hielten jetzt den Schrein mit St. Ronans Reliquien hoch über die Tür zur Pénity-Kapelle. Hier im Herzen der Kathedrale erglänzte sein Grab im Schein vieler geschmückter Opferkerzen. Die müden Pilger zogen darunter hindurch in die Kirche. Sie mussten sich ein wenig bücken, denn der Eingang zum Reliquienbereich war niedrig. Einige legten ihre Weihgaben vor dem Altar nieder, um die Fürsprache des Heiligen zu erlangen.

Als sie endlich unten in der Kapelle angelangt waren, empfingen sie entsetzte Schreie.

Die vorderen Pilger erstarrten. Die hinteren rückten nach. Es gab ein gefährliches Gedränge. Schon war das kleine, niedrige Gewölbe mit den schweren Säulen voll von Menschen, die sich weiterschoben und sich dagegen wehrten.

»Langsam! Die Kapelle ist voll! Zurück!«

»Warum geht es nicht weiter? Wir wollen endlich den heiligen Schrein sehen!«

Es wurde laut. Aus dem Murmeln der Gebete löste sich ein ganz ungebührlicher Unmut der Menge. Und die entsetzten Ausrufe, die aus der Kapelle hallten, waren jetzt auch bis ganz oben zu hören: »Der Reliquienschrein! Er ist geöffnet! Die Kreuzesreliquie ist gestohlen!«

Jetzt versuchte ein Küster, sich Platz zu verschaffen. Er drängte die Reihen der Pilger auseinander. Rücksichtslos kämpfte er sich die Stufen hinab in die Kapelle. Dort empfing ihn ein Kirchendiener mit bleichem Gesicht und wirren Haaren.

»Was ist los, du Dummkopf? Was schreist du so?«

»Aber die Kreuzesreliquie ist nicht mehr im Schrein! Auch die Monstranzen sind geöffnet! Schaut selbst nach. Jemand hat sie in der Nacht gestohlen.«

»Warum hast du den Altardeckel überhaupt geöffnet? Dazu bist du nicht befugt!«

»Doch. Jetzt beginnen die letzten, großen Wallfahrten. Der Sakristan hat mir aufgetragen, alles zu überprüfen. Wir können doch die Menge nicht wallfahrten lassen, wenn wir gar keine Reliquie haben. Das ist doch Götzendienst!«

»Das ist mir klar! Lass mich sehen, Dummkopf. Du solltest deine Augen waschen!«

Der Sakristan trat an das Allerheiligste. Er griff durch den Altardeckel und öffnete den Deckel des silbernen Schreins, der mit Juwelen geschmückt war. Darin musste das Kreuz liegen. Und in dem Kreuz der Splitter vom Heiligen Kreuz unseres

Herrn Jesu. Das Heiligste des Heiligen, verehrungswürdig wie sonst nichts auf der Welt.

Der Sakristan tastete mit seinen Händen in dem Reliquiar herum und ließ dabei ein Stoßgebet hören.

Der Kasten war tatsächlich leer.

Sie suchten Henri. Zuerst ritten sie zu seiner Offizin am Fuß des Mont Frugy, dort erzählte sein Gehilfe, er bete im Kloster der armen Brüder. Hier war er aber auch nicht. Dann fanden sie ihn im Winterrefektorium.

Henri war der Ansicht, die armen Brüder Christi müssten sich aus ihrer Erstarrung lösen. Wenn der Winter kam, musste das Refektorium benutzbar sein. Also mussten Steigkanäle gebaut werden, in diesen Kaminen konnte die heiße Luft aus der Badestube aufsteigen und die Refektoriumsräume beheizen. Endlich hatten die Mönche diesen Vorschlag verstanden und setzten ihn nun begeistert in die Tat um.

Die Abgesandten des städtischen Rates ließen nicht locker, als Henri sie abweisen ließ. Er wollte den Franziskanern helfen und keine Stadtpolitik betreiben. Aber sie warteten bis zum Abend und waren immer noch da, als er endlich müde vom Arbeiten in seine Zelle trat.

»Meister, Ihr müsst uns in die Stadt begleiten, denn es ist etwas ganz Schreckliches geschehen.«

Henri sah sie müde an. »So? Ist der junge Wein in dieser Ernte zu sauer geraten?«

»Das ist es nicht, Meister Henri. Der Wein ist gut geraten. Aber etwas anderes ist – mein Gott!«

Henri blickte den Sprecher, einen Mann mittleren Alters mit schütterem, blondem Haar, mitleidig an. »Also, was ist es?«

Der Abgesandte erklärte es ihm.

»Das ist in der Tat nicht gut für eine Kirche. Aber was kann ich für Euch tun?«

»Ihr müsst den Dieb finden! Ihr müsst unsere Reliquie zurückholen! Denn seht – ohne Kreuzsplitter keine Pilger und ohne Pilger kein wirtschaftlicher Aufschwung von Quimper. Und ohne wirtschaftlichen Aufschwung keine Armenfürsorge, kein Straßenbau, kein neues Hospital, keine Seuchenvorsorge, kein Friedhof vor den Stadttores.«

»Ahh...«

»Werdet Ihr uns helfen? Die Kapelle unter unserer Kathedrale ist einzigartig. Und sie muss in ihrer Bedeutung unbedingt erhalten werden.«

»Das sehe ich ein«, sagte Henri. »Aber ich bin nur ein Kaufmann.«

»Gerade deswegen. Ihr versteht doch unsere Not! Quimper geht bankrott, wenn der Splitter nicht aufgefunden wird. Dann trägt doch noch Tréguier den Sieg davon.«

»Aber Ihr Herren! Bei einer Reliquie geht es doch nicht nur um kaufmännischen Gewinn! Eine Reliquie...«

»Gewiss, gewiss! Wir wissen schon, was Ihr sagen wollt, verehrungswürdiger Meister Henri. Es geht zuallererst um das Seelenheil, um unsere Kirche als Heilsanstalt für die armen Sünder. Auch uns ist bei einer Reliquie jederzeit die überirdische Gegenwart bewusst, und wir sind voller Sehnsucht nach dem Einklang mit den himmlischen Mächten. Aber seht doch, so muss der Domherr die Dinge behandeln, wir hingegen sind für die Stadt verantwortlich. Setzt uns das in unserem Glauben herab?«

»Nein, gewiss nicht. Das ist alles ehrenwert. Aber wie gesagt, ich bin kein Söldner, auch kein Stadtbote, wendet Euch doch an die Offizin des Stadthauptmanns.«

»Von diesem kommen wir ja«, jammerte der Mann. »Man hält sich dort für ungeeignet, diesen Diebstahl zu verfolgen. Man hat anderes zu tun.«

»Ich habe schon viele Dinge getan«, sagte Henri, »aber einen Reliquiendieb zu jagen ist selbst für mich ungewöhnlich.«

»So helft Ihr uns also?«

Henri blieb unentschlossen. Er wollte sagen: Ich bin ein Templer. Ich bin in der Bretagne, um meine auseinander getriebenen Brüder zu sammeln. Ich bin hier, um den Tempel wieder aufzurichten. Aber er schwieg. Und dann dachte er an das kleine Kreuz, das Angélique im Blut des überfallenen Sean gefunden hatte. Konnte es mit der verschwundenen Reliquie übereinstimmen? Er beschloss, es dem Domherrn vorzulegen.

»Also gut, ich komme mit Euch. Zeigt mir den Ort in der Kapelle, wo die Reliquie geraubt worden ist. Aber erst dann will ich entscheiden, ob ich Euch helfen kann.«

»Wir sind voller Dank, Meister Henri!«

Während die Abgesandten des städtischen Rates sich umgehend verabschiedeten, beendete Henri seinen freiwilligen Dienst im Kloster. Dann wies er Sean eine Aufgabe zu, ließ sein Pferd satteln und ritt gemächlich in die Stadt. Unterwegs versuchte er, seine Gedanken zu ordnen. Alles das, was in diesen Tagen in Quimper geschah, öffnete einen Sumpf, in dem die alltägliche Ordnung zu versinken drohte. Er musste klaren Kopf behalten, wenn er der Stadt helfen wollte. Denn offensichtlich konnten sie das nicht selbst tun.

Vor der Kathedrale St. Corentin wogte eine Menschenmenge. Henri musste absteigen, um durchzukommen. Ein Gehilfe vom Rat, der nach ihm Ausschau hielt, erkannte ihn und ließ von Stadtsoldaten eine Gasse freimachen. Henri übergab ihm sein Reittier und betrat die Kathedrale. Der Innenbereich war abgesperrt, niemand durfte ihn jetzt betreten.

Henris Blick überflog den hohen, hellen Raum mit den wuchtigen Bündelpfeilern, die großen Fenster ließen so viel Licht einfallen, dass die Kirche zu jublieren schien und an alles andere erinnerte, nur nicht an einen Tatort.

Henri ließ sich vom Küster in die Kapelle hinunterführen. Der Deckel des Altars war jetzt geöffnet, auch die Tür der Reliquienmonstranz daneben stand offen. Der Domherr empfing ihn Hände ringend. Bischof Josselin Rohan, ein direkter Nachfahre des verehrten Heiligen, wirkte aufgelöst, er schien den Raub als persönlichen Angriff zu betrachten.

Der Bischof begrüßte Henri wie den lang ersehnten Retter. Henri war das peinlich, er wehrte die Freundlichkeit seiner warmen, feuchten Hände ab und inspizierte den Reliquienkasten.

»Gibt es Spuren?«, wollte er wissen. »Irgendetwas, das uns helfen könnte, den Dieb zu finden?«

»Oh nein, oh nein«, jammerte der Bischof. »Es ist mir ein Rätsel, wie es möglich war, den schweren Deckel des Altars zur Seite zu schieben. Dafür braucht es Kräfte, die übermenschlich sind. Es ist furchtbar und bedrohlich.«

»Fasst Euch, Ehrwürden«, beruhigte ihn Henri, »es wird sich alles aufklären.«

»Findet den Dieb, Henri de Roslin, ich flehe Euch an!«

»Wahrscheinlich waren es mehrere – wenn der Deckel so schwer ist.«

»Ja, wahrscheinlich. Werdet Ihr uns helfen?«

»Zuvor erklärt mir einige Dinge.«

»Was Ihr wollt.«

»Man behauptet, der Kreuzessplitter in dieser Kapelle sei unecht, den echten gäbe es in Tréguier. Könnte der Raub damit zusammenhängen?«

»Aber das sind doch nur die üblichen Verleumdungen! Jeder in Tréguier weiß, dass unser Splitter echt ist und der in Tréguier falsch. Darum geifern sie ja so laut.«

»Könnte also der Diebstahl mit dieser Konkurrenz zwischen den beiden Städten zusammenhängen?«

»Dass man uns schädigen will, ja. Aber ansonsten wüsste ich nicht, was Ihr meint.«

»Wie kam St. Coentin in den Besitz des Kreuzsplitters?«

Der Bischof musste nicht überlegen. »Die Reliquie ruhte zuerst in den Katakomben von Rom. Von dort wurde sie, als der Tiber alles überschwemmte, in einer abenteuerlichen Rettungstat zunächst nach Paris verbracht. Von dort aus gelangte die Reliquie zu uns und wurde in diesen Schrein eingelegt. Die Kapelle wurde als Wallfahrtskirche erbaut, darüber entstand allmählich die Kathedrale. Die Verehrung des Kreuzsplitters galt seiner großen Heilkraft. Für Kranke, Taube und Stumme wirkte er segensreich. Die Reliquie lag schon fünfhundert Jahre hier – und jetzt ist sie nicht mehr da!«

»Wir finden sie wieder. Übrigens: Wie sah sie genau aus?«

Der Domherr jammerte: »Ein längliches Kreuz, eine kleine Nachbildung des Kreuzes vom Kalvarienberg, verziert mit Edelsteinen, darin eingelegt der Splitter, groß wie ein Zeigefinger. Oh, mein Gott!«

Henri zog die Kreuzesnachbildung vom Tatort aus dem Umhang. »Ist es dieses Kreuz?«

»Mein Gott, woher habt Ihr es?« Der Domherr stürzte sich geradezu auf das Fundstück. Dann zuckte er enttäuscht zurück. »Nein, nein, das ist es nicht. Das hier ist nicht echt, es ist ja aus billigem, weichem Holz, aus Eschenholz wahrscheinlich. Woher habt Ihr es? Jemand wollte Euch damit zum Narren halten.«

»Ich habe nicht behauptet«, sagte Henri, »dass es echt sei. Aber vielleicht glaubt das sein ehemaliger Besitzer!« Henri war eine Idee gekommen.

Der Bischof sah ihn jetzt beinahe misstrauisch an. Er verstand nichts.

Henri vergaß seinen Gedanken. »Aber der Kreuzsplitter ist doch nicht die einzige Reliquie, die in St. Corentin lagert?«

»Natürlich nicht. Wir besitzen kostbare Reliquien der Kirchenpatrone, der Klosterpatrone und des heiligen Nikolaus. Sie befinden sich im roten Schrein im Hochaltar. Aber dieser Splitter ist unser kostbarster Besitz, wertvoller als alles Gold der Welt.«

»Ihr hättet besser auf diesen Schatz aufpassen sollen.«

»Oh ja! Ich bin verzweifelt darüber, dass wir es nicht taten. Aber Ihr seid Christ wie ich, Henri de Roslin. Man sagt, Ihr seid ein unschätzbar ehrenwerter Mann. Ihr wisst, dass ein Kreuzessplitter der wahrhafte Vermittler und Fürsprecher zwischen den sündhaften Menschen und Gott ist. Der heilige Geist ist in einer solchen Reliquie anwesend, seine *virtus*, seine wundersame Kraft, wirkt jeden Tag. Denn dieser Splitter war ja nicht nur ein Medium, durch das der Herr zu uns tritt, er war der Herr selbst in seiner ganzen verwandelten Gegenwärtigkeit. Wir müssen ihn zurückbekommen, sonst stürzt unsere Welt ein.«

»Natürlich. Sagt mir weiter, ob nicht Eure anderen Reliquien die Menschen versöhnen könnten, bis wir den Splitter zurückhaben. Reicht ihr Besitz, den Ihr erwähnt habt, nicht aus?«

»Nun, Ihr habt Recht. Aber seht Ihr, wenn ein Heiliger im Himmel viel vermag, so vermögen viele Heilige mehr. So denken wir, so denkt man in den Klöstern. Wenn man die Reliquie eines Heiligen oder einen Kreuzsplitter in einer Kirche aufbewahrt, so ist doch der Besitz von Reliquien

mehrerer oder gar vieler Heiliger, sogar mehrerer Kreuzsplitter unbezweifelbar ein noch besserer Garant für den Schutz, den sie der Kirche angeidehen lassen können. Unsere Reliquien müssen doch große, vielfältige Aufgaben wahrnehmen, nicht wahr? Sie müssen als Helfer und Fürbitter bei Gott eintreten, zur Heilung und Linderung von Krankheiten, Gebrechen und Behinderungen und auch für den Schutz vor Naturplagen, Unwettern, Kriegen und Zwietracht. Brauchen wir da nicht so viel wie möglich davon?«

»Für den einfachen Verstand der Menge mag dies gelten, Domherr«, gab Henri zu bedenken, »aber für uns? Mir genügt ein einziges sichtbares Zeichen der Gegenwart Gottes.«

»Schon, schon! Aber bedenkt, wie sehr das Schaubedürfnis der Gläubigen gestiegen ist! Sie wollen etwas Greifbares, Sichtbares. Sie wollen durch den Akt gläubiger Vergewisserung sich der heiligen Sphäre annähern. Nur wenn die großen Pilgerscharen, wie wir sie in diesen Tagen in Quimper haben, auf den Heiltumsstühlen oder auf den geschmückten Heiltumstafeln wirkliche und echte Reliquien sehen, und möglichst viele, die die Weisung des Heiltums vollziehen, dann glauben sie. Und dann können wir unsere umfangreichen Ablässe an die Gläubigen vergeben.«

»Zurück zu dem verschwundenen Kreuzsplitter. Dass er echt ist, sagtet Ihr schon, Ehrwürden. Aber habt Ihr ihn nicht in der Vergangenheit so schlecht gesichert, dass die Menge dies als Frevel ansehen könnte? Geht man so mit einer heiligen Reliquie um? Wird man Euch das nicht wütend vorwerfen – dass Ihr mit den Leihgaben des Herrn leichtfertig umgeht? Ihr versteht, ich frage nur vom Standpunkt der Pilger her.«

»Aber Meister Henri! Die Reliquie war nicht schlecht gesichert.«

»Aber sie ist doch gestohlen worden!«

»Ja, ja. Aber wir haben uns immer darum gekümmert. In unsicheren Zeiten befand sie sich in der Sakristei, dort gibt es eine eigene Schatzkammer. Der Splitter wurde manchmal so aufbewahrt, dass ausgewählte, hoch stehende Pilger und Gäste ihn bewundern konnten. Ein hoch gelegener Chor diente dazu. Am östlichen Ende des nördlichen Seitenschiffes ließen wir eine Kammer bauen, die ein Zeigefenster gegen den Kirchenraum hin besaß. An der dem Fenster in einiger Entfernung gegenüberliegenden Westwand bauten wir eine kleine Empore mit einer Wendeltreppe. Auf diese Loge können wir natürlich nicht die Masse der Pilger lassen, denn in ihrer wilden Erregtheit entstünde ein allzu gefährliches Gedränge. Bei wie vielen Heiltumszeigungen sind nicht schon Schaugerüste zusammengebrochen, und Menschen kamen zu Tode. Das können wir uns nicht leisten. Wir baten nur unsere wichtigsten Gäste hinauf – und zur Frage der Sicherheit, auch sie durften die Reliquie nur aus der sicheren Distanz anschauen, die jeden Diebstahl unmöglich machte. Wir haben alles für die Sicherheit dieses Kirchenschatzes getan!«

»War die Sakristei ausreichend geschützt?«

»Lasst uns hinübergehen, ich zeige sie Euch.«

Sie stiegen hinauf. Wieder bewunderte Henri das lichtdurchflutete lange Kirchenschiff. In den Hauptschiffarkaden lagen die Überreste von Nachtlagern der Pilger.

Sie betraten den Kirchenchor und von dort die Sakristei. Der Domherr wies um sich und erklärte: »Der Raum liegt, wenn man ihn von außen betrachtet, im ersten Stock. Er hat ein kleines Fenster dort drüben, ist zudem geschützt durch die den massigen Turm umgebende Klostermauer und kann, wie Ihr gesehen habt, nur vom Chor der Kirche her betreten werden.«

»Das macht tatsächlich einen sehr sicheren Eindruck.«

Der Bischof nickte. »Das will ich meinen. Wenn die Reliquie dort im Wandschrank verwahrt wurde, hatte nur der jeweilige Bischof den Schlüssel. Schaut Euch den Tresor an. Er hat eine dreiflügelige Tür aus Eichenholz. Sein rechter unterer Flügel hier kann nur zur Hälfte geöffnet werden. Da er auch der Verwahrung unserer liturgischen Gegenstände dient, gibt es noch drei Schlösser, die nur von ausgesuchten Konventualen geöffnet werden dürfen. Das Fach mit dem Splitter blieb dabei immer geschlossen.«

»Wozu dienen diese Querbänder?«

»Die mit den Eisenbändern belegte Tresortür konnte niemals anders als mit dem Schlüssel des Bischofs geöffnet werden. Dazu mussten zwei dieser Querbänder, von denen Ihr sprecht, zur Seite geklappt werden, da sie das Schlüsselloch verdecken. Die Quereisen sind jedoch ihrerseits mit den Riegelkästen des Hauptschlusses verbunden und können nur mit einem Trick entsichert werden. Dazu muss man den jeweils mittleren, scheinbaren Befestigungsknopf der beiden Riegelkästen nach links schieben, und ein Schnappschloss gibt die Querbänder frei. Nur ich weiß, wie das geht. Und nicht einmal Euch werde ich das Geheimnis verraten, damit Ihr nicht in Versuchung geratet. Dieser Tresor ist also absolut sicher.«

»Aber der Splitter ist nun gestohlen worden.«

»Das Problem war die Zurschaustellung. Wir legten die Reliquie bei Beginn der Wallfahrt in den Schrein der Kapelle. In diesen Tagen war die Gefahr größer, das war uns klar. Aber Jahr um Jahr ist nichts geschehen.«

»Ihr müsst den Gläubigen öffentlich erklären, dass die Kirche nicht leichtfertig mit der Reliquie umging.«

»Aber allein eine solche Erklärung bedeutet doch einen deutlichen Verlust unserer Autorität.«

»Trotzdem! Ihr erwerbt Euch dadurch auch Achtung. Tut es! Die Pilger werden es verstehen.«

»Wie Ihr meint.«

»Ich denke, ich habe genug gesehen. Gehen wir noch einmal in die Kapelle zurück. Ich muss mir eine Vorstellung machen können, wie die schwere Altarplatte geöffnet und dann wieder unbemerkt geschlossen werden konnte.«

»Nicht wahr? Das ist doch unvorstellbar.«

In der Kapelle angekommen, bemerkte Henri, dass man von außen nichts über den Inhalt des Schreins erfahren konnte. Den Verlust des Splitters konnte niemand ahnen. Wenn der Kirchendiener auf Anweisung des Sakristans nicht in den Schrein hineingesehen hätte, wäre die ganze Aufregung nicht entstanden, dann hätten die Pilger nur einen leeren Schrein angebetet, aber wäre das so schlimm gewesen? Henri fiel etwas ein.

»Wann ist das letzte Mal der Schrein geöffnet worden, um nachzusehen, ob die Reliquie noch da ist?«

»Das ist lange her. Zumindest ein Jahr, anlässlich der letzten Pilgerzüge zu Ehren meines Vorfahren, des heiligen Ronan.«

»Das heißt also, der Diebstahl kann schon fast ein Jahr lang zurückliegen!«

»Das ist möglich. Aber ist das nicht unwichtig?«

»Nicht für mich. Denn ich bedenke ein paar Ereignisse, die sich gerade ereignet haben. Ich versuche, Zusammenhänge herzustellen. Aber das alles ergibt noch kein Gesamtbild. Ich muss darüber nachdenken.«

Als Uthman und Sean aus Tréguier zurückkamen, kamen sie mit leeren Händen. Die Behörden, die den Brand untersuchten, hatten ihnen nicht gestattet, das fragliche Buch an sich zu nehmen. Aber Sean hatte einen Blick darauf werfen dürfen. Es war eindeutig das Liebesbrevier aus der Werkstatt von Meister Maxime.

Für Henri de Roslin lag nun der Schluss nahe, dass der Unbekannte, der Sean überfallen hatte, es mit sich genommen hatte. Es musste der Gleiche sein, der den Brand in Tréguier gelegt hatte – oder ein Komplize. Es konnte nur jemand sein, der dem alten Buchmaler schaden wollte. Weswegen, das wusste Henri zu diesem Zeitpunkt nicht.

Und wenn es sich dabei um den verschwundenen Gesellen Plourivo Flaubert handelte? Wäre es nicht möglich gewesen, dass der Geselle seinen Meister hasste? Aber warum versuchte er dann, den Unmut der Stadt Tréguier auf Quimper zu lenken? War das nicht eine völlig andere Angelegenheit?

Wenn Henri nicht an Quimper gebunden gewesen wäre, hätte er sofort die Reise nach Tréguier angetreten. Nur dort konnten die Rätsel offenbar gelöst werden. Uthman und Sean of Ardchatten konnten im Moment nichts zur Aufklärung beitragen. Aber ihre Reise nach Tréguier war dennoch nicht umsonst gewesen. Denn für Henri verflochten sich die vielen losen Ereignisfäden allmählich zu einigen Knoten.

Sean hatte den Einfall, eine Bootsfahrt auf dem Fluss Odet bis hin zum Meer zu unternehmen. So gewännen sie Abstand und sähen die Entwicklung in Quimper vielleicht mit anderen Augen. Vor allem Henri war der Vorschlag recht. Sie setzten ihn umgehend in die Tat um, mieteten an der Anlegestelle im Hafenviertel ein Ruderboot, in dem sie alle vier rudern mussten, und legten mit kräftigen Schlägen ab.

Der Fluss war wunderschön. Trauerweiden ließen an beiden Ufern ihre Zweige bis ins Wasser herabhängen. Kleine Anwesen zeigten sich, darunter ärmliche Katen von Fischern. Aber insgesamt machte die Gegend einen zufriedenen, manchmal wohlhabenden Eindruck. Hin und wieder kam ihnen eine Hulk entgegen, die klein genug war, um bis zum Hafen von Quimper segeln zu können, die größeren Koggen wurden in Loctudy an der Flussmündung entladen.

Nachdem sie eine Weile stumm gerudert waren und sich die drei erwachsenen Männer an ihre Gefangenschaft auf der Galeere slawischer Piraten auf der Ostsee erinnerten, die ihnen mehr als Schwielen an den Händen eingebracht hatte, brach Sean das Schweigen.

»Ich verstehe nichts von Reliquien«, sagte er. »Glauben die Menschen denn tatsächlich, dass ein Stück Holz oder Knochen ihnen das Seelenheil bringen kann?«

Sie ruderten wortlos noch ein Stück weiter, weil sie einer Hulk ausweichen mussten, dann sagte Uthman: »In meinem Glauben ist es geradezu Gottesschändung, an solche Dinge zu glauben. Mit Allah, er ist allmächtig, kann sich der Gläubige nur verbinden, wenn er den Koran liest oder vorlesen lässt und die Suren betet. Nur im Wort des Koran ist Gottes Gegenwart.«

»Auch wir sind ein Volk des Buches«, meinte Joshua.

»Der Talmud ist unser Ausdruck für die Allgegenwart Gottes. Das Buch ist von Gott diktiert, die Worte daraus bedeuten die Gegenwart des Herrn. Alles andere an Devotionalien ist in unserem Glauben Götzendienst und Sünde.«

Jetzt war es an Henri, das Christentum zu rechtfertigen. Eine Rolle, die ihm nicht lag. Deshalb murrte er nur: »Ihr macht alles richtig, ihr seid so toll.«

Sean blieb hartnäckig. »Sprich mit mir darüber, Henri! Belehre mich, was es mit den Reliquien auf sich hat. Ich hörte einmal, dass manche Kirchenfürsten sich einen ganzen Vorrat an Reliquien zulegen, um sich so einen Riesenzeitraum von Ablass ihrer Sünden zu sichern. Manche sollen so viel gesammelt haben, dass es bis zum Lebensende reicht und sie bis dahin also alle Sünden begehen können. Ist das wirklich von Gott gewollt?«

Und ehe Henri antworten konnte, fügte Uthman hinzu: »Und warum nehmen es die Pilgermassen auf sich, Tage und

Wochen zu laufen, bis ihre Füße blutig sind, nur um einen kleinen Splitter vom Kreuz aus der Ferne ansehen zu dürfen?«

Sean sagte: »Aber sind nicht Wallfahrten manchmal auch einfach nur freiwillige Bußfahrten oder sogar Vergnügungsfahrten? Ich habe gehört, dass sogar Frauen wallfahrten, um Fruchtbarkeit zu erbitten. Oder man pilgert zum Heiligen Grab in Jerusalem, das machen ja sogar Juden und Muslime.«

»Wir pilgern nach Mekka, Medina und zum Berg Arafat«, sagte Uthman.

»Oder man macht eine Sühnewallfahrt«, warf Sean ein, »ohne dass man Reliquien anschauen will, einfach, um zu büßen. Oder weil die Obrigkeit es angeordnet hat, um eine Untat auszugleichen.«

Joshua sagte: »All das stimmt. Christen müssen auch Seelenmessen lesen oder Kreuze spenden oder sich geißeln. Dein Attentäter, Sean, sollte mindestens eine solche Sühnewallfahrt machen müssen. Unter erschwerten Bedingungen.«

»Was wären erschwerte Bedingungen?«, fragte Sean.

»Nun, man könnte ihm Erbsen in die Schuhe legen. Oder er müsste nackt vor dem Hochamt herumgehen, ein Kreuz auf dem Kreuz. Oder er müsste Eisenringe um die Lenden tragen, wie es für Mörder und versuchte Mörder vorgesehen ist.«

»Die einzige Wallfahrt außerhalb des Heiligen Landes, die ich mir vorstellen könnte«, sagte Uthman mit einem Grinsen, »wäre die, um einer Frau zu gefallen, die mir gefällt.«

Joshua sagte: »Aber in Quimper geht es im Moment um etwas anderes.«

»Richtig«, sagte Uthman. »Um Reliquien. Wie kann es sein, dass eine ganze Stadt wie Quimper in Trauer und Hysterie verfällt, wenn der Splitter gestohlen wird?«

»Und was kann der Dieb damit anfangen?«, ergänzte Joshua.

Henri legte sich in die Riemen. »Rudert, ihr Faulpelze!«, rief er, »damit wir das Meer sehen!«

»Er drückt sich«, sagte Joshua zu Sean. »Dann will ich versuchen, es dir zu erklären.«

»Nein, Jude! Das mache ich dann doch lieber selbst. Sonst wirbst du mir den Knaben noch ab.«

Henri hatte aufgehört zu rudern. Auch die anderen ließen den Kahn jetzt einfach dahingleiten. Im stillen Wasser spiegelte sich das Grün der Weiden, die ihre Äste langsam und raunend bewegten, als wollten auch sie etwas von der geheimnisvollen Kraft der Reliquien erzählen.

»Also?« Sean blickte gespannt.

»Ich stehe vielen Reliquien zweifelnd gegenüber«, sagte Henri schließlich. »Die Diebstähle häufen sich ja nur, weil jeder glaubt, er könne sich ganz persönlich ein Stück Gottnähe damit erwerben. Das ist eine falsche Entwicklung, wenn sie nicht einhergeht mit Inbrunst des Glaubens, mit wohlgefälligen Taten, mit praktizierter Nächstenliebe. Davon ist tatsächlich zu wenig die Rede, von Reliquienverehrung zu viel.«

»Dann stell dich in Quimper hin und erkläre das den Pilgern, Henri! Mal sehen, wie lange es dauert, bis sie dich steinigen.«

»Aber Uthman! Wir Templer haben im Heiligen Land die Pilger auf den gefährdeten Landstraßen geschützt, und dabei hatte auch jeder Tempelbruder einen Talisman bei sich. Manche eine schwarze Katzenpfote, manche ein goldenes Kreuzifix. Ich hatte bis vor kurzem einen von innen leuchtenden Sardin aus Abessinien im Beutel. Jeder glaubt an so was. Auch du oder Joshua – jedenfalls in euren geheimsten Gedanken. Da bin ich mir ganz sicher.«

»Und worauf willst du nun hinaus?« Uthman blickte ihn herausfordernd an.

Henri fuhr fort: »Ein Problem gibt es, wenn der Glaube an Reliquien krankhaft wird. Wenn beispielsweise jemand

versucht, aus dem Domschatz der deutschen Stadt Trier ein Drittel des Kreuzesholzes abzuschneiden, das Kaiserin Helena an ihren Geburtsort an die Mosel übertragen hatte. Oder wenn man, wie geschehen, die letzten zwei Lagen der vom Evangelisten Markus persönlich dem heiligen Hermagoras von Aquileja übergebenen Handschrift des Markusevangeliums entführt. Oder ein gewisser Einhard, der Biograf des deutschen Kaisers Karl, raubt in Rom die beiden Märtyrer Marcelinus und Petrus aus ihrem Grab und schleppt ihre Knochen über die Alpen bis ins deutsche Seligenstadt am Mainfluss. Solche Taten, die beinahe jeden Tag geschehen, führen dann auch zu kleineren Diebstählen an fast jedem Ort, ja zu Brand und Gewalt. Das unbedingte Verlangen, in den Besitz nicht irgendeiner Reliquie, sondern einer ganz bestimmten Reliquie zu gelangen, leistet dem Betrug Vorschub. Wie könnte ich das gutheißen?«

Sean sagte: »Ist es wahr, dass man von bestimmten Heiligen und Seligen der Kirche Skelette raubt oder Köpfe abschneidet oder Hirnschalen mit Inhalt raubt und über weite Strecken transportiert hat?«

»Leider«, sagte Henri.

»Ist das nicht – na ja, ekelhaft?«

»Es ist sogar unchristlich«, warf Uthman ein, »denn die Toten soll man ruhen lassen, egal, welcher Religion man anhängt. Das sollte auch für Märtyrer und Heilige gelten.«

»Verurteilt die Kirche«, sagte Joshua, »nicht sogar Ärzte, die einen kranken Leib öffneten, um das Leiden des Kranken zu lindern? Sie behaupten, ein geöffneter Leib sei entweiht und dürfe nicht in Erde bestattet werden.«

»In unserem Glauben spielt das keine Rolle«, erklärte Uthman. »Unsere Ärzte, die bekanntermaßen die bedeutendsten der Welt sind, haben schon vor Hunderten von Jahren Schädel geöffnet, um Geschwüre im Gehirn zu

entfernen. Trepanation nannte man das, damit konnten viele Todkranke gerettet werden. Und in unseren Krankenschulen öffnet man Körper, um die Lage der inneren Organe zu studieren.«

Henri sagte: »Im Christentum ist Krankheit ein Ausdruck von Gottes Willen. Deshalb ist es frevlerisch, dagegen vorzugehen. Man muss das Krankwerden geschehen lassen, sonst wird man zum Widerpart des Herrn. Ob ich das glaube oder nicht, ist eine andere Sache, aber so steht es geschrieben, und als Christ habe ich mich daran zu halten.«

Sean blickte vom einen zum anderen. Er verstand nicht viel. Aber er fragte tapfer weiter: »Wie ist es mit denen, die den Reliquienkult verurteilen? Was tut die Kirche mit ihnen?«

Henri sagte missmutig: »Kritik am Heiligen- und am Reliquienkult kommt dem Unglauben, der Blasphemie und der Sünde gleich.«

»Glaubst du das, Henri?«

Henri blickte Sean an. »Ich sage ja, das ist unwichtig.«

Sean sagte: »Es ist nicht unwichtig. Denn wenn du anderer Meinung bist, dann musst du es laut sagen, sonst ändert sich nichts an dem, was du falsch findest.«

»Hört, hört, der Kleine!«, amüsierte sich Uthman. »Ganz schön vorlaut!«

»Ich sage nur, es gibt eine unersättliche Sucht nach immer neuen Heiligen«, sagte Henri wortkarg und ruderte heftiger.

Man sah ihm an, dass er diese Debatte nicht gern führte. Er tat es nur, weil Sean darum gebeten hatte. Henri wäre es lieber gewesen, sie würden das offene Meer erreichen und könnten ihre Köpfe auslüften. Aber noch weiteten sich die Ufer der Odet nur allmählich, und die Treidelgänger zu beiden Ufern nahmen zu, die kleinere Schiffe und Lastkähne in Richtung Quimper zogen.

Joshua ließ nicht locker und führte seinen Gedanken weiter. »Daran ist die Kirche selbst schuld. Sie schmückt sich mit diesen Heiligen und Seligen. Und jeder Bischof wird aufgewertet, der einen solchen heilig oder selig sprechen kann.«

»Blut, das aus geöffneten Handinnenflächen tritt, weinende Mutter Gottes, Blut und Tränen, wundertätige Genesung, Blasius, Barbara, Katharina, Dorothea, Margarethe, Wunderhostien, Wunderblut, Wunder über Wunder – all dies unselige Getue«, sagte Uthman spöttisch.

Henri blickte ihn strafend an. »Sei nicht selbstgerecht, Sarazene! Auch dein Muhammad hat schließlich Wunder erlebt. Oder ist es etwa keines, wenn er erzählt, wie ihm von weißen Männern das Herz herausgerissen und danach wieder eingesetzt wird und er daraufhin weiß, dass er der Auserwählte und ein Prophet sein wird? Auch das sind Kindergeschichten! Und zudem: Habt ihr denn nicht auch Heilige, bewahrt ihr denn nicht die Barthaare eures Propheten auf?«

»Aber Muhammad hat selbst nie behauptet, Wunder getan zu haben, so wie dein Prophet Jesu, der jede Menge Lahme wieder gehend gemacht hat. Und Blinde sehend.«

Henri sagte: »Jesu Christi war kein Prophet, sondern der Sohn Gottes auf Erden. Außerdem gibt es in der Kirche genügend vernünftige Leute, die dem Wunderkult kritisch gegenüberstanden. Die Nachahmungssucht und Wettbewerb, Selbstbetrug und Heilsfieber geißeln. Die auch Wunder und Wallfahrten geißeln, wenn sie nur des schnöden Mammons wegen erfunden worden sind.«

Sean fragte: »Aber ist es nicht auch schön? Sind die Menschen nicht froh, wenn sie etwas vorgesetzt bekommen, an das sie glauben können, an dem sie sich festhalten können – ohne zu fragen, ob es die Wahrheit ist?«

»Das ist wahr, mein Sean«, stimmte Henri zu. »Ein Wanderprediger in England erzählte mir selbst einmal, dass die Menschen bei jedem Wetter, ob Regen oder Kälte, von überall herbeigeströmt seien, um ihm drei Stunden und länger zuzuhören. Obwohl er lateinisch sprach und die Menschen kein Wort verstanden. Sobald aber der Dolmetscher begann, die Predigt in englischer Sprache zu wiederholen, seien die Zuhörer haufenweise weggegangen. Das heißt doch also, im Zeitalter der Schaustellung und Demonstration der Frömmigkeit genügt es vollkommen, den heiligmäßigen Prediger gesehen, seinen Habit berührt zu haben oder in den Besitz eines Kopf- oder Barthaars gelangt zu sein. Man erblickt in ihm eine lebendige Reliquie. Sie hoffen auf die Heilswirkung des Schauens und des Besitzens. So sind die Menschen eben.«

Die vier Ruderer griffen jetzt wieder in die Riemen. Nachdenklich ließen sie das Gesagte in sich eindringen. Gleichmäßig glitt das Boot dahin.

Die Ufer öffneten sich jetzt vor ihnen, der Fluss strömte schneller dahin, um sich ins Meer zu ergießen, der Blick ging über die Ebene einer harmonischen Landschaft. Voraus lag das unendlich weite Wasser, das schon immer da war und das der Herr mit Leben gefüllt hatte. Als lebendiges Zeichen dafür zogen jetzt Vogelschwärme darüber hin.

Schiffe und Kähne ankerten vor der kleinen Stadt Loctudy. Alles schien an seinem Platz.

Und so ruderten die Gefährten einfach weiter. Und waren froh darüber, dass ihre Unterschiede im Glauben nicht dazu führten, dass sie sich weniger achteten und liebten.

Spätsommer 1316, die Seinszeit

Der Mann, der Plourivo Flaubert hieß, war seines Lebens nicht sicher. Er wusste, wenn er in die Stadt seiner Väter und seiner Förderer zurücktritt, würden sie ihm auflauern. Denn sie waren mächtig – allmächtig! Davon machte sich der gemeine und gottesfürchtige Mann gar keine Vorstellung!

Plourivo Flaubert zog es vor, sich auf halbem Weg zwischen Tréguier und Quimper zu verstecken. Er hatte mit St. Sebastien in St. Segal ein kleines Kloster gefunden, in dem er verweilen konnte, ohne dass man ihn fragte, wer er sei und wohin er wollte. Auf der Ostseite des Klosters, der Morgenröte zugewandt, befand sich eine Gästeklausen, in die er schlüpfte. Hier hatten drei Engel eines Tages das Blut Christi aufgefangen, als es vom Himmel regnete.

Ja, wohin wollte er? Auch der Weg nach Tréguier war ihm versperrt. Was sollte er tun? Denn ewig konnte er in diesem Kloster nicht bleiben, so gastfreundlich die Barfüßler auch waren.

Plourivo traute sich im Moment aber nicht, die Klostermauern zu verlassen. Er versuchte, in den Alltag des mönchischen Lebens einzutauchen, mönchisch zu leben und zu denken, die einfachen Dinge zu tun. Seit zwei Tagen ließen ihn die Barfüßler sogar im ärmlichen Scriptorium ein Buch ausmalen. Sie waren begeistert vom Resultat gewesen, Plourivo konnte zeigen, was er gelernt hatte. Und sein Meister hatte ihm viel beigebracht.

Deshalb war er so unglücklich. Er konnte nicht nach Quimper in die Werkstatt zurückkehren. Er wusste genau, dass sie dort auf ihn lauerten. Er konnte Meister Maxime nicht sehen, der krank daniederlag. Ein reisender Kaufmann hatte ihm erzählt, der Buchmaler läge im Sterben.

Sollte sich Plourivo nachts heimlich nach Quimper schleichen und den Meister besuchen? Vielleicht gelangte er ungesehen in die Stadt hinein. Aber der Geselle des Buchmalers war nicht mutig genug. Er hatte Angst um sein Leben. Es schien ihm nichts mehr wert, seit er diesen Auftrag ausgeführt hatte.

Aber war er zur Wahrheit nicht verpflichtet gewesen? Das bestellte Gebetbuch für den Grafen sollte den Alltag auf seinem Besitz schildern, die Frömmigkeit genauso wie die Vergnügungen. Und dann hatte diese Jagd begonnen. Man hatte ihn mitgenommen, sogar eine Saufeder in die Hand gedrückt. Aber Plourivo wollte nur malen. Er hatte gemalt. Alles.

Das hatte ihn in Lebensgefahr gebracht.

Denn er hatte ganz genau gesehen, wer den Mord begangen hatte. Und er hatte den Mörder gemalt. Die Jagdgesellschaft, an der auch diese Kirchenfürsten teilnahmen, und die Ritter vom Orden zum Schutze Mariens aus Tréguier hatten versucht, es als Unfall darzustellen. Ein Sakristan, im See ertrunken, in dem Moment, als er die Sau erlegt. Welch eine hübsche Geschichte! Traurig, aber zur Legende geeignet. Vielleicht hätten sie den Sakristan später sogar selig gesprochen.

Aber Plourivo hatte gesehen, dass im Rücken des Sakristans, als er im See schwamm, eine Saufeder steckte. Er war ermordet worden! Zunächst hatte Plourivo nicht begriffen, weshalb. Er hatte die Szene nur gemalt, ergriffen von ihrer dramatischen Kraft. Der See, darin die erlegte Sau in ihrem Blut, um den See herum die Jagdgesellschaft auf

schnaubenden Pferden, die erregten Hunde, die Ordensritter in ihrer schwarzen und weißen Tracht. Und der bedauernswerte Sakristan mit dem Gesicht nach unten.

Und er hatte den Mörder gemalt. Denn er wusste, wer die Saufeder auf den Sakristan geworfen hatte. Es war ein unwürdiger Mann, der an dieser Jagdgesellschaft der feinen Herren nicht teilnehmen durfte. Sie hatten ihn nur geduldet, damit er den Mord ausführte. Ein Eindringling. Aber ein dafür bezahlter Eindringling. Ein Schmied aus Tréguier, von dem er nur wusste, dass er John hieß. Ein Normanne aus England, der in Tréguier lebte, aber schon längst keine Schmiede mehr betrieb. Er lebte von irgendwelchen anderen Dingen. Vielleicht von berufsmäßigem Mord!

Plourivo Flaubert schauderte es, wenn er an die Tage am Hofe des Grafen dachte.

Es war auch interessant gewesen, die Arbeit zu verrichten, das Buch mit den Alltagsszenen zu malen. Aber die Bedrohung war immer spürbar gewesen.

Der Mord war von langer Hand vorbereitet worden. Sie hatten darüber gemunkelt, und er hatte sie einmal unwillentlich belauscht. Zuerst hatte er gar nichts verstanden. Aber dann begriff er, dass es darum ging, den Splitter vom Heiligen Kreuz aus der Kapelle in Quimper zu rauben. Es sollte unter allen Umständen geschehen, auch Gewalt sollte nicht gescheut werden. Der Sakristan hatte sich als Einziger in der Runde dagegen ausgesprochen, er drohte damit, den Raubplan auffliegen zu lassen.

Deshalb musste er sterben.

Und als dieser John eintraf, mit seinem brutalen Gesicht, seinem ständigen hässlichen Grinsen, spürte der Buchmaler sofort, welche Gefahr von ihm ausging.

Plourivo war nach dem Mord während der Jagd nur noch wenige Tage in Tréguier geblieben, um den Auftrag zu

erfüllen. Er hatte alle angeforderten Blätter gemalt. Er hatte sich auszahlen lassen und war abgereist. Sollten sie mit den Blättern anstellen, was sie wollten. Von ihm aus konnten sie die Szene am See auch verbrennen.

Das fertige Buch würde dennoch schön werden, das schönste, das Plourivo bisher ausgemalt hatte. Aber der junge Buchmalergeselle ahnte, dass es damit nicht getan war.

Sie hatten ihn jetzt auf ihrer Liste. Sie führten genaue Listen über unliebsame Zeitgenossen. Der Orden in Tréguier funktionierte perfekt. Ein Todesorden. Spezialisiert auf die Beseitigung von Feinden und eingebildeten Feinden. Wahre Totenvögel waren das ja, mit ihren düsteren Gewändern und den klirrenden Ordensketten um den Hals.

Wo konnte er sich jetzt noch, wo sie auf ihn aufmerksam geworden waren, vor ihnen verstecken?

Plourivo Flaubert wusste es nicht. Er wurde ganz mutlos, wenn er daran dachte. Aber irgendetwas musste er tun. Er konnte nicht ewig im Kloster bleiben. Sollte er doch nach Quimper zurückgehen? Dort um Schutz bitten? Musste er nicht auch von diesem Mord erzählen? Den Täter benennen?

Aber er wusste, dass die Stadtvögte sich nicht an das Geschehen auf feudalen Grundbesitzen heranwagten. Sie hatten bisher immer den Kürzeren gezogen. Und Kirchenfürsten, Orden, Geheime Bruderschaften waren sowieso tabu.

Nein, Plourivo sah keine Möglichkeit, das Rad der unheiligen Dinge anzuhalten. Er war zu schwach. Das Rad würde über ihn hinwegrollen und ihn zermalmen. Er ahnte, dass er seines Lebens nicht mehr sicher sein konnte.

Es sei denn, er würde tun, was ihm in der Nacht eingefallen war! Ein tollkühner Plan! Aber traute er sich das wirklich zu?

Er roch nach Brand. Dagegen konnte er nichts tun. Er hatte immer nach Feuer und Rauch gerochen, das hatte nichts mit Brandstiftung zu tun. Es war der Geruch der Schmiedewerkstatt, in der er aufgewachsen war. Auch sein Vater und Großvater hatten so gerochen, das ließ sich nicht abwaschen. Feuer und Rauch, heiße Glut, glühende Kohle, glühendes Eisen, das waren seine Elemente gewesen. Der Geruch nach Brand war ihm bis ins Blut eingegangen, durch seine Adern floss das heiße Blut wie ein Lavastrom. Er war in Hitze und Rauch zu Hause.

Er wollte nicht, dass man seinen Namen nannte. Aber als er an diesem Abend in die Stadt zurückkehrte, sprach ihn einer aus dem Orden an. Er sagte: »John. Du hast versagt.« Und er hatte natürlich Recht. Aber nicht so wie dieser Ordensritter dachte!

John hatte den Auftrag gern angenommen. Nach den schwierigen Tagen beim Grafen von Tréguier, wo er in aller Öffentlichkeit eine schandbare Tat ausüben musste, konnte er sich jetzt in Quimper verstecken. Er konnte aus dem Hinterhalt arbeiten, das lag ihm. Jetzt, auf dem Weg in diese Herberge, deren Wirtin so schön war, dass ihm das Wasser im Mund zusammenlief, wenn er nur an sie dachte, wusste John, dass er vorsichtig sein musste. Ein falsches Wort, ein falscher Zungenschlag – und sie würden ihn auslöschen. Die christlichen Herren waren gnadenlos.

Er trieb unwillkürlich sein Reittier an. Den Fluss entlang, zur Fernstraße, die Herberge kam schon in Sicht.

Was sollte er ihnen erzählen? Dass die Reliquienkammer schon leer gewesen war, als er kam? Dass also jemand vor ihm den Kreuzessplitter geraubt haben musste? Oder hatten die Domherren die Reliquie irgendwo anders in Sicherheit gebracht? Würden seine Auftraggeber mit den klirrenden, Furcht einflößenden Ordensketten ihm glauben?

Natürlich konnte er ihnen nicht die Wahrheit liefern. Dass er die Reliquie gestohlen hatte und schon drauf und dran war, sie den Ordensherren aus Tréguier abzuliefern. Dann aber hatte er nachgedacht! Ja, John aus Tréguier war nicht dumm! Er hatte schon viel falsch gemacht – aber das hier war sein Meisterstück. Er hatte beschlossen, die Reliquie zu behalten! Nichts einfacher als das! Und er war sogar noch einen Schritt weiter gegangen! Er drang nachts in die Zimmer der Herberge ein, in denen die Ordensleute wohnten. Und stahl diesen schönen Kasten aus Silber und Gold, in den sie den geraubten Splitter zu legen gedachten! Aber er war es! Er war es, der den echten Splitter in diesen Kasten legte und gut versteckte. Dann fertigte er eine Fälschung an, ein Kreuz aus Eschenholz, wunderbar geeignet zum Schnitzen, und legte einen Splitter aus dem gleichen Holz hinein. Einen Splitter aus einem Karren, den er ohne Räder auf einem Abfallhaufen gefunden hatte! Was für ein Spaß!

Das Dumme war nur, dass er die Nachbildung verloren hatte. John wusste noch immer nicht, wo das geschehen war. Er konnte nur hoffen, dass es nicht ausgerechnet in der Werkstatt dieses Buchmalers gewesen war, wo er dem Gesellen Plourivo Flaubert auflauerte und ihn getötet hatte. Dieser Hund! Erst malte er ihn als Mörder des Sakristans bei der Jagd in Tréguier, dann verschwand er nach Quimper, und John musste ihm hinterher.

Wenn er bei diesem Hund auch noch sein Kreuz verloren haben sollte, dann sollte er in der Hölle schmoren! Konnte es in dem Moment geschehen sein, als er das ausgemalte Blatt von der Jagdszene aus seinem Umhang gezogen hatte, um es auf den Toten zu werfen? Damit ihn der Fluch treffe! Wer hatte ihm das Recht gegeben, einen Mord und den Mörder zu malen?

John war langsamer geritten, die Gedanken überfielen und quälten ihn. Dann gab er dem Pferd wieder die Hacken. Er erreichte die Herberge. Er wusste, sie warteten schon. Egal, wie es ausging, er würde die echte Reliquie für sich behalten. Er hatte sie in dem schönen Kasten gut versteckt, man würde sie niemals finden.

Später würde er sie verkaufen. Und ein gemachter Mann sein. Wie schlau er war!

John stieg vom Pferd. Die Wirtin tauchte in der Tür auf. Ihre blonden Haare standen widerspenstig ab, im Sonnenlicht sah es aus, als läge eine Gloriole um ihren hübschen Kopf. John leckte sich die Lippen.

Sean of Ardchatten hatte noch nicht genug gehört. Nachdem ihre Bootsfahrt beendet war und sich die Gefährten in ihre Unterkünfte begaben, überlegte Sean seine Fragen. Er musste Henri so lange ausfragen, wie er dazu Gelegenheit hatte. Er wollte alles wissen. Nach dem Abendessen, das sie im Kloster mit den Mönchen eingenommen hatten, und nach dem Gebet vor der Nacht wollte Sean loslegen. Aber Henri deutete plötzlich auf seine Hände. Sie hatten angefangen zu bluten.

»Wir müssen einen neuen Verband anlegen. Komm mit mir.«

Die Abtei hatte keinen Behandlungsraum, nur eine kleine Hausapotheke. Henri löste Seans Verbände, sie waren von Blut durchtränkt. Er öffnete die Kiste aus eisenbeschlagenem Holz, in dessen Deckel ein Hohlraum war, aus dem ihm jetzt Schriftstücke entgegenfielen. Es waren handgeschriebene Behandlungsrezepte der Mönche. Henri zog die vielen Fächer auf, suchte in den Holzschatullen und Glasfläschchen nach einer blutstillenden Tinktur, fand kleine Spanschachteln mit Pulvern und Kräutern, in gefärbten Gläsern Mittel gegen das kalte Fieber und ein Elixier gegen die Schwerenot, er fand

Lebensbalsam und präpariertes Hirschhorn, Stahl tinktur und Erbrechenpulver und schließlich die Pomeranzenessenz, die er brauchte. Er bestrich Seans Handrücken damit, und der Knappe war still und dankbar.

Danach hatten sie noch Zeit, durch den Kreuzgang zu gehen, denn Henri spürte Seans Verlangen, Fragen zu stellen. Der Garten lag im Halbdunkel, die Sichel des Mondes stand darüber, es duftete nach Kräutern und Blumen.

Sean fragte: »Auf der Bootsfahrt hast du von einer Frau gesprochen. Hieß sie nicht die heilige Helena? Wohl eine bedeutende Person, weil sie das heilige Kreuz von Golgatha gefunden hat. Ich würde gern wissen, wer diese Frau war.«

»Das ist nun wirklich eine lange Geschichte, mein Sean. Wir brauchen zwanzig Umgänge, um sie zu erzählen.«

»Wir haben ja Zeit.«

»Und du bist neugierig genug?«

»Ich werde es mit jedem Tag mehr. Du siehst, Herr Henri, deine Erziehung fruchtet langsam.«

»Also, dann höre gut zu.«

Sie gingen nebeneinander her. Die Arme auf dem Rücken verschränkt. Lehrer und Schüler. Henri überragte den gewiss nicht kleinen Sean um Haupteslänge. Beide blickten geradeaus, Sean blinzelte Henri hin und wieder von der Seite an.

»Ich kenne die Chroniken, die von Helenas Leben berichten. Ihr Geburtsort war wahrscheinlich Drepanom, das später zu ihren Ehren in Helenopolis umbenannt wurde, ihr Vater war ein heidnischer Gastwirt. Die Legenden bezeichnen sie auch als Stallmagd aus Aquitanien, als englische Königstochter oder als in Trier an der Mosel geboren. Sie wurde die Gattin des späteren römischen Kaisers Constantius des Ersten, der Mitkaiser des Christenverfolgers Diokletian war, und sie wurde die Mutter von Konstantin dem Großen.«

Sean sagte in seinem starken schottischen Dialekt: »Von dem habe ich schon gehört. Ein gewaltiger Staatsmann.«

»Höre weiter. Als Constantius im Jahr des Herrn 293 zum Kaiser des Römischen Reiches ernannt wurde, verstieß er Helena wegen ihres niedrigen Standes. Als Konstantin dreizehn Jahre später Kaiser wurde, ernannte er seine Mutter jedoch zur Augusta. Nachdem sie Christin geworden war, förderte sie in jeder Weise das sich ausbreitende und durch Konstantin im Edikt von Mailand bestätigte Christentum. Zahlreiche Kirchen werden ihr zugeschrieben, so die Kreuzeskirche in Jerusalem, die Geburtskirche in Bethlehem und die Apostelkirche in Konstantinopel. Die Kirche über dem Garten Gethsemane hat sie im hohen Alter bei einer Wallfahrt gegründet. Bis zu ihrem Lebensende verschrieb sie sich religiösen Pilgerfahrten. Der Legende nach war sie auch beteiligt an der Überführung des Heiligen Rocks und der Gebeine des Apostels Matthias nach dem deutschen Ort Trier.«

»Aber was ist mit dem Kreuz? Mit dem schrecklichen Kreuz, an dem unser Herr Jesus starb?«

»Dieses Kreuz wurde nach einem Bericht des *Chronikon paschale* im Jahr des Herrn 320 von Kaiserin Helena in Jerusalem aufgefunden. Unter welchen Umständen, weiß ich nicht. Cyrill von Jerusalem und Johannes Chrysostomus, beide lebten ein Jahrhundert später, berichten, dass gleich nach der Auffindung kleinere und größere Teile als Reliquien an Kirchen und Einzelpersonen verteilt wurden. Der große Längsbalken jedoch blieb in Jerusalem und wurde bei der Eroberung der Heiligen Stadt durch die Perser im Jahr des Herrn 614 verschleppt. Das Heilige Kreuz wurde aber wenige Jahre darauf durch den Sieg von Kaiser Heraklius über die Perser zurückgewonnen. Zum Andenken an dieses Ereignis feiern wir gerade das Fest der Erhöhung des Heiligen Kreuzes.«

»Das weiß ich.«

Sie hatten den Kreuzgang zweimal durchschritten. Kein Mönch begegnete ihnen. Die Brüder hielten in ihren Zellen ihre Exerzitien, in den Fensterhöhlen flackerte das Licht der Kerzen. Die Mondsichel spendete wenig Licht, und jetzt verschwand sie auch noch hinter Wolken. Aber in der Mitte jedes Längsganges hing an der Wand eine Pechfackel. So konnte Henri auch sehen, dass die Augen von Sean blitzten, als er jetzt fragte: »War es denn das echte Kreuz? Wirklich das echte, an dem der Heiland starb?«

»Natürlich«, sagte Henri. »Daran dürfen wir nicht zweifeln. Überall werden bis heute für echt gehaltene Gegenstände verehrt, und man muss daran inbrünstig glauben.«

Sean sagte: »In der Kirche St. Croce in Rom sah ich selbst einmal drei große Bruchstücke des Kreuzes, zwei Dornen der Dornenkrone, einen Kreuznagel, ein Stück der Inschrift INRI und den Finger des Apostels Thomas.«

»Ja, und ich hoffe, du erkanntest, dass es nicht nur Dinge waren oder Bruchstücke von Dingen. In jedem dieser Stücke ist das Ganze vorhanden, und Gott ist darin gegenwärtig.«

»Aber ranken sich nicht auch Märchen und Legenden um diese Dinge, Herr Henri? Erfindet man nicht Ereignisse, die gar nicht stattgefunden haben? Ich meine – das Ganze liegt so weit in der Vergangenheit.«

»Du hast Recht, zur Wahrheit kommt natürlich schnell die Legende. Alles wird ausgeschmückt. Aber auch wenn Dinge hinzuerfunden werden, bleibt doch die Wahrheit im Kern erhalten. Der Herr würde die Menschen strafen, wenn sie Dinge anbeteten, die unecht sind, oder wenn sie Lügen erzählen.«

Henri machte eine Pause. In einer der Zellen waren Geräusche entstanden. Es hörte sich an, als weine ein Bruder.

»Erzähl doch weiter! Das alles ist spannend!«

»Zu den geschichtlichen Tatsachen gehörten auch die Ausschmückung und die Legende.«

»Erzähl davon!«

»Die *Legenda Aurea* beginnt die Kreuzfindungslegende mit dem sterbenden Adam, der seinen Sohn Seth ins Paradies schickte, um das Öl der Barmherzigkeit zu erbitten, damit er ewig leben könne. Der Erzengel Michael konnte ihm aber nur einen Zweig vom Baum der Erkenntnis geben, und als Seth zurückkehrte, war Adam tot. Der Zweig wurde auf sein Grab gepflanzt und wuchs zu einem großen Baum auf. Den ließ König Salomo als Bauholz für den Jerusalemer Tempel schlagen, aber, wie auch immer die Bauleute sich mühten, stets war das Stück zu lang oder zu kurz, so wurde das Holz als Steg über ein Gewässer gelegt. Die Königin von Saba erblickte in dem Balken das zukünftige Kreuzesholz, verehrte es, schritt daneben durch das Wasser und warnte Salomo, der es vergraben ließ. Darüber entstand ein Teich, in dem die Opferschafe gewaschen wurden, dann machte das auftauchende Holz das Wasser heilkräftig.«

»Aber wie konnte die Königin von Saba erkennen, dass der Steg das zukünftige Kreuz sein würde?«

»Sie war eine weise Frau. Und in diesem Moment vom Zeigefinger Gottes berührt.«

»Aber hätte sie das Holz nicht verbrennen müssen, damit es nicht zum Kreuz für den Heiland werden konnte?«

»Der Weg von Gottes Sohn ist durch den Herrn vorbestimmt gewesen. Niemand konnte daran etwas ändern, Sean. Dem beugte sich auch die Königin.«

»Dann würde es also genügen, die Wege des Herrn zu kennen, um gottgefällig zu handeln?«

»Die Wege des Herrn kennt niemand. Und doch – wir müssen versuchen, sie zu verstehen, um richtig zu handeln.«

»Können wir frei entscheiden?«

»Der Herr hat uns eine Seinszeit geliehen, in der wir frei entscheiden können, wenn wir die richtigen Zeichen wahrnehmen.«

»Höchst kompliziert!«

»Die menschliche Freiheit, das ist die Einsicht in die Notwendigkeit, Sean.«

Sie hatten sieben Runden zurückgelegt. Jetzt stand die Sichel des Mondes über ihren Köpfen. Im Kreuzgang war es etwas heller geworden. Sean blickte auf seine Hände, die nicht mehr bluteten und deren Verbände festsaßen.

Henri musste husten und erzählte dann weiter.

»Als nun die Zeit des Leidens Christi gekommen war, wurde das auf dem Wasser schwimmende Holz herausgenommen und das Kreuz daraus gemacht. Dann aber lag es tief in der Erde verborgen, bis nach jahrhundertelanger Zeit Kaiser Konstantin, im Traum von einem Engel angewiesen, ein lichtiges Kreuz erblickte, auf dem die Worte standen: *In diesem Zeichen wirst du siegen*. Er zog gegen Maxentius und besiegte seinen Gegner, der ihn mit einer angesägten Brücke hatte täuschen wollen.«

»Was geschah weiter mit Helena?«

»Nun, Helena zog nach Jerusalem. Sie war voller Tatendrang. Der befragte Levit Judas versprach dem Hohen Rat, sein Wissen nicht kundzutun. Aber Helena ließ ihn in einen trockenen Brunnen werfen. Sie konnte warten. Nach sieben Tagen flehte Judas um Gnade, wurde herausgezogen und zeigte die nur ihm bekannte Stelle auf Golgatha, über der Kaiser Hadrian einen Venus-Tempel hatte erbauen lassen. Nachdem dieser abgetragen wurde, förderte Judas drei tief eingegrabene Kreuze zutage. Nacheinander wurden sie auf einen Leichnam, der gerade aus der Stadt herausgetragen wurde, gelegt, und Helena erkannte das Kreuz, das den Toten zum Leben erweckte, als das richtige Kreuz. Judas ließ sich

daraufhin taufen, wurde als Bischof von Jerusalem Quiriacus genannt und musste nun noch nach den Nägeln suchen, die er schließlich – wie Gold glänzend – fand. Helena wünschte, dass man mit einem der Nägel die Zügel für das Pferd des Kaisers ausstatte, damit dieser nur noch Frieden und keinen Krieg mehr vorbereiten müsse, entsprechend den Worten beim Propheten Sacharja. Für das Kreuz wurde danach ein Kirchenraum in Jerusalem errichtet.«

»Jetzt verstehe ich langsam, welche Bedeutung es für eine Kirche hat, wenn sie von diesem Kreuz auch nur einen einzigen Splitter besitzt.«

»Nämlich?«

»Ja, weil auch ein kleiner Splitter das ganze Kreuz verkörpert.«

»Du machst Fortschritte, mein Knappe!«

»Wo wurde die Kaiserin begraben?«

»Helenas früherer Palast ist der Kern des Domes im deutschen Trier. Ihr Grab ist in der Kirche St. Maria in Aracoeli in Rom. Ihre Reliquien werden an vielen Orten aufbewahrt – in Rom, in Hautvillars, in Paris, in Trier.«

»Eine tolle Geschichte. Überhaupt finde ich immer mehr Geschmack an den Erzählungen der Bibel. Ich glaube, ich werde doch noch ein richtig guter Christ.«

»Daran habe ich nie gezweifelt, aber diese Geschichte steht nicht in der Bibel. Übrigens, wie geht es Angélique? Du hast sie ein paar Tage nicht besucht.«

»Ach – sie hat viel zu tun. Und dann denke ich auch, ich sollte mir alles noch einmal ganz gründlich überlegen. Die Welt, in der Angélique lebt, ist nicht die meine. Die Geschichten, die sie erzählt, und die Geschichten, die du zu erzählen weißt, Herr Henri, dazwischen liegen Welten. Und ich möchte die wirkliche Welt, in der diese Geschichten spielen, erst noch kennen lernen, bevor ich mich binde. Und

außerdem – Freundschaft ist auch nicht viel weniger wert als Liebe, nicht wahr?«

»Manchmal ist Freundschaft sogar mehr wert. Denn Liebe wird uns geschenkt. Aber Freundschaft müssen wir erkämpfen und bewahren und durch Taten ausfüllen. Das wiegt schwerer.«

»Ich bin so froh, dich als Meister und Lehrer zu haben, Henri. Manchmal denke ich, womit habe ich das eigentlich verdient? Ein dummer Junge, der ich bin.«

»Da hast du Recht, mein Sean!«

Jetzt schaute der Knappe ihn doch verduzt an. Wahrscheinlich hatte er etwas anderes hören wollen. Doch Henri lachte nur und schlug dem Jungen auf die Schultern. Sie hatten es auf neun Umgänge gebracht.

Als John, der normannische Schmied, aus der Herberge ins Freie trat, atmete er tief durch. Es war gerade noch mal gut gegangen. Und er hatte sogar Zeit gewonnen!

Er war in einer gefährlichen Stimmung. Er kannte sich. Nach solchen Triumphen hatte er schon Untaten verübt, über die er später nicht einmal nachdenken wollte. Wer baute die niedergebrannten Gotteshäuser wieder auf? Wie viele Frauen trugen seine Bälger aus?

Er hatte beim Hinausgehen nach der Wirtin gesucht, dieser Angélique. Schon der Name machte ihn ganz wild. Angélique! Ein Name wie die Sünde. Wenn sie da gewesen wäre, er hätte sie sich genommen! Er sah die Szene vor sich. Oh, wie sie vor Lust strampelte!

John kam wieder zu sich. Er blickte sich um und schlug den Weg zum Stall ein. Sein Pferd empfing ihn mit einem freudigen Wiehern. John stieß den Kopf des Tieres weg.

Sie hatten ihm die Beichte abgenommen – dass er zu spät in die Kapelle mit der Kreuzesreliquie gekommen war. Dass schon ein anderer Dieb da gewesen sein musste,

wahrscheinlich mehrere, wegen des schweren Altardeckels. Dass er jetzt alles daransetzen würde, den Splitter aufzutreiben. Und vielleicht fand er auch noch ihren dämlichen Reliquienkasten!

Sie ließen ihn jedenfalls gewähren! Auf den Verdacht, er könne die echte Reliquie aus der Kathedrale gestohlen haben, die sie in ihren Kasten legen und nach Tréguier bringen wollten, kamen sie gar nicht. Sie trauten ihm nicht zu, dass er allein mit einem Brecheisen den Altardeckel öffnen konnte. Wozu war er Schmied! Während John sie hinhielt, konnte er in der Zwischenzeit alles daransetzen, einen heimlichen Käufer für die Reliquie zu finden. Und der Kasten aus Silber und Gold war sicher noch viel mehr wert.

Vielleicht würden sogar die Domherren von St. Corentin daran Interesse haben?

John musste in sich hineinlachen. Das wäre ein Spaß! Die Kathedrale kauft ihre eigene Reliquie zurück! Wozu besaßen denn die Pfaffen ihre Pfründe? Sollten sie zahlen, bis sie schwarz wurden. Schwarz wie Luzifer!

John reckte die Schultern. Er war stolz auf sich. Sie hatten ihm geglaubt.

Oder nicht?

Er versuchte, es nachträglich in ihren Blicken zu sehen. Hatte er sie tatsächlich hereingelegt? Er konnte es nur hoffen, denn wenn es nicht so wäre...

Zumindest hatten sie die Nasen gerümpft. Oh, die hohen Herren rochen nicht gerne Brand. Es erinnerte sie an den Erzengel, der von Michael in die Hölle hinabgestoßen worden war. Sie befürchteten wohl, eines Tages selbst so tief zu fallen, mit all den Sünden, die sie begangen und noch begehen würden.

Wer hoch steigt, fällt eben tief, dachte John. Ein glucksendes Lachen schüttelte ihn. Er hielt es nicht auf.

Jetzt wusste er genau, was er tun musste. Deshalb ritt er auch schneller.

Spätsommer 1316, Uthman und Joshua

Joshua ben Shimon und Uthman ibn Umar ärgerten sich am Tag über die Gerüche in der Bauernschänke und nachts über die Wanzen in ihrem Strohlager. Vor allem Uthman fluchte ungebührlich und erklärte, sich eine neue Unterkunft suchen zu wollen. Aber wo in Quimper fand sich eine solche ohne Ungeziefer?

»Lass uns in die Herberge von Angélique Maxime ziehen«, schlug Uthman vor. »Es soll die einzige sein, in der man nachts nicht gebissen wird, deshalb steigen so viele hohe Herren dort ab. Hier halte ich es keinen Tag länger aus.«

Joshua wandte ein: »Henri ist dagegen. Und ich finde, er hat Recht. Solange wir in solche Dinge wie Diebstahl, Attentate und Brandstiftungen verwickelt sind, solange hier Gewalt ausgeübt wird, sollten wir uns von ihrem Gasthof fern halten. Wir ziehen sie ja nur noch mehr mit hinein, als es jetzt schon geschieht.«

»Also müssen wir hier bleiben?«

»Wohin sollen wir sonst? Ins Kloster können wir jedenfalls nicht.«

»Wenn wir in dieser Stadt länger bleiben, sollten wir uns ein Haus mieten, wie wir es in Uzès getan hatten. Dann hat man weniger Ärger.«

»Aber hier haben wir doch gar keinen Ärger, Uthman.«

Die Bauernschänke war schon am Morgen voll. Es wurde Bier ausgeschenkt, und auf der Feuerstelle drehte sich ein

Spanferkel am Spieß. Uthman und Joshua ekelten sich vor dem Anblick und vor dem Bratengeruch.

»Wenn man in dieser Zeit kein Christ ist«, seufzte Joshua, »hat man es nicht leicht.«

Sie gingen in die Stadt, um etwas zu sich zu nehmen. Weil es regnete, war der Markt leer. Sie aßen nur ein gewürztes Fladenbrot und gingen zur Kathedrale, um zu schauen, ob die Wallfahrt in geregelten Bahnen verlief. Alles schien ruhig zu sein. Offenbar hatten die Domherren es geschafft, das Gerücht über den Diebstahl des Kreuzessplitters zu zerstreuen. Auch in Henris Offizin arbeitete der Gehilfe eifrig und ungestört. Die Gefährten überlegten, ob sie auf Henri warten sollten, verwarfen das aber. Uthman wollte im Zimmer der Schänke auf seinem eigenen Teppich das Morgengebet beten. Sie kauften im Vorübergehen bei einem Händler aus Flandern vier schöne Pferddecken und mussten lange feilschen. Als sie darauf in die Schänke zurückgingen, fing sie der Wirt ab.

Er war ein kleiner, dicker Mann auf krummen Beinen, dessen Mund wie ein V geschnitten war. Er wirkte stets beleidigt.

»Ihr Herren!«, empfing sie der Mann, »setzt Euch doch zu uns und erzählt von Hispanien, wo Ihr herkommt!«

Die Gefährten entschlossen sich nach kurzem Zögern, der Aufforderung nachzukommen. Sie wollten keinen Unmut erregen, spürten aber die unfreundliche Stimmung, die in der biergeschwängerten Luft lag. Der Wirt bot ihnen dicke Scheiben Spanferkel an, dessen Kruste braun und saftig aussah. Die Gefährten lehnten dankend ab.

Ein Gast rief: »Was ist los mit Euch? Warum lehnt Ihr unser schmackhaftes Frühstück ab? Seid Ihr was Besseres? Trinkt wenigstens einen Humpen Bier mit uns!«

»Nein, danke«, sagte Uthman. »Wir essen und trinken erst am Abend. Was würde es für einen Eindruck machen, wenn wir im Kontor unseres Herrn Henri arbeiten und die Kunden,

die Stoffe kaufen wollen, riechen unseren schlechten Atem? Würdet Ihr Eure Frauen in einen solchen Laden schicken, in dem die Gehilfen nach Bier und Gebratenem riechen, um sich ein neues Kleid schneidern zu lassen?«

Jemand lachte, andere murmelten zustimmend.

Ein Mann mit ungesunder Haut sagte: »Das sind doch Ausreden! Ihr wollt Euch nur über uns erheben! Seid was Besseres, wie? Fremde, die so tun, als seien sie mehr wert als wir Einheimischen! So weit ist es schon gekommen!«

»Blödsinn!«, erwiderte Uthman kategorisch. »Strengt Eure Gehirne bloß nicht zu sehr an! Wir sind nichts Besseres. Wir wollen aber auch nicht angepöbelt werden.«

»Dann esst und trinkt mit uns!«

Uthman stand auf. Joshua drückte ihn wieder auf den Schemel. Er sagte: »Es ist noch viel zu früh am Morgen, um sich zu streiten. Erzählt uns doch stattdessen, wie es um die gestohlene Reliquie steht. Wird man sie wieder finden, bevor die Wallfahrer den Gerüchten glauben und ihren Verlust bemerken?«

Misstrauisch starrte ihn der Wirt an. »Wie kommt Ihr darauf?«

Joshua sagte: »Wie komme ich worauf?«

»Warum interessiert Ihr Fremden Euch dafür, ob man die Reliquie wieder finden wird? Welches Interesse habt Ihr daran, äh?«

Joshua beherrschte sich. »Jeder in Quimper hat ein Interesse daran, zu wissen, ob der Splitter vom Kreuz, an dem Jesus von Nazareth starb, wieder an seinen angestammten Ort kommt – oder nicht.«

»Da hat er Recht!«

Der Wirt starrte weiter. »Ich weiß nicht – irgendwas an diesen beiden Kerlen gefällt mir nicht.«

»Das beruht auf Gegenseitigkeit«, sagte Uthman. »Deshalb werden wir uns auch eine andere Unterkunft suchen. Sagt uns, was wir bezahlen müssen, Wirt. Wir packen.«

»Langsam, langsam!« Der Gast mit der ungesunden Haut kam jetzt auf sie zu und baute sich dicht vor ihnen auf. Er wurde flankiert von einem pickligen jungen Blondem, dem die Schneidezähne fehlten. »Lasst uns doch einmal sehen, wie Ihr aus der Nähe aussieht! Das sieht mir doch verdammt noch mal so aus, als seid Ihr beiden Langnasen nicht ganz kosher, was?«

»Nicht ganz kosher!«, echote der Blonde.

Die anderen Gäste lachten. Jemand prostete, und alle tranken.

»Wenn Ihr etwas zu sagen habt«, erwiderte Joshua, »dann tut es deutlicher. Drückt Euch gerade aus. Ich verstehe es sonst nicht. Ich bin nur ein einfaches Gemüt.«

Der Gast grientete. »Könnte es nicht sein, dass Ihr Juden seid, hundsmiserable Gottesverräter? Und könnte es dann nicht sein, dass wir Euch loswerden sollten? Denn Juden dulden wir nicht in unserer schönen Stadt.«

Joshua kannte Stimmungen dieser Art. Er hatte sie oft erlebt. Meistens mit schlimmen Folgen, wie zuletzt in Toledo. Er wollte sich erheben, aber der kräftige Mann drückte ihn auf den Sitz hinunter und beugte sich über ihn. Der schwächliche Joshua sah keine Möglichkeit, sich zu widersetzen. Der Mann griff Joshua an den Hals und brachte sein schwitzendes Gesicht ganz nahe an seines. Er wollte etwas sagen, aber jetzt fuhr ihm Uthman in die Parade. Er schlug die Hand des Mannes weg und trat so nahe an ihn heran, dass sich ihre Körper berührten.

»Bleib uns vom Leib. Wir suchen keinen Streit, aber du kannst sicher sein, dass du im Dreck dieses Wanzenlochs landest, wenn du meinen Freund noch einmal auch nur mit dem kleinen Finger berührst!«

Der andere zuckte für einen Moment zurück. In seine Augen trat Unsicherheit. Er machte einen halben Schritt zurück und orientierte sich linkisch.

»Hört, hört! Ganz schön vorlaut, der Kaufmannsgehilfe«, sagte er dann. »Aber ist er überhaupt ein Kaufmannsgehilfe?«

Der Mann wendete sich jetzt ab und setzte sich wieder in die Reihe seiner Mittrinker. Er hob seinen Humpen und prostete den anderen Gästen zu. Uthman blieb auf der Hut. Er stand in Kampfhaltung da, in den Oberschenkeln unmerklich federnd. Aber das sah nur Joshua.

»Lass uns gehen«, sagte er.

Uthman beruhigte ihn mit einer Handbewegung. »Noch einen Moment, mein Freund. Ich will wissen, was dieser Kerl gegen uns hat. Also? Was ist? Was willst du sagen? Hat es dir die Sprache verschlagen? Sprich laut und deutlich.«

Der Angesprochene stellte seinen Humpen krachend auf den Tisch. »Ich denke, dass Ihr beide jüdische Agenten seid. Ich denke, Ihr habt den Kreuzessplitter gestohlen oder wart zumindest damit beauftragt, es zu tun. Und jetzt habt Ihr ihn. Weshalb sonst Eure heimtückische Fragerei? Ihr seid Juden und braucht solche heiligen christlichen Dinge, um Euren faulen Zauber ausüben zu können. Eure bösen magischen Rituale, die alle Welt kennt. Ihr seid in Quimper, um uns allen zu schaden.«

Die anderen murmelten und nickten.

Uthman musste lachen. »Das glaubt ihr wirklich? Diesen Quatsch glaubt ihr wirklich?«

»Ihr Juden seid an allem schuld!«, brüllte ein Gast los. »Das weiß doch jeder! Wo Ihr auftaucht, breitet sich die Seuche aus! Ihr vergiftet Brunnen. Ihr entführt und entehrt Christenkinder. In Tréguier habt Ihr gerade die Kapelle in Brand gesteckt und ein Buch aus der Werkstatt des Buchmalers hingelegt, um den Verdacht auf ihn zu lenken! Hier raubt Ihr unsere heiligste

Reliquie! Man sollte Euch aus der Stadt jagen wie tolle Hunde!«

Uthman griff ganz ruhig unter seinen Umhang und zog sein Kurzschwert heraus. Die Menge verstummte augenblicklich. Uthman hob das Schwert und zeigte es allen.

»Wer von euch Schweinefressern auch nur einen Schritt auf uns zumacht, dem schneide ich den Rüssel ab. – Joshua! Hol unsere Sachen. In einem solchen Schweinestall bleibe ich keinen Augenblick länger. Und ihr Herren trinkt noch einen Humpen auf unser Wohl. Wirt! Schenke jedem voll – na, wird's bald! Wer nicht auf der Stelle in einem Zug austrinkt, dem schneide ich die Gurgel durch! Na los! Sauft, ihr Schweine! Ich will euch grunzen hören!«

Der Wirt war bleich geworden, tat aber, wie Uthman ihn hieß. Er holte zwei Kannen Bier und schenkte die Becher voll. Uthman behielt die Gäste im Auge. Sie waren feige. Mob, der sich gern aufstacheln ließ, wenn er in Deckung war, aber nicht für seine Standpunkte eintrat. Die Humpen waren voll. Uthman wedelte einmal auffordernd mit dem Kurzschwert. Alle tranken aus und setzten den Humpen ab. Alle rülpsten und grunzten und wischten sich die Lippen mit dem Handrücken ab. Alle schwiegen.

Uthman trat an den Wirt heran und hielt ihm das Schwert an den Hals. »Und nun bedankt euch beim Herrn Wirt, dass er euch eine kostenlose Runde ausgegeben hat. Na los, alle zusammen! Danke, Herr Wirt!«

»Danke! Herr Wirt!«

Der Hass, der Uthman aus den Augen beinahe aller entgegenschlug, hätte ihn auf der Stelle töten müssen, wäre nicht Joshua die Treppe heruntergekommen.

Uthman warf ein paar Silberstücke auf den Tisch. Dann spuckte er aus.

Seite an Seite gingen sie aus der Schänke. Noch immer war es still im Raum. Erst als die Eingangstür krachend ins Schloss fiel, brach das Geschrei aus.

Als sie die Straße hinuntergingen, wussten die beiden Gefährten, dass sie richtig gehandelt hatten. Niemals durften sie es in dieser Zeit zulassen, dass man Juden beleidigte. Niemals durften Christen das Recht haben, andere Religionen zu verunglimpfen. Aber Christen waren eben so, das hatten die beiden im Heiligen Land kennen gelernt. Sie duldeten nichts neben sich. Glaubenstoleranz war ihnen ein Fremdwort, das hatte es mit der Kirche noch nie gegeben. Aber hatten Islam und Judentum nicht auch dazu beigetragen, dass man sich unversöhnlich gegenüberstand?

»Wohin gehen wir jetzt?«, wollte Joshua wissen.

»Ich hätte die Kerle einen nach dem anderen umbringen sollen«, räsonierte Uthman ganz nüchtern. »So, wie sie sind, haben sie kein Lebensrecht.«

»Sei nicht genauso engstirnig und feindselig wie sie«, sagte Joshua. »Dann hättest du nämlich keinen Grund, sie zu verurteilen.«

»Ich kann einfach nicht anders«, erwiderte Uthman, »wenn ich solche elenden Gestalten sehe, und wenn sie mir dann auch noch an die Wäsche gehen wollen, dann kenne ich keine Friedensparolen mehr.«

»Ich befürchte, wir werden immer wieder auf solche Leute treffen. Sie warten nur auf diese Situationen. Es ist ihnen gleich, ob sie im Recht sind oder nicht. Sie brauchen einfach Sündenböcke, um von ihrer eigenen Nichtswürdigkeit abzulenken. Wie viele Unschuldige sind auf diese Weise schon umgekommen.«

»Eben, das macht mich ja so wütend. Sie sollten alle bei Henri in die Schule gehen und den praktischen Versöhnungsgedanken studieren.«

»Apropos! Lass uns zu Henri gehen. Vielleicht können wir uns doch im Kloster einquartieren. Henri braucht nur unser Fürsprecher zu sein.«

»Nein. Wir suchen uns jetzt gleich eine andere Herberge.«

Joshua fügte sich, weil er wusste, dass Uthman Recht hatte. Aber am Abend wollte er Henri fragen, wie lange er in Quimper bleiben wollte. Joshua wusste, die Antwort würde lauten – bis zur Auffindung des gestohlenen Kreuzsplitters. Und dann wollte er Henri vorschlagen, ein Haus anzumieten. Denn war es nicht besser, wenn sie immer zusammen waren?

Als sie am Kai in Richtung des Flüsschens Steir entlanggingen, entdeckten sie tatsächlich einen Gasthof, der sauber und anziehend aussah. Sie bemerkten das Gebäude zum ersten Mal. Es trug eine schlichte Sandsteinfassade, stand zurückgesetzt und war verdeckt von Kastanienbäumen. Davor sprudelte ein Brunnen, der Uthman sofort an seine Heimat erinnerte.

Der Wirt schien freundlich und ehrlich zu sein. Sie konnten zwei Zimmer zu ebener Erde mieten, die recht geräumig waren und sauber schienen. Sie zahlten für eine Woche im Voraus. Als sie ihre Sachen abgestellt und sich gewaschen hatten, zog es sie wieder in die Stadt. Sie waren unruhig, der Streit im Wirtshaus beschäftigte sie noch immer. Sie sprachen nicht mehr darüber. Aber beide dachten nur daran.

Uthman und Joshua fragten sich allmählich, was sie in Quimper festhielt. Henri hatte angekündigt, den Diebstahl aufzuklären, aber diese christliche Angelegenheit war für sie beide nur Gotteslästerung und wahres Heidentum. Danach wollte sich Henri auf die Suche nach versprengten Templern

machen. Dafür hatten die Gefährten zwar Verständnis, aber auch das war nicht ihre Angelegenheit.

Und Sean war aus dem Gröbsten heraus. Um ihn brauchten sie sich keine Sorgen mehr zu machen. Henri würde ihn jetzt fest an die Hand nehmen.

Sollten sie also nicht abreisen?

Beide verspürten Sehnsucht nach Hispanien. Nach der Sonne, nach der Musik, nach den schönen Frauen. Joshua dachte wieder öfter an seine junge christliche Haushälterin in Toledo. Manchmal hatte er selbst den Eindruck, er sei verliebt in sie. Und hatte Sehnsucht nach hebräischen Lauten im jüdischen Viertel von Toledo. Am Morgen hatte er durch ein offenes Fenster in ein Haus geblickt und einen Juden gesehen, der sich heimlich einen Riemen mit einer kleinen Lederschachtel an den linken Arm und an den Kopf gebunden hatte. Er wusste, dass sie Teile der heiligen Thora enthielten. Es gab also Juden in Quimper! Juden, die daran glaubten, dass sich in der Schachtel auf der Stirn der heilige Geist befand und in der, die am Herzen lag, die Inbrunst des Glaubens. So wie es im 5. Buch Mose geschrieben gewesen war.

Uthman hatte diesen Juden nicht gesehen. Er sehnte sich nach seiner Bibliothek, in der das ganze Wissen der Welt auf ihn wartete. Und weil sich die Bibliothek in der schönsten Stadt der Welt befand, im maurischen Cordoba, wurde seine Sehnsucht mit jedem Tag stärker. Er sehnte sich nach den Büchern – und nach den Festen mit gleich gesinnten Freunden im islamischen Viertel der Stadt, wo die Frauen noch hinter den Schleiern die schönsten in Iberien waren, weil sie die Fantasie anregten.

Was taten sie hier in diesem windigen, kühlen Küstenort, in dem man ihnen offen feindselig begegnete?

Plourivo Flaubert wusste genau, wo die Ordensritter aus Tréguier abstiegen. Sie gingen immer in die Herberge dieser Angélique Maxime. Und als er in seiner Klosterzelle hörte, in Quimper sei die Kreuzesreliquie gestohlen worden, nachdem in Tréguier die Kapelle in Flammen aufgegangen war, und dass man sein ausgemaltes Buch am Tatort aufgefunden hatte, da wusste er sofort, was gespielt wurde.

John, der normannische Schmied, steckte dahinter. Der Mörder des Sakristans. Und niemand sonst als diese Ordensritter zum Schutze Mariens aus Tréguier waren die Auftraggeber. Sie wollten den Kreuzessplitter aus Quimper. Das hatten sie ja auf dieser Jagdgesellschaft ausdrücklich beschlossen. Deshalb musste der Sakristan unter den Händen dieses Schmieds sterben, denn er hatte sich lautstark gegen diesen Plan gewandt.

Für einen Moment trauerte Plourivo um diesen Sakristan, den einzigen aufrechten Menschen in dieser fanatischen Stadt Tréguier. Ein Kirchenmann, wie er sein sollte.

Was für ein böses Spiel, dachte Plourivo. Und er beschloss, in die Höhle des Löwen zurückzukehren. Nach Quimper. Und den Plan der Ordensritter zu durchkreuzen.

Aber würde er wirklich den Mut dazu aufbringen?

Plourivo war kein ausgebildeter Kämpfer. Er war der Geselle des Buchmalermeisters Maxime. Aber in der letzten Zeit war viel geschehen. Und er traute sich heute Dinge zu, die er noch vor Wochen für unmöglich gehalten hatte.

Kurz entschlossen verließ er sein sicheres Versteck. Er verabschiedete sich noch am gleichen Nachmittag von den Mönchen des Klosters. Er hinterließ eine Spende für den Ausbau der Küche und der Armenspeisung, die in letzter Zeit brach gelegen hatte. Dann zog er nach Süden.

Er war noch nicht weit gekommen, da sah er an einem Bach ein seltsames Bild.

Die Ufer waren beidseitig bedeckt mit jungen Frauen. Sie waren mit wohlriechenden Kräutern geschmückt. Sie wuschen sich ihre weißen Hände, Arme und Beine in dem schnell strömenden Wasser und riefen klagend Formelsprüche. Plourivo verstand, dass sie damit alles Unglück für das ganze Jahr abzuwaschen hofften. Er fragte sich gerade, woher diese Frauen kamen, da sah er die Pilgerströme.

Sie zogen aus der Ferne heran nach Quimper und kamen aus der Stadt heraus. Plourivo ritt näher heran.

Viele Pilger waren noch durchnässt, weil Bewohner von den Dächern herab regelmäßig Wasser zur Erfrischung und zur Reinigung auf die vielen schmutzigen Körper schütteten und auch, um die überhand nehmenden Fäkalien aus den Straßen herauszuschwemmen. Einige trugen blecherne Hörner um den Hals, mit denen sie das Zeigen der Heiltümer zu begrüßen pflegten, andere schwenkten Papiere in ihren Händen. Plourivo musste lächeln. Wer wollte hier auf freiem Feld die schriftliche Bescheinigung ihres Priesters sehen, dass der Beschuldigte eine Sünde gültig gebeichtet hatte?

Plourivo wunderte sich über die nicht stockenden Menschenmassen. Natürlich, sie waren zum Teil von weit hergekommen und wollten das Ziel ihrer Reise um jeden Preis erreichen. Aber wussten die Pilger noch nichts von dem Raub des Kreuzessplitters? Oder galt ihre Wallfahrt anderen Zielen, die er nicht kannte?

Vor allem an den Kalvarienbergen stauten sich die Menschenmassen. Und die Kinder auf den Schultern ihrer Väter begannen zu schreien.

Plourivo verhielt einen Moment. Er kannte jeden Kalvarienberg in der ganzen Umgebung. Er war damit aufgewachsen. Als Kind war er vom einen zum andern gelaufen und hatte sich manchmal in den Sockeln versteckt. Ganze Nächte hatte er im Sommer in den sargähnlichen

Sockeln gesessen oder im Fundament der Brunnen. Und er hatte aufmerksam die Figuren betrachtet und mit ihnen gesprochen. Nein, er hatte gesprochen, er hatte Fragen gestellt, sie hatten geschwiegen. Die Madonna, unter deren Füßen sich eklige Schlangen wanden. Das Kreuz, an dem der Hingerichtete hing. All die anderen lebendig wirkenden Figuren. Die Jungfrau Maria, mit ihrem gemarterten Sohn auf dem Schoß. Die beiden Schächer. Die wie in Ekstase gestreckten Zuschauer der Kreuzigung, deren Arme sich in den Himmel reckten. Die Apostel mit ihren Attributen, bekleidet mit einer Tunika.

Plourivo hatte als Heranwachsender alle diese Gestalten, Abbildungen und Geschichten geliebt. Die Grablegung in der Höhle. Das faltenreiche Leichentuch und daneben all die Leidenswerkzeuge, Foltergeräte, wie sie sich nur Bösewichte ausdenken konnten. Die menschlichen Masken, die wilden Tiere.

All diese Anblicke hatten Plourivo durch manche monddurchschienene Sommernacht begleitet und seine Fantasie erhitzt. Schließlich, als er schon den künstlerischen Blick besaß, hatte er in den Kalvarienbergen seiner Heimat barbarische Auswüchse einer Volksfrömmigkeit gesehen, die ihn abstieß – und ihn gleichzeitig ungeheuer faszinierte. Waren sie nicht heidnische Kultmale, die von der Kirche bekämpft werden mussten? Diese finsternen Nornen, dieser armselige Leichnam, der unbekanntem Göttern geopfert zu sein schien!

Aber dem erwachenden Künstler in ihm gefielen vor allem die Calvaires am Meer.

Wenn das Licht von den Buchten hereinleuchtete, wenn man im Hintergrund die Tangfischer sah und das Vieh auf den saftigen Weiden! Wenn diese flächigen Bilder in den Naturfarben, in den Farben einer paradiesischen Seelandschaft, glänzten und mitten darin starre Frauengruppen aus Stein

Lebendigkeit vorgaukelten, in einem stumpfen, erdhaften Graugrün.

Diese ürtümliche, einzigartige Schönheit!

Deshalb, da war er sich sicher, war er Buchmaler geworden. Diese Bilder hatten ihn nie verlassen. Seine schönsten Bilder waren in seiner Ausbildungszeit die geworden, in denen er die Szenen des Kalvarienberges malen konnte.

Plourivo beobachtete noch eine Weile das Treiben der Pilger. Sie knieten, beteten, aßen und tranken. Abseits verrichteten sie ihre Notdurft, Mütter wischten Kinder sauber. Plourivo schlug ein Kreuz und ritt am Waldrand entlang weiter.

Schon am Abend kam er in Quimper an.

Sollte er sofort den alten Meister aufsuchen? Plourivo wusste nicht, ob er überhaupt noch lebte. Nein. Zuerst galt es, die Lage zu erkunden. Waren seine Verfolger wirklich in der Stadt? Wie weit konnte er sich vorwagen?

Plourivo Flaubert ritt an der Odet entlang, dann bog er ab und hielt sich in Sichtweite der Fernstraße nach Brest.

Er erreichte die Herberge bei Einbruch der Dunkelheit. Und er brauchte nicht lange am Waldrand zu warten. Schon drei Stunden später kamen die Ordensleute auf ihren schwarz verhängten Pferden von irgendwoher. Sie ließen ihre Reittiere sorgfältig versorgen und betraten die Herberge.

Plourivo achtete darauf, in welchen Zimmern die Kerzen aufleuchteten, er merkte sich die Lage.

In der Nacht schlich er sich näher. Als von Quimper der Glockenschlag der Kathedrale zu hören war, der Mitternacht ankündigte, stand Plourivo mit angehaltenem Atem unter den Fenstern.

Sie unterhielten sich. Er hörte hin und wieder das Aufsetzen von Gläsern auf dem Tisch und das Klirren ihrer schweren Ordenskette. Und er verstand so viel von ihrer Unterhaltung, dass er seine Freude kaum unterdrücken konnte.

Am nächsten Morgen würde er eintreffen. Sein größter Feind. John, der Schmied. In seinen nächtlichen Alpträumen sah er diesen gefühllosen, hartherzigen Mann. Und er erinnerte sich schauernd an ihre gemeinsame Zeit in Tréguier.

Plourivo schwor sich, bis morgen früh einen Plan zu haben. Er war nur hier in dieser Stadt, um diesen Schmied aus dem Verkehr ziehen. Er musste es einfach wagen.

Aber diese Absicht barg die allergrößte Gefahr.

Spätsommer 1316, der Verräter

Erste Zweifel kamen ihm, als er sich an eine Bemerkung des Ordensmannes erinnerte. Er hatte ihm Versagen vorgeworfen. Nun gut, das steckte er ein. Aber dann fiel eine Nebenbemerkung, die lautete: »Auch in der Werkstatt.« Er hatte gar nicht richtig hingehört. Später stand dieser Satz in ihm auf wie eine Anklage.

Auch in der Werkstatt hatte er versagt? Was meinte der verfluchte Ritter vom Schutze Mariens aus Tréguier? Sollte er zurückreiten und noch einmal nachfragen?

Er hatte doch alles nach Plan verübt! Den Gesellen erschlagen, der ihn auf seinem Bild als Mörder bloßgestellt hatte. Denn dass der tot war, schien doch wohl eindeutig zu sein. Er hatte ja mindestens zehn Mal in ihn hineingestochen. Und sein Dolch war alles andere als stumpf. Später hatte er gesehen, wie die Leiche von Schindern mit diesen Mundtüchern abgeholt worden war. Also warum hatte er versagt? Was meinte der verdammte Ritter?

John der Schmied blieb plötzlich wie angewurzelt stehen. Konnte es denn sein, dass der Mann, den er überfiel, gar nicht der fragliche Buchmaler gewesen war? Er hatte ihn in Tréguier auf dem fürstbischöflichen Sitz kennen gelernt. Ein junger, kräftiger Mann, rotblond, mit Bartflaum am zarten Kinn. Der junge, blonde Mensch in der Werkstatt des Buchmalers konnte also nur dieser Plourivo Flaubert gewesen sein. Wer sonst hätte dort Zutritt haben sollen? Und wer sonst hätte an den

Arbeitstischen in der Werkstatt Maximes gestanden und sein eigenes, ausgemaltes Buch studiert?

Der Meister war es jedenfalls nicht gewesen. Der Meister lag todkrank zu Bett. Und einen anderen Gesellen hatte dieser Maxime nicht. Deshalb war die Werkstatt ja auch geschlossen.

Befriedigt ritt John weiter. Er hatte nicht versagt. Der Geselle war tot. Er, der Mörder aus Tréguier, der den Sakristan auf der Saujagd stilvoll erledigt hatte, blieb unerkannt in der Dunkelheit. Versagt hatten höchstens diese Ordensritter. Denn warum wollten sie unbedingt diesen blöden Kreuzessplitter haben? Sie versagten an ihrem eigenen religiösen Wahn, sie behaupteten, nur das Stückchen Holz aus Quimper sei echt.

Und der Sakristan? Er hatte sich vehement gegen den Raubplan gewandt. Sein Pech.

Und wenn doch?

Es war zum Verrücktwerden! Ein Gedanke, einmal ausgesät wie Samen in einem Frühlinggarten, spross und spross. Kam immer wieder. Und ehe man sich's versah, war er weitergewachsen und trug Früchte. Regelrecht gewuchert war dieser Gedanke.

Wenn doch!

Verdammt noch mal! Heiliger Luzifer, der du in die Hölle gestoßen worden bist!

Musste er sich noch einmal vergewissern? Aber wie?

Er musste noch einmal in die Werkstatt zurückkehren! Dort musste er die Spur noch einmal aufnehmen. Vielleicht war dieser Hausbesorger anwesend? Den musste er fragen.

Oder sollte er sich gleich diese Angélique greifen? Der würde er schon die Worte aus dem Mund ziehen, das konnte er. Die wusste doch als Wirtin alles. Jeden Klatsch. Hatten die Ordensfritzen nicht sogar erwähnt, dass dieser Buchmalergeselle in der Herberge an der Fernstraße gewesen wäre? War er gar befreundet gewesen mit dieser Wirtin?

Fragen über Fragen, die John ganz verwirrten. Man sollte sich den Kopf abhacken, dachte er, dann ist Ruhe. Dann schweigen die Fragen, diese Einflüsterungen des Listigen und des Bösen, endlich. Und man wird Herr seiner selbst.

Im gleichen Moment wendete er sein Pferd so abrupt, dass es auf die Hinterbeine stieg. Und ritt im gestreckten Galopp ins Viertel der Buchmaler.

Er war so in seine Gedanken vertieft, dass er nicht wahrnahm, dass ein anderer Reiter ihm folgte. Der junge Mann auf einem kleinen Reittier bemühte sich, den nötigen Abstand einzuhalten. Er wollte von John unter keinen Umständen gesehen werden.

Henri hatte seine Erzählung vom Heiligen Kreuz beendet. Sie gingen schweigend noch eine letzte Runde durch den Kreuzgang, dann begab sich jeder in seine Zelle, um das Nachtgebet zu verrichten. Sean sagte zum Abschluss: »Wir sollten mit Joshua und Uthman zusammen sein, findest du nicht, Herr Henri?«

Henri nickte. »Sie fehlen mir auch. Gute Freunde sind kostbar.«

»Lass uns morgen zusammentreffen. Wir könnten beraten, wie wir dem Reliquiendieb auf die Schliche kommen.«

»Gute Nacht, Sean of Ardchatten.«

In seiner Zelle nahm sich Henri die Heilige Schrift vor und versuchte, darin zu lesen. Aber er war abgelenkt. Er musste seine wirbelnden Gedanken zur Ruhe bringen. Er tat es auf die Weise, die er immer anwendete. Er stellte sich Fragen und versuchte sie zu beantworten – er führte einen Dialog mit sich selbst.

Wir wissen so wenig, dachte er. Ich weiß nichts über diese Verbrechen hier und nichts über alle anderen Fragen. Ist die

Erde wirklich eine Scheibe? Und was ist dahinter? Die Hölle? Und was ist hinter der Hölle? Oder gibt es dahinter nichts, und die Hölle ist unendlich? Nein, das kann nicht sein. Unendlich ist die Schöpfung. Aber ist das vorstellbar – Unendlichkeit? Alles, was einen Anfang hat, muss doch auch ein Ende haben. Und die Schöpfung war doch ein Anfang. Und wenn das nicht so ist, es also nur einen Anfang gab, und dann folgt die Unendlichkeit, dann – dann...

Er kam nicht weiter. Er dachte nur noch: Dann heißt das doch, vor dem Anfang muss es auch etwas gegeben haben. Was war das? Eine neue Unendlichkeit? Und welche Rolle spielte unser Herrgott darin? War es der gleiche Herrgott? Und warum wartete er so lange, bis er zur Schöpfungstat schritt?

Sind das unziemliche Gedanken?, fragte sich Henri. Habe ich ein Recht, so zu denken? Darf ich überhaupt denken? Stößt man beim Denken nicht andauernd auf Ungereimtheiten? Muss man dabei nicht Acht geben, dass man nicht den Altardeckel des richtigen Glaubens aufstößt, und er fällt zur Seite?

Ich weiß nichts über die Ungereimtheiten in dieser Stadt, dachte er, und wir wissen nichts, was darüber hinausgeht. Und deshalb sollten wir uns ganz klein machen. Und uns nicht aufspielen im Angesicht des Herrn. Und wir sollten unsere Gegensätze vergessen, denn wir sind alle unwichtige, kleine Sandkörner im Meer der Schöpfung, einer wie der andere.

Aber wir sollten auch mit denen zusammen sein, die uns nahe stehen. Da hatte der Knappe schon Recht. Überhaupt entwickelte sich Sean of Ardchatten in eine erfreuliche Richtung. Sorge bereitete ihm nur, dass seine Stichwunden an den Händen schlecht verheilten. Henri wusste gar nicht, ob er dessen Weg, sich von Angélique zurückzuziehen, sich überhaupt von den irdischen Freuden zurückzuziehen, wirklich gutheißen konnte. Sean war so jung! Sollte er nicht kennen lernen, was Lust und Liebe im Wesen bedeuten? Denn ist das

nicht der Bereich, in dem die Menschen ausschließlich wirken? Ist das nicht ihre Sphäre, die einzige, in der sie sich wirklich auskennen? Die Sphäre der Gefühle?

Alles andere ist zu hoch für uns.

Wir wissen so wenig, dachte Henri noch einmal.

Auf dem Weg in die Werkstatt des Buchmalers Maxime hatte John der Schmied an diesem Morgen ein merkwürdiges Erlebnis.

Er sah in den Straßen von Quimper einen Menschen, der ihm bekannt vorkam, obwohl er wusste, dass er ihm noch nie begegnet war. Der Anblick war so erschütternd, dass John sein Pferd am Zügel zurückriss und das Tier von Schmerz gepeinigt auskeilte.

Wer war dieser Mann?

Groß gewachsen, wie in Ordenskleidung, wie gerüstet, gestiefelt und gespornt, aber mit dem Umhang eines Kaufmanns, bartlos, aber stolz wie ein Mönch, hoch aufgerichtet – ein Mann auf der Hut. Sein Kopf mit den gewellten, dunklen Haaren, das Gesicht mit den edlen, gleichmäßigen Zügen – das kannte er doch! Aber woher?

Er war ihm nie begegnet!

John beschloss, ihm zu folgen.

Der Fremde kam aus der nördlichen Innenstadt. Er ritt einen nervösen Falben. Die Richtung, die er eingeschlagen hatte, war der Mont Frugy.

John folgte ihm im Abstand. Er verstand sich auf Verfolgungen. Der andere merkte nichts.

Und dann geschah es. Der Kaufmann auf dem Falben traf mit einem jungen Mann zusammen. John glaubte, seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Das konnte doch nicht sein! Unwillkürlich riss er sein Pferd zurück, und es begann, sich um

sich selbst zu drehen. John bekam plötzlich Angst. Eine kreatürliche Angst davor, im Mittelpunkt eines ganz abgefeimten Spiels zu stehen und die Regeln nicht zu begreifen. Hörte er nicht das Gelächter der Intriganten, die ihm das eingefädelt hatten?

Diesen Jungen da drüben hatte John vor drei Wochen ermordet!

Der Schmied war sich ganz sicher. Das war der Geselle des Buchmalers! Der Junge aus der Werkstatt! Er hatte ihn zwar zuerst nur gehört und dann nur kurz von hinten gesehen. Aber nur er konnte es sein! Er trug sogar noch die gleiche Kleidung – oder zumindest eine ähnliche, denn die alte musste ja von seinen Messerstichen zerfetzt sein. Beide Hände waren wie nach einem Unfall verbunden.

Plourivo Flaubert!

Ganz verwirrt folgte er beiden. Sie überquerten den Fluss Odet über die einzige kleine Holzbrücke an der Allee Locmaria, dann verschwanden sie im Gewirr der engen Straßen, die von niedrigen Häusern bestanden waren, in denen die Kaufleute ihre Offizine hatten und ihre Waren in Höfen auf langen Gestellen aus Weidenholz ausstellten.

John war so verwirrt, wie er es immer war, wenn die Dinge nicht genau so liefen, wie er wollte. Dann konnte er regelrecht panisch werden – ein Zustand, der ihn ängstigte. Denn dann tat er Dinge, die er nicht mehr kontrollieren konnte. Dann schlug er um sich.

Er ermahnte sich. Er blieb in Deckung. Jetzt sah er, wie der große Mann den blonden Jungen zum Absitzen aufforderte, die Pferde anband und in einem Haus verschwand. Das Haus eines Kaufmannes. Die Art und Weise, wie der Junge dem anderen folgte, ließ nur den Schluss zu, dass er sein Geselle war. Sein Geselle!

Der Gedanke war dem heimlichen Beobachter unangenehm. Noch ein Geselle! Eine Welt voller Gesellen!

Und dann traf es ihn wie ein Schlag. Er hatte entweder den falschen Gesellen überfallen, oder der Anschlag hatte diesen hier nicht umgebracht.

Gab es eine dritte Möglichkeit?

Nein! Eindeutig nein!

Verzweifelt überlegte John. Was war nun zu tun? Sollte er in die Offizin stürmen und beide erschlagen? Es wäre das Beste. Schon griff er nach seinen beiden Messern.

Aber dann? Dann musste er schon wieder flüchten. Wohin? In Tréguier konnte er sich im Moment nicht blicken lassen. Es war besser, er ging überhaupt für eine ganze Weile weg. Sie hatten ihn ja bezahlt. Die Silberlinge würden eine Zeit lang reichen.

Aber das ging dann immer so weiter! Weglaufen, ankommen, flüchten, sich verstecken. Nein!

Er musste diese Sache hier zu Ende bringen! Er musste herausfinden, was es mit diesem Gesellen und seinem Meister auf sich hatte!

Plourivo Flaubert setzte sich auf die Fersen des Mörders. Er hatte ihn sofort erkannt. Auf dem Bild hatte er versucht, die Züge dieses Mannes deutlicher als die der anderen Porträtierten herauszustellen. Die flache, auffällig breite Nase mit den allzu großen Löchern wie bei einem Schwein, die hohe, schräge Stirn, das feuerrote Haar mit der Mensur, den buschigen Backenbart. Niemand trug einen solchen Bart, der wie ein Urwald aussah.

Er hatte ihn so gemalt, dass man ihn für alle Zeit erkennen konnte. Dieses Bild sollte als Vorlage dafür dienen, dass man

ihn nach seiner Tat verfolgen konnte. Plourivo hasste diesen Mörder. Er hatte ihn gut getroffen.

Deshalb jagten ihn die hohen Herren in Tréguier, die Männer des Fürstbischofs, der Stadthauptmann und seine Richter, der Graf, seine Vasallen. Sie alle hätten ihn wie ein Rudel Jagdhunde zerfleischt, wenn er in Tréguier geblieben wäre.

Er folgte ihm. Jetzt war er am Zuge. Er wollte nicht mehr locker lassen. Wenn es eine Gelegenheit gab, musste er ihn unschädlich machen. Aber Plourivo Flaubert zitterte vor diesem Gedanken. Er hatte nicht die geringste Vorstellung davon, wie er das anstellen sollte.

Er sah jetzt, dass John über die Brücke nach Mont Frugy ritt. Und nach einer Weile begriff er, dass John selbst jemandem folgte. Sein ganzes Verhalten legte das nahe. So wie er immer wieder Halt machte und mit seinem Pferd in Deckung ging, wie er sich manchmal hinter dessen im Wind aufstehende Kruppe duckte. Wie er vermied, den Abstand zu verringern. Und dann stieg er ab.

Auch Plourivo stieg von seinem Pferd und führte es am Zügel weiter. Falls John sich einmal umdrehte, konnte er sich schnell hinter dem Pferdeleib verstecken.

Plourivo sah, wie John zu einer Kaufmannsoffizin in einem roten Klinkerhaus hinüberstarrte, vor der jetzt zwei Reiter abstiegen. Ein großer Mann in Kaufmannskleidung und ein blonder, breitschultriger Junge mit verbundenen Händen. Plourivo kannte sie nicht. Sie verschwanden im Eingang. John stellte sich geschmeidig in den Schatten von Bäumen, verschmolz dort im Schatten und führte sich nicht.

Jetzt wurde es für Plourivo riskant. John stand geschützt und konnte ihn jederzeit entdecken. Er kannte ihn ja von Angesicht. Plourivo blickte sich nach allen Seiten um und entdeckte ein Bootshaus. Die Bretterwände waren löchrig und boten Durchblicke. Dahinter konnte er sich gut verbergen.

Er führte sein Pferd dorthin, pflockte es an und wartete ab. Unter dem Baumschatten rührte sich nichts mehr.

Plourivo wartete zwei Stunden, dann noch eine. Er wurde unruhig. Außerdem plagten ihn Hunger und Durst. Er fragte sich, was John vorhatte.

Als er soeben überlegte, dass er ihm etwas näher auf den Leib rücken sollte, entstand eine Bewegung in dem grünen Hain.

John trat ungeniert heraus. Sein Pferd hatte er offenbar angebunden. Er ging mit schnellen Schritten auf den Eingang der Offizin zu. Plourivo wollte ihm im ersten Impuls folgen, unterließ es aber.

Der Schmied trat in die Offizin. Er blickte um sich. Er sah die ausgerollten Stoffballen auf der Theke, die Wollbündel. In einem der angrenzenden Räume saß ein Gehilfe und nähte Röcke. Die beiden anderen Männer waren nicht zu sehen.

John verspürte Lust, seine beiden Messer zu ziehen und planlos in die Stoffballen zu schneiden. Schon immer hatte er Seide und Samt gehasst. Diese feine Ordnung war so verlogen!

Dann trat plötzlich Henri de Roslin auf ihn zu. John fiel blitzschnell ein, dass der Mann so hieß. Natürlich – er war es, den die Stadt damit beauftragt hatte, den Kreuzessplitter zu finden. Das erschwerte die Sache! Und der Junge war sicher sein Geselle.

»Was kann ich für Euch tun?«

John zuckte zusammen, obwohl es dafür keinen Grund gab. Aber die Stimme war so wohltönend und tief, sie ging bis auf den Grund. Der andere beobachtete ihn mit durchdringendem Blick. Zog er nicht seine Augenbrauen zusammen, als dächte er darüber nach, wo er ihn schon einmal gesehen hatte? Du kennst mich nicht, frohlockte John. Gib dir keine Mühe. Aber

ich weiß genau, wer du bist, das verschafft mir einen Vorteil, der dich zu Fall bringen wird.

»Ich – brauche einen neuen Rock. Dieser hier ist zerschlissen. Unsere Katzen benutzen ihn immer dafür, ihre Krallen zu schärfen. Könnt Ihr mir etwas Gutes anbieten?«

Henri blickte den Kunden aufmerksam an. Irgendetwas an ihm stimmte ganz und gar nicht. Das war niemand, der sich bei ihm einen neuen Rock bestellte. Schon gar nicht etwas aus teurem Tuch, für das seine Offizin inzwischen bekannt war.

»Wir haben neue Lieferungen von flämischem Tuch aus Brügge erhalten, oder auch normannische Wolle, schottisches Luchsfell von den Hebriden – für jede Witterung etwas.«

»Nun, zeigt mir was.«

Henri rief: »Sean? Kannst du das flämische Tuch bringen?«

Wenig später trat Sean in den Verkaufsladen. Er nickte dem Kunden zu. Als er die Tuchrolle vor ihm hinlegte, zuckte Sean sichtbar zusammen. Diesen Geruch kannte er! Ein Geruch wie nach Brand, nach glimmender Glut, nach Feuer! Wo hatte er das schon einmal gerochen?

Der Kunde beugte sich interessiert über den Stoff. Dabei blickte er aus den Augenwinkeln auf Seans Hände.

»Eine Krankheit? Womöglich Krätze, die ansteckt?«

Sean erschrak. »Aber nein! Ein Unfall. Messerverletzungen, sie heilen aber schon.«

Messerverletzungen! Sie heilen aber schon! John fühlte, wie sich in seinem Inneren etwas grimmig zusammenballte. Es war der Geselle des Buchmalers! Nicht Plourivo, natürlich nicht dieser Hund! Der Unterschied im Aussehen war ja jetzt deutlich zu erkennen. Aber ein Geselle der Werkstatt. Es war jedenfalls der Junge, den er niedergestochen hatte.

John befürchtete jetzt noch mehr, der Geselle würde ihn erkennen. Aber gleichzeitig spürte er eine große Lust, dieses Spiel weiterzuspielen. Er genoss die Gefahr, er reizte sie aus.

Sollte er ihn doch erkennen! Er plante jetzt etwas ganz anderes. Er würde zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen.

»Schöner Stoff. Macht mir daraus einen Überwurf.«

»Ich hole den Gehilfen, er nimmt Eure Maße.«

John richtete sich auf. Der Junge hatte ihn nicht erkannt. Er konnte noch in Deckung bleiben. Aber das würde sich bald ändern.

Henri schaute einmal kurz in die Offizin, nickte freundlich und verschwand wieder. Sean hatte den Gehilfen geholt und sah ihm zu, wie er Maß nahm.

Als das geschehen war, wollte Sean wissen, wohin der Kunde benachrichtigt werden wollte.

»Ich komme wieder«, sagte John. »Ich hole mir den Rock in drei Tagen ab.«

»Gut. Bis dahin ist er fertig.«

Als John gegangen war und die Türfüllung leer blieb, verharrte Sean regungslos an der Theke. Der Gehilfe schaute ihn verwundert an und fragte ihn: »Hast du Schmerzen? Du stehst so verkrümmt.«

Sean schüttelte nur die Locken. Etwas saß in seinem Hals wie ein Kloß. Er wusste selbst nicht, was mit ihm los war. Er konnte nicht sprechen.

Plourivo Flaubert sah John aus der Offizin kommen. Sein Schritt war beschwingt. Er bestieg mit Schwung sein Pferd, das sich im Hain losgemacht hatte, aber nicht weggelaufen war, und ritt in die Stadt zurück.

Plourivo folgte ihm unauffällig.

John ritt zur Kathedrale. Er sah nicht nach rechts und nicht nach links. Einmal beschimpfte ihn ein Wallfahrer, den sein Pferd anrampelte. John fluchte nur grob und schlug dem Mann den Stock aus der Hand. Die Pilger zogen noch immer in

geschlossenen Reihen unter Gebeten zur Kathedrale, durch sie hindurch und verloren sich in der Stadt. Ein Strom wie Lava.

Plourivo sah, dass John sein Pferd im Stall der Kirche einstellte. Er drängte sich an den Pilgern vorbei ins Innere. Plourivo folgte ihm. John fragte in der Sakristei nach dem Küster und ließ den Domherrn holen. Plourivo wunderte sich über Johns energisches Tun. Aber er konnte nicht hören, was besprochen wurde, es wäre zu auffällig gewesen.

Er hielt sich im Schatten des Chorumganges und wartete ab, was weiter geschah.

Er verstand nicht, was John zu dem Domherrn sprach, er hörte nur ein Murmeln. John wollte ganz dringlich etwas wissen, aber der Geistliche schien ihm die Antwort zu verweigern. Nach einer Weile stürmte John mit hochrotem Gesicht aus der Sakristei. Er stieß Pilger zur Seite, die ihm verdutzt oder drohend nachblickten. Nachdem er sich den Weg nach draußen freigestoßen hatte, schwang er sich auf sein Pferd und galoppierte davon.

Plourivo konnte ihm nicht schnell genug folgen. Aber das war in diesem Augenblick einerlei. Dieser Schmied würde in der Stadt bleiben, das ahnte er. Er hatte hier zu viele Geschäfte. Er war mit seinem Hass an Quimper gebunden, weil es hier ausreichend Feinde gab. Plourivo würde ihn bald wieder sehen.

Für Uthman und Joshua war diese Herberge ein Segen – dachten sie. Es war ruhig hier, das Essen schmeckte ausgezeichnet, es gab Fisch, Gemüse, Obst und Suppen. Es gab nur wenig Gäste. Der Wirt war ein freundlicher und zurückhaltender Mann. Die Zimmer rochen stets frisch nach Obstessig. Und auf den Strohsäcken schlief es sich anständig.

So verbrachten die Gefährten ihre Zeit, die sie noch in Quimper verbringen wollten, sorglos. Am Abend wollten sie sich mit Henri und Sean treffen.

Uthman studierte am Tag den Koran. Er kannte ihn zwar auswendig, fand aber darin immer wieder eine Geschichte, die ihm überraschend neu vorkam. Und während er die Suren las und rezitierte, stellte er sich vor, wie es zu der Zeit in Mekka gewesen war, als Muhammad auf die Welt kam. Sein Vater hatte ihm oft davon erzählt. Von dem mächtigen Stamm der Banu Quraisch, der dort herrschte. Von ihren Sitten und Riten. Und davon, wie sich plötzlich alles änderte. Uthmans Vater hatte eine so einschmeichelnde Stimme besessen, dass es dem jungen Uthman immer so vorgekommen war, als entstünden die Bilder, die er beschwor, tatsächlich vor ihm. Und sie lebten.

Uthman erinnerte sich an diesem sehr heißen Tag daran, was ihm sein Vater erzählt hatte. Besonders an eine Geschichte. Darin ging es um die Pforte zum Paradies und den weißen Schimmer. Muhammad kündigte sich an. Denn es gab eine Zeit, da Muhammad noch nicht auf der Welt war.

Die Herren in Mekka, so hatte sein Vater eindringlich erzählt, hießen die *Banu Quraisch*, sie waren reich. Sie hatten ihr Vermögen nicht im Schweiß ihres Angesichts mit der Bearbeitung des ausgetrockneten Bodens verdient. Sie verstanden nichts von Bewässerung, Bergbau oder Architektur. Sie gaben Dirham und ließen andere für sich arbeiten. Denn sie waren Kaufleute, Makler und Wucherer und hatten ihren Reichtum mit Karawanen angehäuft. Und auch damit, dass die Pilger zur Pforte, dem Würfel, der in der Landessprache der weitläufigen und gottverlassenen Landschaft Arabia *Bait Allah*, das Haus Gottes, hieß, alles bei ihnen kaufen mussten.

Die Stadt mit der Pforte zum Paradies lag am Schnittpunkt der beiden wichtigsten Handelsrouten Arabiens, der Hidjas-

Straße, die an der Küste des Roten Meeres entlang von Jemen nach Syrien und Transjordanien führte, und der Najd-Straße, die den Jemen mit dem Irak verband. Es waren reiche Karawanen, die an dieser Straße fast täglich entlang zogen, ihre Anführer zahlten gern und reichlich, wenn man ihre Sicherheit garantierte. Sicherheit war ein einträgliches Geschäft, denn es gab keine Polizei in der Arabia, und die Stämme der Umgebung kannten kein Gesetz.

Mord war an der Tagesordnung, er wurde nicht gesühnt, galt bei seinen Nutznießern immer als Heldentat. Beinahe jeder im bewohnten Arabien zwischen Khaybar im Norden und Taif im Süden hatte schon einmal aus niederen oder ehrenwerten Motiven heraus einen anderen, meist unschuldigen Menschen umgebracht. Mörder, Pilger, Viehtreiber, Nomaden und Kaufleute trugen so dazu bei, dass die Familie der Quraisch zum mächtigsten Stamm nicht nur der Stadt Mekka, sondern ganz Zentralarabiens aufgestiegen war.

Uthman seufzte. Die Erzählungen des Vaters hatten immer so geklungen, als sei die Welt vor Muhammad äußerst gewalttätig gewesen. Er erinnerte sich an den Fortgang der Geschichte.

Der Vater hatte erzählt: Die Banu Quraisch hatten sich etwa 200 Jahre vor der Herabsendung des Korans in dem heißen, menschenfeindlichen Tal niedergelassen. Hier war es nicht fruchtbar wie in Südarabien, das vom Monsunregen begünstigt wurde. Hier war nur die erschreckende Ödnis, besiedelt von Wilden, welche die alten Griechen *Sarakenoi* genannt hatten, Menschen, die in Zelten hausten. Weder die heidnischen Reiche Jemen und Oman noch die weiter entfernten christlichen Nachbarn Abessinien im Südwesten und Byzanz im Norden dachten im Traum daran, die unwirtlichen Steppen Arabiens zu erobern.

Äußere Feinde gab es für die Quraisch also nicht. Ihr Ahnherr Qusayy hatte sich mehrere Generationen zuvor mit seinem

Bruder Zuhrah und seinem Onkel Taym neben dem Heiligtum angesiedelt, dem schwarzen Würfel mit dem geheimnisvollen eingelassenen Stein von den Sternen, der ebenfalls als Gott galt. Mit einer Mischung aus List und brutaler Gewalt war es ihnen gelungen, die Feinde zu bekämpfen, die bisherigen Hüter des Heiligtums, die Chuzaah, zu vertreiben und die Macht in der Stadt mit der Pforte zum Paradies an sich zu reißen.

Da die fünftausend in Wohlhabenheit lebenden Quraisch jetzt nicht mehr selbst kämpfen wollten, sorgten sie für die Sicherheit in der Stadt, indem sie Bündnisse mit den grausamen Beduinen der Umgebung schlossen. Auch ihre Frauen schufen Bündnisse mit den Frauen der Beduinen, sie wollten ihre Kinder nicht mehr selbst stillen. Die Beduinenfrauen nahmen ihnen diese Aufgabe ab. Nach den Gemetzeln in ihrem Auftrag badeten die Männer der Quraisch ihre Hände am Heiligtum in Schalen mit Duftwassern, und ihre Frauen dachten einmal kurz und besonders hingebungsvoll an ihre abgegebenen Säuglinge. Dann beteten die Männer ihre drei Göttinnen an, das waren Allahs Töchter, al-Lat, al-Uzzah und Manat. Die *banat Allah* standen ebenso auf ihrer Seite wie der Gott Hubal.

Die Frauen der Quraisch, die ihre eigenen Kinder nicht mehr stillten, hatten sich dadurch genug Zeit erkaufte, ihren Männern bei allen ihren Geschäften zur Hand zu gehen. So wurden die Quraisch immer reicher und mächtiger. Und sie duldeten niemanden neben sich. Nicht in ihrer Hitzestadt, nicht in ihrem heißen, trockenen Arabien zwischen Mekka und Jathrib, das sie für einen ganzen Kontinent, ja für die Welt hielten.

Uthman hielt inne. Eines Tages aber, dachte er, war ihre unangreifbar scheinende Macht bedroht. Der Vater hatte erzählt, dass aus ihrer eigenen Mitte heraus, in einer der ärmeren Sippen der Großfamilie, den Haschimiten, die wie die Naufal, Abdschams und Muttalibs von den Abdmanafs

abstammten, ein ungebärdiger Geist erstand, der sie stürzen wollte. An dieser Stelle war der junge Uthman immer besonders aufgeregt gewesen. Denn jetzt kam er! Nach einigen weiteren Jahrzehnten der Blüte der Quraisch und ihrer Verbündeten entfachte ein junger, wilder Mann einen großen Sturm.

Dieser junge Mann, so erzählte Uthmans Vater, war unnachgiebig und brachte die Wahrheit.

Schon bei der Zeugung dieses Aufrührers hatte es angeblich einen großen Sturm gegeben. Der Himmel war verdüstert. Auch in entfernteren Regionen der Welt bemerkte man, dass etwas Außergewöhnliches geschehen war. Am Palast des persischen Herrschers wütete ein Erdbeben, die heiligen Feuer der Perser, die seit Anbeginn der Welt gebrannt hatten, erloschen. Und niemand war in der Lage, sie wieder zu entzünden.

Es war der Tag, als Abdallah ibn Abdalmuttalib eine Frau besuchen wollte, die ebenfalls sein Weib war wie seine erste Hauptfrau Amina. Er hatte gerade auf dem Acker gearbeitet; Spuren von Dreck hafteten noch an ihm. Abdallah versuchte, diese Frau zu umarmen, doch sie wehrte ihn ab wegen des Ackerdrecks und Dünngeruchs, den er an sich trug. Sie tröstete ihn auf die Nacht. Nachdem Abdallah sich gewaschen hatte, wollte er zu Amina gehen. Er kam wieder zu dieser Frau, die ihn nun ihrerseits zu sich rief. Doch jetzt war er es, der sie von sich schob. Er ging zu Amina. Abdallah nahm Amina. Und sie empfing Muhammad. Als Abdallah Amina verließ, kam er wieder am Zimmer jener Frau vorbei und sagte zu ihr: Willst du? Sie gab ihm zur Antwort: Nein! Als du an mir zuerst vorbeigekommen bist, lag zwischen deinen Augen ein weißer Schimmer. Du wolltest nichts von mir wissen und bist zu Amina gegangen. Jetzt aber trägst du

diesen weißen Schimmer nicht mehr. Amina hat ihn dir genommen. Geh!

Wegen dieses weißen Schimmers in den Augen von Abdallah hatte der kleine Junge, den sie Muhammad nannten, also Amina zur Mutter. Auch sie gab ihren Sohn als kleines Kind zu den Beduinen, so wurde Muhammad von Halima bin Abu Dhuayb aus einer armen Sippe des Wüstenstammes Hawazim gestillt. Sie starb zu früh, und auch Amina starb zu früh, der Junge war gerade sechs Jahre alt geworden. Und Muhammad wuchs auch ohne Vater auf, der bald während eines Karawanenzugs nach Gaza in Jathrib starb.

Der Junge stand nun auf eigenen Füßen. Deshalb hinderte ihn niemand daran, wild und noch ungebärdiger zu werden. Er wagte es sogar, sich auf die Liegestatt seines Großvaters zu setzen. Der Heranwachsende war der Einzige mit dem Privileg, ein einfaches Bettgestell in den kühlen Schatten zu stellen, den das Heiligtum in Mekka, die Pforte zum Paradies, zu jeder Tageszeit warf.

Muhammad ging zu seinem Großvater, ließ sich Geschichten erzählen vom Jahr des Elefanten, in dem er selbst geboren worden war, und von der Errettung Mekkas durch die Vögel, die auf die anrückenden Feinde brennende Steine geworfen hatten.

Muhammad lauschte den Erzählungen und dachte plötzlich mit jugendlichem Sinn, dass er etwas Besonderes sein musste, wenn im Jahr seiner Geburt so viele wichtige Dinge geschehen waren. Er lauschte und ruhte sich aus von der Anstrengung, in täglicher Hitze und Staub die Schafe zu hüten.

Muhammad lernte von allem. Im heißen Gleichmaß der Tage und Nächte sog er alles, was er hörte und sah, in sich hinein.

Ehe es die mächtigen Quraisch bemerkten, hatte Muhammad auf sie ein Auge geworfen. Elternlose Burschen suchen sich frühzeitig Bündnisgenossen – und Feinde. Die Familie

Quraisch, die in Mekka bestimmte, was zu geschehen hatte, stellte eines Tages fest, dass es da inmitten ihrer Reihen etwas anderes gab, etwas Gefährliches. Einen noch kleinen Geist, der aber mit nicht versiegender Zähigkeit und unerklärlichem, unstillbarem Eigensinn und Hass an ihrer Macht zu nagen begann.

Uthman stand auf und reckte sich.

Das war der Muhammad, den er liebte und verehrte. Sein Prophet. Ein Junge, der zum Mann wurde, um seine ungerechten Feinde zu bekämpfen. Ein Vorbild, dem Uthman immer nachzueifern versuchte. Auch er hatte gekämpft. Und er hatte die richtigen Freunde gefunden, die ihm zur Seite standen.

Es klopfte.

Joshua trat ein. »Henri ist angekommen. Er wartet unten in der Schänke.«

»Ich komme«, sagte Uthman. Er reckte sich noch einmal, steckte sein Krummschwert ein und ging hinunter, noch immer ganz in Gedanken bei Muhammad, der Pforte zum Paradies.

John wusste jetzt, dass Henri de Roslin eine Gefahr für ihn bedeutete. Der Mann suchte den Splitter, und das würde ihn früher oder später geradewegs zu ihm führen. Und dieser Geselle aus der Offizin war in Wahrheit ein Knappe. Denn Henri de Roslin war ein heimlicher Templer! Ein Ketzer! Seitdem John das von einem Klosterbruder aus St. Venec erfahren hatte, den die Ordensritter aus Tréguier kannten, frohlockte er. Jetzt hielt er eine todsichere Spielkarte in der Hand. Henri konnte ihm nicht entgehen!

Aber was hatte dessen Knappe in der Werkstatt des Buchmalers zu suchen gehabt? Welch ein Verwechslungsspiel! John versuchte sich einzureden, dass alles Zufall war. Alles

konnte vernünftig erklärt werden. Es gab keine Intrige gegen ihn.

John hatte die Ordensritter noch einmal beruhigen müssen. Sie setzten ihm zu. Sie verlangten Erfolge. Wo war der Splitter, wo war der gestohlene Reliquienkasten? John wusste es und schwieg. Sollten sie schwarz werden mit ihren Wichtigkeiten!

John spürte, dass er Tritt fasste. Er wusste jetzt, was zu tun war und welche Verknüpfungen es gab. Diesmal brauchte er keinen Auftrag, den ein anderer an ihn vergab, er wusste gleich, was zu tun war. Er bezahlte sich gewissermaßen selbst, indem er sich auf seine alten Tugenden besann. Das war nicht die heimtückische Intrige. Es war der Kampf Mann gegen Mann.

Er folgte Henri de Roslin, als er seine Offizin verließ. Sein Knappe war nirgendwo zu sehen. Der Templer ritt durch die ganze Stadt und machte erst an einem Gasthof Halt.

John beobachtete, wie der andere absaß und in dem Haus verschwand. John überlegte. Was wollte er erreichen? Der andere kannte ihn ja jetzt aus seiner Offizin. Er konnte also nicht in die Herberge gehen und den Gast spielen. Wenn er also etwas gegen ihn ausrichten wollte, dann musste er ihn stellen. Am besten gleich. Hier und jetzt!

Kurz entschlossen stieg John vom Pferd. Er pflockte es an und wollte eben hinübergehen, da wurde er angesprochen. Er drehte sich unwillig um. Da stand Plourivo Flaubert.

John entfuhr ein wilder Laut. »Du! Stellst du dich endlich?«

»Wir wollen reden«, sagte der Buchmalergeselle. »Ich verfolge dich nicht. Ich will nur reden.«

»Du verfolgst mich nicht!«, rief John. »Das weiß ich! Denn ich verfolge dich!«

Er riss seine Messer heraus.

»Halt! Warte doch!« Plourivo hob die Hände. »Seit den Tagen von Tréguier ist viel Zeit vergangen. Es ist mir inzwischen gleich, was dort geschah. Ich will nur in Ruhe in Quimper leben und arbeiten.«

John war rot im Gesicht. »Das wirst du nie! Ich verfolge dich, wohin auch immer du gehst, denn du hast es gewagt, mich anzuklagen! Ich werde dich gleich hier erledigen. Dann ist dieses Problem aus der Welt. Eins nach dem anderen!«

Plourivo begriff, dass der Hass dieses Schmieds unstillbar war. Er nahm seinen ganzen Mut zusammen. »Für uns zwei ist diese Stadt zu klein. Du musst gehen, John! Dies ist meine Stadt! Lass mich hier in Frieden leben!«

»Ich werde dich in Frieden sterben lassen!«, rief John und machte zwei schnelle Schritte auf den jungen Buchmaler zu. Er hob die Messer. Dann sah er jedoch aus den Augenwinkeln, dass sie schon Aufmerksamkeit erregt hatten. Vor einem Haus blieben mehrere Menschen stehen und sahen zu ihnen hinüber.

Verdammt, dachte John, zu viele Augenzeugen. Er konnte es sich nicht leisten, erkannt zu werden. Wenn er diesen Buchmaler hier umbrachte, konnte er sich nie mehr in Quimper blicken lassen.

John überlegte fieberhaft. Dann steckte er die Messer ein und reichte dem überraschten Plourivo die Hand. »Also gut! Lass uns den Streit vergessen. Komm ein Stück mit mir. Ich will dir etwas zeigen. Danach trennen wir uns als Freunde.«

Plourivo blickte sein Gegenüber misstrauisch an. War das ein Trick? Aber John lächelte freundlich. Und er war ja hier, um Frieden zu schließen. Also schlug er ein.

John schwang sich auf sein Pferd, Plourivo saß ebenfalls auf. John ritt voraus.

Am letzten Platz des Ortes, hinter dem Bischofspalast, saßen beide ab. John ging vor Plourivo her und führte ihn zu einer

allein stehenden Kate am Ufer der Steir. Hier fischte er oft. Er deutete auf den Angelplatz und sagte zu Plourivo:

»Hier fische ich jeden Abend. Ich bin ein Menschenfischer!«

Mit diesen Worten sprang er auf Plourivo zu und schlug ihn mit einem fürchterlichen Hieb seiner rechten Faust nieder. Der junge Buchmaler wurde von dem Angriff völlig überrascht. Als er im Staub lag, zog ihn John an den Füßen in die Kate.

Er zerrte ihn in einen Verschlag, der früher für Hühner gedient hatte, fesselte ihn und ließ ihn liegen.

Befriedigt rieb sich John die Hände. Eins nach dem andern, dachte er. Dann ritt er zur Herberge in die Stadt zurück.

Als Henri die beiden Gefährten erblickte, wurde ihm froh ums Herz. Ein Leben ohne Uthman und Joshua konnte er sich nicht mehr vorstellen. Nein, sie durften sich nicht trennen! Lieber wollte er darauf verzichten, den Tempel wieder aufzubauen. Lieber wollte er alle eigensinnigen Ziele begraben. Sie mussten sich eine gemeinsame Aufgabe suchen.

Henri machte den Gefährten einen Vorschlag. Er wünschte, sie würden gemeinsam in ein südliches Land gehen, dorthin, wo die Feinde nicht lauerten. Denn er hatte gehört, dass der neue Regent Frankreichs, Philipp von Poitiers, seine Soldaten angewiesen hatte, alle Komtureien des Landes nach versprengten Templern und vor allem nach geheimen Reichtümern zu durchsuchen. Der Regent plante wohl doch auf Dauer. Und der Krieg gegen den Tempel ging weiter.

»Gehen wir nach Spanien zurück«, schlug Joshua begeistert vor. »Nach Toledo. Oh, wie ich diese Stadt mit ihrer wundervollen Gemeinde von Brüdern liebe.«

»Nach Cordoba«, sagte Uthman grimmig.

»Nein«, sagte Henri. »In Iberien würden wir sofort wieder verstrickt werden in die Tagespolitik, in die Kämpfe der Orden gegen die Mauren, in die Reconquista.«

»Aber viele ehemalige Templer kämpfen dort mit den Santiagokriegern gegen die Mauren«, sagte Joshua.

»Eben, das ist ja, was ich meine. Ich will nicht gegen Mauren kämpfen. Und dort müssten wir Partei ergreifen.«

»Das stimmt«, sagte Uthman kleinlaut. »Also wohin? Ins Land der Griechen?«

»Nach Italien«, schlug Henri vor. »Kein Mensch sucht uns dort. Italien ist paradiesisch, und die Sonne scheint immer.«

»Auch in der Nacht?«

»Natürlich!«

»Dann lasst uns das beschließen, bevor wir hier in Quimper versauern und bequem werden!«

In die letzten Worte Uthmans hinein wurde die Tür zur Herberge aufgestoßen. Die drei Gefährten im leeren Schankraum blickten sich um. Ein Mann trat schnell auf sie zu, den Henri zu kennen glaubte. Er zog zwei Messer und hielt sie Henri an die Kehle.

»Auf zum Domherrn von St. Corentin!«, sagte John, der Schmied. »Ich weiß, dass du Templer bist. Ich habe ein Geschäft mit dir vor, Tempelritter. Und halte deine beiden Kumpanen davon ab, dir zu Hilfe zu kommen! Ich spaße nicht.«

Angélique kniete am Bett ihres todkranken Vaters. Der Buchmaler Maxime rührte sich seit Tagen kaum noch. Angélique hatte sich mit Sean verabredet, und der Junge war soeben gekommen. Angélique war froh darüber, spürte aber, wie Sean sich von ihr entfernte, und das machte sie traurig. Galten seine Schwüre nichts mehr? Vielleicht war er wirklich

einfach zu jung und zu wankelmütig. Oder hatte ihn sein Herr Henri gezwungen, sich von ihr fern zu halten?

Aber jetzt war er da! Es war wie zuvor. Im Augenblick stand nichts zwischen ihnen.

Sie knieten zu beiden Seiten des Krankenlagers. Am Fußende kniete Maufra. Die drei jungen Menschen blickten sich manchmal an. Wenn der Blick vom kranken Vater abwich, der regungslos und eingefallen in den Kissen lag, versuchten sie mit ihren Blicken, sich des Lebens zu vergewissern. Sie waren noch jung. Sie gaben dem Tod noch keine Angriffsfläche und hatten keine Angst vor ihm. Er musste sich anstellen und lange warten.

Angélique hätte Sean gern etwas zugeflüstert. Sie hätte ihn gern gefragt, wie es um sie beide stand. Aber ein Blick auf den Vater belehrte sie, dass das unziemlich gewesen wäre. Sie musste sich gedulden.

Der Bader kam herein und wollte den alten Vater Maxime zur Ader lassen. Aber Angélique winkte ihn wieder hinaus. Sie wusste, dass es keinen Zweck mehr hatte, dem Vater war nicht mehr zu helfen. Und unnötigen Schmerz musste sie ihm ersparen.

Draußen senkte sich langsam die Dunkelheit herab. Maufra stand einmal auf und entzündete Kerzen in einem Ständer. Dann beteten sie wieder. Sean fragte sich, ob er den sterbenden Buchmaler noch einmal fragen sollte. Wenn er seine Einwilligung zur Heirat nicht gab, bevor er starb, dann blieb als letztes Wort seine geäußerte Ablehnung, und er konnte Angélique niemals freien.

Aber wollte er das überhaupt noch?

Wollte er nicht lieber mit Henri, mit Uthman und Joshua zusammen sein? Hatte Henri nicht Recht, wenn er sagte, Sean solle sich noch nicht binden? Sean wusste noch nichts vom Leben, und die Welt stand ihm doch offen. Gleichzeitig spürte

Sean, wie unglücklich er über solche Gedanken war. Er liebte Angélique doch noch immer! Und sie liebte ihn! Das sah er in ihren Augen, in ihrem Gesicht. Was sollte er tun?

Sean berührte den alten Mann mit der Hand. An der Rechten trug er noch immer einen Verband, also nahm er die Linke. Er legte dem Buchmaler die Hand auf den nackten Unterarm. Er spürte die faltige Haut des Sterbenden.

»Meister Maxime«, sagte er leise.

Er wollte, dass der Buchmaler noch einmal die Augen aufschlug, ihn wahrnahm und er ihn fragen konnte.

Aber dann erschrak er jäh. Der Arm des Alten war kalt. Sean beugte sich über ihn und legte ihm die Hand aufs Herz.

»Es schlägt nicht mehr«, sagte er.

Verzweifelt blickte er erst Angélique, dann Maufra an.

John hätte Henri de Roslin nicht durch die ganze Stadt schleppen können, wenn Henri es nicht gewollt hätte. Aber er ließ es geschehen. Er wollte wissen, was dieser Mann vorhatte, der noch gestern bei ihm ein Kleidungsstück bestellt hatte. Wer war er?

Sie gingen zu Fuß. John blieb ganz dicht bei Henri und drückte ihm die Messerspitze in die Rippen, Vorbeigehende konnten keinen Verdacht schöpfen. Henri hätte vielleicht fliehen können, vielleicht hätte John ihn auch dabei erstochen. Henri drehte den Kopf ein paar Mal zur Seite und sagte: »Sag mir, wer du bist!«

»Maul halten!«, erwiderte der Entführer.

»Den bestellten Rock kannst du vergessen, ich arbeite nicht für Leute wie dich«, sagte Henri.

»Maul halten!«, wiederholte John.

Sie erreichten die Kathedrale. John dirigierte Henri in die Sakristei. Hier saß der Küster beim Reinigen einer glänzenden

Monstranz in Form eines Ziboriums, er hauchte den sechseckigen Fuß an und putzte ihn, war ganz versunken und schreckte jäh auf. Er erkannte John wieder.

»Den Domherrn! Aber schnell!«, befahl John grob.

Der Küster war ein dünner, weichherziger Mann, er beeilte sich, der Aufforderung nachzukommen. Aber er setzte die Monstranz ab, als wäre sie aus feinstem Glas.

Wenig später trat der Domherr ein. Er blickte vom einen zum anderen und sagte:

»Wie passt ihr beide zusammen?«

John sagte: »Dieser hier ist Henri de Roslin. Er hat vermutlich den Kreuzsplitter geraubt. Ich habe ihn im starken Verdacht, denn er ist Tempelritter. Ein Ketzer, der sich versteckt. Eine Kanalratte, die im Dunkeln herumkrabbelt. Wer sonst als so jemand kann der Dieb sein? Lasst ihn festnehmen!«

Der Domherr blickte verblüfft. »Er ist Templer? Aber ich habe Henri de Roslin den Auftrag erteilt, den geraubten Splitter zu suchen. Und er hat zugesagt – allerdings erst nach Zögern. So war es doch, Meister Henri?«

Henri nickte.

»Dieser Gauner«, sagte John verblüfft, »soll die Reliquie suchen? Aber ich habe Euch doch gestern gefragt, ob Ihr mich beauftragen wollt! Erinnert Ihr Euch etwa nicht mehr daran?«

»Ihr habt mich gefragt, und ich habe abgelehnt.«

»Verflucht!...« John beherrschte sich. »Nun gut, wie auch immer. Er ist ein Ketzer. Ketzer werden verbrannt. Tut das Eure, Bischof!«

»Moment«, sagte Henri jetzt. »Du hast deine Dienste dafür angeboten, die Reliquie zu finden? Wie kommst du dazu?«

John grinste hämisch. »Das werde ich dir auf die Nase binden, was? Ich habe schon ganz andere Dinge bewerkstelligt.«

»Das glaube ich dir aufs Wort«, sagte Henri. »Was denn zum Beispiel?«

»Ich habe schon... ach, seid verflucht! Ihr wollt mich aushorchen, was? Sehr schlau! Aber nicht bei mir. John der Schmied hat schon andere Dinge geregelt, das steht jedenfalls fest.«

John der Schmied also, dachte Henri. Interessanter Geselle. Der hatte noch mehr auf dem Gewissen, das sagte ihm sein Instinkt. Auf Ketzerjagd war er jedenfalls nicht.

»Vielleicht hast du den Kreuzessplitter gestohlen«, sagte Henri, »und suchst einen Sündenbock? Im Finden von Sündenböcken seid ihr in Quimper ja ganz groß.«

»Geschwätz«, sagte John verächtlich. Er wandte sich an den Domherrn. »Also was ist nun? Ich übergebe Euch hiermit den Ketzer und Templer Henri de Roslin. Liefert ihn den Behörden aus, unterzieht ihn eines hochnotpeinlichen Verhörs. Dann kriegt Ihr heraus, wo der verd... Splitter sich befindet!«

Der Domherr nickte. »Lasst ihn hier. Ich werde ihn den Behörden übergeben. Ihr habt Euch verdient gemacht, John – wenn Euer Verdacht zutrifft.«

»Und wenn nicht, dann sprechen wir uns noch!«, ergänzte Henri.

John schluckte. Er wurde wütend. So hatte er sich den Gang der Dinge nicht vorgestellt. Wortlos ließ er die beiden Männer stehen und stampfte nach draußen. Die Zurückbleibenden hörten, wie er im Kirchenraum mit jemandem herumstritt. Dann verlor sich seine Stimme.

Der Domherr blickte Henri fest in die Augen.

»Stimmt es, was der Mann sagt?«, wollte er wissen.

Henri war in Not. Er konnte dem Bischof nicht trauen, er war ein hochgestellter Kirchenmann, ein Anhänger des Papstes. Gleichzeitig verachtete er es zu lügen. Er war noch immer ein Templer, stolz darauf, diesem Orden anzugehören. Ja, er

gehörte dem Tempelorden noch immer an, auch wenn er zerschlagen war. Nur er selbst entschied darüber, ob er Tempelritter war oder nicht.

Niemand sonst.

Aber wenn er in Quimper bleiben und den Überfall auf Sean aufklären wollte, wenn er sogar die Reliquie finden wollte, dann blieb ihm keine andere Wahl.

»Nun?« Der Domherr blickte herausfordernd.

»Was glaubt Ihr zu sehen, Bischof?«, sagte Henri. »Seht Ihr einen Ketzer oder einen Ehrenmann?«

»Das ist nicht die Frage! Würde ich in Euch nicht einen Ehrenmann sehen wie jeder in Quimper, dann hätte ich Euch nicht gebeten, die Reliquie zu finden.«

Henri zögerte noch immer. Der Zwiespalt lähmte ihn. Er hasste ihn. Er wünschte sich sehnlichst, dieses Spiel würde endlich aufhören. Und er würde sein Habit überziehen, wie es sich für einen freien Tempelritter geziemte, er würde sein Schwert gürteln und sein Pferd besteigen, und jeder würde voller Achtung auf ihn blicken.

Und er könnte jedem in die Augen schauen.

»Nein«, sagte er, »ich bin kein Tempelritter.«

Spätsommer 1316, Tage des Michaelis

Der Kampf der Engel gegen die Mächte des Bösen war im vollen Gange. Die Gemeinde feierte die Verehrung Gottes durch die Verehrung der Erzengel. Wieder, wie schon in den Tagen der großen Wallfahrt und zum Fest der Kreuzerhöhung, waren die Kirchen in Quimper voller inbrünstiger und gläubiger Menschen.

Nur wer kein Christ war, der musste in dieser Stadt sein Seelenheil auf etwas anderem gründen. Er fand keinen Platz im Gottesdienst.

Henri spürte oft die Nähe der Schutzengel. Der Erzengel Michael war ein besonders starker Beschützer. Er hatte Henri oft aufgesucht, Henri hatte seine Anwesenheit stets gespürt – ja, er hatte sie gesucht. Und er hatte immer verstanden, warum man Michael schon im 5. Jahrhundert in Italien viele Kirchen weihte. Michael war im Jahr des Herrn 492 auf dem Berg Gargano in Süditalien erschienen und hatte das Fest der Erscheinung begründet. Seitdem galt er als Schutzpatron der Kirche Roms und des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Der deutsche Michel liebte seinen Schutzengel besonders.

Henri hörte dem Priester zu, der aus der Offenbarung des Johannes die Epistel über den Kampf Michaels gegen den Drachen las. Der Priester war offenbar erkältet, seine Stimme war flach, aber Henri schmunzelte darüber, er kannte die Epistel auswendig. Und er sprach den Schluss der Lesung mit

starker Stimme mit. *Ich sah den Satan vom Himmel fallen wie einen Blitz.*

Henri schlug seine Kreuze. Buße und Weltgericht, dachte er, amen. Er erhob sich und verließ die Kirche.

Die Stadt draußen lag da wie ein lauerndes Tier. Henri empfand das jedes Mal ähnlich, wenn er einen Gottesdienst verließ. Hätten wir die Liturgie nicht, dachte er, würden wir die Opfer dieses Tieres werden.

Henri war gestärkt und ging in Richtung der Marktstände, die es bei jedem Wetter vor den Toren der Kathedrale gab. Die Pilgerströme waren verschwunden. Sie hatten Müll und Kot zurückgelassen. Tagelang hatte es in der Stadt gestunken. Die Massenquartiere wurden gereinigt, die Nahrungsmittelpreise wieder gesenkt, die zusätzlichen Laufbrunnen abgebaut. Alltag war in Quimper eingekehrt, auch wenn noch immer Händler versuchten, die Reste ihrer Pilgerzeichen aus Blei oder Silber zu verkaufen, die eine Kapelle zeigten, in der eine gekrönte Muttergottes mit dem Jesuskind auf dem Schoß saß. Auch die Kupplerinnen schlichen weiter durch die Reihen und fanden ihre Kunden nicht nur unter den Wallfahrern.

Henris Aufgabe stand wieder vor ihm. Wer hatte den Kreuzessplitter gestohlen? Wie konnte er auf die Spur des Diebes gelangen? Der geöffnete Altardeckel gab keine Spuren preis, das Reliquiar schwieg. Also beschloss Henri, einfach zu fragen. Jeder dieser Menschen auf dem Kirchenvorplatz musste eine Meinung haben. Vielleicht ergaben ja alle Meinungen zusammen genommen eine Art Kreuzungspunkt, an dem der Täter sichtbar wurde. Oder zumindest eine Spur.

Vielleicht hatte auch jemand etwas beobachtet und konnte einen Hinweis geben.

Der Erste, den Henri befragen konnte, war ein Bader. Der hagere Mann mit scharf geschnittenem Gesicht verkaufte Lebenselixiere gegen alle Übel und Gebrechen. Henri nahm

ihm eine dickbauchige Flasche ab und sagte: »Guter Mann, Ihr scheint scharfe Augen zu haben. Wer hat nach Eurer Meinung die Reliquie gestohlen?«

»Scharfe Augen gehören dazu, meint Ihr? Nun ja, vielleicht, aber vielleicht auch nicht. Ich würde eher meinen, ein scharfer Verstand könnte auch nicht schaden.«

»Nun – und?«

»Seht Ihr«, sagte der Bader und rieb sich die Adlernase. »Ich kann den Star stechen und die trübe Linse entfernen. Aber blicken die Menschen danach besser durch? He? Was meint Ihr? Ist es eine Frage der scharfen Augen?«

»Bader«, sagte Henri, »seid nicht überschlau. Beantwortet einfach meine Frage.«

»Warum sollte ich?«

»Weil ich Euch eine Flasche von diesem Zeugs abgekauft habe, in das Ihr wahrscheinlich reingepinkelt habt.«

»Oh!«

»Und weil Ihr ahnt, dass ich an Geschwätz nicht interessiert bin, ich will nur ehrliche Antworten hören.«

»Meine ehrliche Antwort ist, dass es mir egal ist. Und nun lasst mich in Frieden mein Elixier verkaufen.«

Henri ging weiter. Man war jetzt schon auf ihn aufmerksam geworden. Eine Hübschlerin stellte sich ihm in den Weg. Warum nicht, dachte Henri. Sie war ein junges, hübsches Ding mit ausladenden Brüsten und einem herben Zug im Gesicht, sie hob ihren Rock bis über die Knie.

»Na? Wie wär's mit dir und Melly?«

»Du bist Melly, hab ich Recht?«

»Häh? Woher weißt du das?«

»Ich sehe es dir an, Melly. Sag mir etwas. Wer hat den Kreuzessplitter gestohlen, was meinst du?«

»Ich – ähh... «

»Du hast ihn gestohlen?«

»Was? Das ist Verleumdung!«

»Du hast ihn also nicht gestohlen. Wer war es dann?«

»Der Schmied natürlich!« Melly schlug sich die Hände vor den Mund. »Verdammt will ich sein. Was geht es dich an! Wer bist du überhaupt, du geschmeichelter Geselle! Bildest dir wohl was ein auf dein Aussehen!«

»Melly«, sagte Henri sanft. »Verrate es mir. Ich bitte dich.«

Melly konnte dieser tiefen, wohltönenden Stimme, die in ihr Inneres drang, nicht widerstehen. »Man sagt, es sei der Schmied gewesen. John aus Tréguier. Man sieht ihn hier überall herumschleichen. Aber beweisen kann man ihm gar nichts. Und ehrlich gesagt, in der fraglichen Nacht ist er nämlich bei mir gewesen. Hähä! Da habt Ihr Euren Verdacht!«

»Melly«, fragte Henry, »von welcher fraglichen Nacht sprichst du denn?«

»Na, von der Nacht, in der dieser verpisste Splitter gestohlen wurde, natürlich! Bist du schwer von Begriff?«

»Und welche Nacht war das?«

Melly brüllte. »Die Nacht, in der der Splitter gestohlen wurde!«

Um sie herum hatte sich eine Menge gebildet. Man lachte. Melly stemmte die Arme in die Seiten und funkelte Henri an. Sie wippte wütend mit einem Bein. Dieser Kerl war vielleicht schwerfällig! Oder wollte er sie aufziehen?

Henri sagte: »Du beschuldigst also den Schmied, er habe den Kreuzessplitter gestohlen, Melly?«

»Ich? Ich beschuldige niemanden! Ich bin Melly, die noch niemanden beschuldigt hat! Ich gebe nur wieder, was in Quimper jeder Sperling vom Dach pfeift.«

»Was denn?«

Melly schnaufte durch. »Dass John, der normannische Schmied, diese Rel... diesen Scheißsplitter, gemopst hat! Du bist vielleicht dämlich!«

»Warum schreist du so, Melly? Ich bin nicht taub. Wo finde ich diesen Schmied?«

»Ach, leck mich!«

Melly drehte sich um, wackelte mit dem Hintern und stolzierte davon. Die Menge lachte.

Henri blickte in aufgeräumte, ungebildete Gesichter. Einfache Leute, dachte er. Nett. Und immer auf der richtigen Seite. Immer sehr entschieden, wenn es darum geht, sich nicht vorzuwagen. Würde er von den Bewohnern Quimpers etwas Wichtiges erfahren? »Wir müssen«, rief er ihnen zu, »den Kreuzessplitter vom Berg Golgatha wieder in das Fundament unserer heimischen Kirche einlegen. Wer also etwas über den Diebstahl weiß oder vermutet, der sage es mir bitte. Wir können auch unter vier Augen sprechen.«

Schweigen. Die Menge starrte ihn an.

Ein Mann, der eine Werkstatt für Gürtel und Gewandverschlüsse betrieb, hob die Hand. »Wir alle wollen, dass die Reliquie so schnell wie möglich wieder zurückkehrt. Aber niemand aus Quimper hat sie gestohlen. Es waren Leute aus Tréguier! Fahndet in Tréguier! Dort werden sie den Kreuzessplitter wahrscheinlich längst in ihrer Monstranz ausstellen.«

»Ihr Leute aus Quimper seid selbstgerecht«, sagte Henri. »Warum sollte nicht irgendein Einheimischer das Reliquiar geschändet haben? Ist Quimper eine durch und durch gute Stadt?«

»Gut gegen jedermann, jawohl!«

»Auch gegen Juden und Muslime?«

»Nein, natürlich nicht. Das sind ja Ungläubige und Frevler! Warum sollten wir gut gegen unsere Feinde sein?«

Henri sah ein, dass er nicht weiterkam. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als nach John, dem Schmied, zu suchen. Er musste sich den Verleumder vorknöpfen. Aus dem sehr

persönlichen Grund und weil immerhin die Hure einen Verdacht geäußert hatte. Und hatte nicht sogar der Werkstattbesitzer Recht? John war aus Tréguier!

»Wenn Euch etwas einfällt, kommt zu mir in die Offizin«, sagte Henri. »Dort sind wir ungestört.«

Wo fand er John? Hatte nicht Angélique dem Knappen erzählt, er sei in ihrer Herberge aufgetaucht, um abgestiegene Ordensleute aufzusuchen? Weshalb? Aus geistlichen Gründen? Henri beschloss, Angélique aufzusuchen.

Auf dem Ritt durch die Stadt fiel ihm auf, wie viel neuerdings gebaut wurde. Vor allem der Brunnenbau machte große Fortschritte. Überall stellten Arbeiter Laufbrunnen aus Holzröhren auf. Außerdem bauten Steinmetze an repräsentativen Ziehbrunnen mitten in der Stadt, die Denkmälern glichen. Einige standen bereits, sie trugen hohe, zierliche Dächer wie große Ziborien und waren mit Kupfer verkleidet. Die Baumaßnahmen schafften Arbeit, Handwerker, Steinträger und Künstler tummelten sich neuerdings in Quimper. Und weil die Brunnen auch bewacht werden mussten, achteten städtische Soldaten darauf, dass dort keine Windeln, Kleider oder Schuhe gewaschen wurden, kein Vieh dort saufen durfte, keine Fassböden der Weinhändler gereinigt wurden.

Das städtische Leben ging voran. Und auch das geistliche Leben blühte. Vielleicht haben sie Recht, die Leute von Quimper, dachte Henri, und aus ihren Reihen kommt der Dieb nicht. Aber während er weiterritt, kamen ihm doch Zweifel.

Er sah einen Zusammenhang zwischen ihrer echten Gläubigkeit und ihren Vorurteilen. Hatten nicht Uthman und Joshua gerade soeben eine Kostprobe davon bekommen? So, wie sie frömmig sind, huldigen sie doch gleichzeitig einem heidnischen Aberglauben. Und wie sie das Bedürfnis haben, dachte Henri, durch das Bild und das Zeichen die Gegenwart

des Heiligen zu schauen oder die Gegenwart von Heiligen und Reliquien zu beschwören, so sind sie auch ängstlich und unduldsam gegen das Fremde. Es gibt diesen Zusammenhang. Aber wenn es auch die dumpfe Furcht und die dumpfe Unduldsamkeit gibt, dann kann es auch das Verbrechen geben. Die Selbstsucht. Die Gewalt. Diebesinstinkte.

Immer wieder, dachte Henri, reizt die Menschen auch das Verbotene. Je gründlicher eine Reliquie gesichert und versteckt wird, desto mehr steigt die Erregung, sie zu schauen – oder gar, sie zu besitzen. Das liegt in der Natur der Menschen.

Als er vor der Herberge eintraf, sah er, dass Reisende mit Kutschen abfuhren. Sie gehörten sicher nicht zu den gewöhnlichen Pilgern, denn sie trugen teure Tuche eines Ordens und schwere silberne Ketten. Die Pilger hatten sich sicher auf die Massenunterkünfte im Stadtbereich beschränkt.

Angélique war damit beschäftigt, ein Totenkleid für ihren Vater zu nähen. Die Beerdigung war in zwei Tagen.

Henri hatte der jungen Frau schon sein tiefes Mitgefühl ausgesprochen. Überrascht war Henri davon, dass sich Sean of Ardchatten in der Herberge aufhielt.

»Er tröstet mich sehr«, sagte Angélique. »Es ist schön, ihn um mich zu wissen.«

»Ich kann mir vorstellen«, sagte Henri, »dass du im Moment eigene Sorgen hast. Aber ich muss dich dennoch etwas fragen. Dieser gewisse John aus Tréguier, von dem du dem Knappen erzählt hast, was wollte er eigentlich in der Herberge?«

Angélique schaute Henri aus Augen an, die in letzter Zeit viel geweint hatten. »Ich weiß es nicht genau«, sagte sie. »Aber er traf sich mit den Ordensrittern aus Tréguier, die hier einige Male abgestiegen sind. Sie sind aber gerade abgereist.«

»Ich sah sie draußen wegfahren. Weswegen waren sie hier? Gewiss nicht wegen der Wallfahrt.«

»Sie machen irgendwelche Geschäfte. Jetzt reisten sie frühzeitig ab. Vielleicht deswegen, weil sich ihr Reliquienkasten nicht auffinden lässt. Sie beschuldigten sogar mich, ihn gestohlen zu haben. Ich glaube, die sehe ich als Gäste nicht wieder.«

»Und was dieser John mit den Ordensrittern zu schaffen hatte, das kannst du nicht sagen?«

»Nein. Er wird ihr Handlanger für kleinere Dienste gewesen sein. Warum interessiert dich dieser Mensch, Meister Henri?«

»Er kam mir in die Quere und versuchte, mich zu denunzieren. Ich habe da so einen Verdacht. Könnte es sein, dass der Schmied mit dem Raub des Reliquiensplitters etwas zu tun hat?«

Angélique zuckte die Schultern. »Er ist mir unsympathisch«, meinte sie, »aber deswegen muss er kein Dieb sein.«

»Das ist wahr. Gibt es irgendeine Auffälligkeit, an die du dich erinnerst? Hast du vielleicht ein Wort aufgeschnappt, einen Satz, irgendetwas, das mir weiterhelfen kann?«

Angélique dachte nach. »Doch. Einmal ging dieser John aus der Herberge und fluchte irgendwas vor sich hin. Es klang wie – ich habe überhaupt nicht versagt, schon gar nicht in der Kirche!«

Henri dachte über diesen Satz nach. Er passte nur allzu gut in seinen Verdacht, konnte aber ebenso gut etwas völlig anderes bedeuten. Nein, das half ihm nicht wirklich weiter. Aber er würde sich diesen Schmied ganz genau ansehen müssen.

Er musste ihn nur finden.

Es war genau so, wie John gedacht hatte. Plourivo Flaubert, den er gut verschnürt hatte, war nur noch ein Bündel Elend. Was doch drei Tage Alleinsein und Dunkelheit aus einem

Menschen machen können, dachte John. Damit kriegt man jeden.

Er stieß den Liegenden mit dem Fuß an. Plourivo stöhnte. Er versuchte, sich zu bewegen, dabei stieg eine Wolke von unflätigen Gerüchen auf. John fluchte und hielt sich die Nase zu. Und trat den Gefesselten noch einmal.

»Was tue ich mit dir? Häh? Kannst du mir das sagen? Du stinkst mir die Bude voll!«

»Lass mich frei – oder töte mich.« Die Stimme des Buchmalers war schwach und klang hoffnungslos.

»Nun flenne bloß nicht los«, schnauzte John. »Du kannst mir vielleicht noch wertvoll sein. Aber ich könnte dich zwingen, für mich zu arbeiten. Häh?«

»Du würdest mich dann von den Fesseln befreien?« Plourivo klang jetzt hoffnungsvoller. Ein Fünkchen Lebensmut kehrte in ihn zurück.

»Was könntest du für mich tun, damit ich mir die Hände nicht schmutzig machen muss?«

»Wenn du meine Fesseln löst, versuche ich sofort, zu entkommen«, krächzte Plourivo.

»Ja, eben! Das meine ich doch! Ich müsste dich unter Druck setzen können. Womit denn?«

»Ich habe nichts«, sagte Plourivo. »Du hast doch schon versucht, mein Buch mit dem Brand in der Kapelle von Tréguier in Verbindung zu bringen. Mein Ruf ist jetzt zerstört. Du kannst mir nichts mehr nehmen außer dem Leben.«

»Das befürchte ich auch«, murmelte John. »Aber vielleicht fällt mir doch noch was ein? Ich könnte einen willigen Handlanger gut gebrauchen, zumal mir dieser Templer auf die Pelle rückt. Um ihn zu erledigen, brauchte ich tatsächlich jemanden, der mir behilflich ist, denn in diesem allerchristlichsten Quimper ist ja kein Mordbrenner zu finden, der einen anständigen Lohn wirklich zu schätzen weiß.«

»Ich würde nie einen anderen umbringen. Dann töte ich mich lieber selbst.«

»Blödsinn«, sagte John. »Bevor man sich selbst umbringt und dafür in der ewigen Hölle schmoren muss, meuchelt man doch lieber einen anderen. Du bist doch nicht blöd, was?«

»Niemals!«

John überlegte. »Wie wäre es, wenn ich in das Haus des Buchmalers gehe und mir dessen Tochter, diese hübsche Maufra, vorknöpfe. Ich hörte, du hattest ein Auge auf sie geworfen. Ich könnte sie mir schnell gefügig machen. Und du wärst dann ganz allein schuld daran.«

»Nein!« Plourivo schrie. »Lass das Mädchen aus dem Spiel. Auch Angélique.«

»Genau! Oder ich gehe in die Herberge und knöpfe mir die andere Tochter vor. Das habe ich schon lange vor. Die ist noch süßer!«

Plourivo erstickte in seiner Verzweiflung. Er gab nur einen undeutlichen Ton von sich.

»Nun, ich werde darüber nachdenken«, sagte John.

»Und denke auch du darüber nach. Ich gebe dir noch einmal drei Tage Zeit. Ich denke, das wird genügen.«

»Nein!«, schrie der Gequälte. »Tu mir das nicht an! Töte mich lieber!«

»Eins nach dem anderen«, sagte John. Dann ging er hinaus, die Schreie des Gefangenen im Ohr.

Spätsommer 1316, Apokalypse

Der Raum war von Fackeln und Kerzen erhellt. Gläser glitzerten im Lichtschein, aber die meisten Anwesenden tranken aus Zinnbechern und aßen von Holztellern. In das Schmatzen hinein mischten sich die Klänge eines Dudelsacks und einer schrillen Pfeife. Das Lachen wurde lauter und gröber.

Auf den meisten Köpfen der Feiernden saßen die Kappen schon schief, die Gesichter darunter röteten sich seit zwei Stunden, so lange dauerte das Fest schon. Sie waren aus der Vorstadt gekommen, um in der Stadt zu feiern. Ihr ganz eigenes Fest. Und sie lachten und tranken und tanzten. Auch die Frauen hatten ihren Teil. Und durch das offene Tor drängten noch immer Neugierige herein.

Sie tanzten sorgfältig, Schritt für Schritt, in munteren Sprüngen oder mit dem Ausdruck selbstgewisser Geilheit gegenüber ihren Tänzerinnen. Ein junger Tänzer schaute zu Boden, als müsse er sich seiner Beine vergewissern, seine Tänzerin beugte sich zurück, sie bot ihm ihr Becken an und lachte mit einem runden Gesicht, in dem dunkle Augen wie Brombeeren standen. Kinder hüpfen zwischen den tanzenden Paaren herum und schauten zu den Erwachsenen empor, als erkannten sie sie nicht wieder, ihre Eltern, ihre Geschwister, ihre Onkel und Tanten.

An den groben Holztischen rückten die Gesichter näher; die Ausdünstungen nach Bier und Branntwein, nach Pflaumenschnaps und Apfelwein bildeten immer größere

Wolken. Uthman und Joshua, die sich nicht bewegen konnten, sahen voller Sorge, wie die Erregung stieg.

Die Finsteren, die mit verschlagenen Blicken, waren in der Mehrheit, die Bärtigen und Langhaarigen, mit fettigen Strähnen im Gesicht, die Gaukler und kleinen Betrüger, die falsches Geld in die Hand zählten. Einer schoss Blicke, die heller als die Kerzen leuchteten, er brannte sie ein und betrachtete seine Umgebung mit dem Ausdruck des Jüngsten Gerichts. Ein anderer hatte die Miene des Mitleids, aber nicht für die Menschen, sondern für die, die er gleich zu schlachten gedachte. Kaum einer war unter ihnen, der nichts wollte, als einfach dabei zu sein, wenn die anderen da waren.

Es gab nur ganz wenige friedliche Gäste.

Sie saßen auf langen Bänken an den Wänden reihum, die mit Strohgarben und schmutzigen Tüchern geschmückt waren, die meisten von ihnen waren alt, ihre Bärte und Haare weiß. In ihren Gesichtern stand die Ergebenheit des Alters, eine alte Frau betete ohne Unterbrechung, ihr Mann erklärte einem anderen die Gesetze der Jagd.

Die Alten bewegten sich gemessen, von ihnen war nichts zu befürchten. Sie sprachen ernsthaft und tief mit den Nachbarn und belächelten die Frauen und auch die Kinder, die lastende Kappen mit Pfauenfedern tief in die Stirn gezogen hatten und leere Musnäpfe ausschleckten oder Katzen jagten. Einer betrachtete das kleine Holzmodell einer Kogge, an deren Deck ein Schneckenhaus eingearbeitet war, aus dem der Teufel lugte, ein anderer drehte vor sich auf dem Bohlentisch einen Pokal, der wertvoll aussah, aber nur eine plumpe Nachbildung war. Seine Miene drückte trotzdem Stolz aus.

Und als jetzt zwei Bedienstete mit ehemals weißen Schürzen auf Brettern neue Näpfe mit Suppe hereintrugen, setzten sich alle wieder an die Tische, begrüßten den nächsten Gang mit

Geschrei und klapperten mit dem Holzbesteck. Sie wollten zuallererst ihre Mägen füllen.

Diese waren es nicht, die Uthman und Joshua Sorge bereiteten. Es waren die anderen. Sie waren laut, sie betrugten sich auffällig. Für sie waren solche Zusammenkünfte von vornherein Reibereien, die erledigt werden mussten. Sie trugen lange Messer an den Seiten. In ihren Mienen lag die Streitsucht. Das Leben, das sie sommers wie winters führten, hatte ihre Züge geerbt, auch bei den Jungen, manche glichen dem Bild von Tieren. Lag das daran, dass sie mit Tieren lebten?

Ihnen war nicht zu trauen.

Sie schauten jemanden an, als sähen sie ihn nicht deutlich, rückten heran an sein Gesicht, verloren sich wie Trunkene in seinen Anblick. Sie starrten ihr Gegenüber an, als sähen sie einen Nachtmahr, dann wieder griffen sie mit hastigen Gesten zu, packten einander, sprachen laut und dumpf wie Freunde. Wie Betrunkene. Wie Kranke.

Was man ihnen auch sagte, sie verstanden es als Gemeinheit, lachten gemein und zahlten sofort zurück. Und jeder von ihnen schien so in seine inneren Gesichte verstrickt zu sein, schien so ausschließlich seinen inneren Stimmen zu folgen, dass es keinen Zweck hatte, mit ihnen sprechen zu wollen. Sie bitten zu wollen. Es war, als ob sie einem Auftrag folgten.

Für sie waren Uthman und Joshua keine aus ihrer Gemeinschaft. Es waren kaum Menschen. Nicht einmal Tiere. Man musste mit ihnen nicht sorgsam umgehen. Dass sie am Boden lagen, schien Beweis genug dafür, dass sie etwas ausgefressen hatten. Dass sie es verdient hatten, verschnürt zu sein wie Bündel von Stroh.

Die Stimmung stieg weiter. Ein Paar umarmte sich und küsste sich, aber so, als prallten zwei Strohsäcke gegeneinander, ohne Rührung und Gefühl. Ein Mann mit

kurzen, schwarzen Fransen und einem fast runden Mund hob der Einfachheit halber den Weinkrug an seine Lippen und trank ihn mit einem Zug leer. Ein junger Bursche, dem die Filzkappe über die Augen gerutscht war, brüllte auf. Wie vernarrt in sich selbst, brabbelten andere vor sich hin und schlugen unvermittelt ihrem Nachbarn auf die Schulter.

Sie hoben eine Last, obwohl sie unbeweglich saßen, es spielte sich in ihren Mienen ab. Sie redeten jemandem etwas Geheimnisvolles ein. Oder sie packten die Frauen und verbargen ihr Gesicht an ihrem wie Verlorene.

Was sahen sie? Was dachten sie? Von welchem Horizont wurden ihre Blicke begrenzt?

Uthman und Joshua wussten es nicht. Sie waren Fremde.

Joshua dachte daran, dass in den alten Schriften die Seele des Menschen mit einer Braut gleichgesetzt wird, aber hier war die Braut abwesend. Nur der Bräutigam saß da und trank. Die Braut hatte sich in Erwartung des Unheils bereits zurückgezogen. In ihrer Person allein hatte die Hoffnung der beiden Gefangenen gelegen, so, wie sie dagesessen hatte, mit ruhigem Leib, mit halb gesenktem Kopf, den ein Seidentuch schmückte, mit dem stillen Lächeln ihrer schönen Lippen. Die Braut war gegangen. Und so erwarteten sie mit Schrecken das Ende des ersten Rausches.

Der Moment kam. Die Musik setzte aus. Tänzer und Trinker, Esser und Kinder hielten inne und setzten sich erschöpft, oder sie standen erschöpft auf. Ein junger Bursche hielt den Becher an den Krug eines anderen und schaute dabei zu Boden, als schäme er sich. Dann trank er. Es war ihr Anführer. Ein Kerl mit dicken Backen und weit auseinander stehenden Augen, ein Lächeln auf den vollen Lippen. Er stand auf, und sein Hocker fiel polternd um. Er schwankte kaum merklich.

Er verlangte Ruhe und bekam sie. Auch ihr Mundschenk, ein Bauer mit schläfrigen Augen, der unaufhörlich nachgeschenkt hatte, hielt jetzt inne.

Der Anführer hob die Hand, wendete sich theatralisch um und deutete auf die in der Ecke des schmutzigen Gastraumes liegenden Gäste der Herberge. Uthman und Joshua konnten sich in ihren Fesseln nicht rühren.

»Diese da«, sagte er, »sind unser Unglück. Sie waren es schon immer. Schon immer haben sie uns ausgesaugt.«

»Das ist wahr, Joseph.«

»Sie haben das Brunnenwasser und das Vieh vergiftet, sie haben den Hagel vom Himmel über den Feldern herabgewünscht, sie haben die Erde unfruchtbar gemacht.«

»So wahr, wie wir hier sitzen, Joseph.«

»Wir Landleute wissen, wovon wir sprechen. Denn haben wir etwa nicht eine Missernte nach der anderen? Wird unser Korn überhaupt noch jemals trocken? Es verfault in der Nacht. Wer weiß das besser als wir? Sie da, diese beiden, sind schuld daran. Wer sonst sollte das getan haben?«

»Aber wir kennen sie doch gar nicht!«, rief eine junge Frau mit bebendem Busen.

»Oh doch! Ich kenne sie! Es sind die Juden, die unser Unglück darstellen. Und es ist gleich, ob sie diese sind oder jene. Alle Juden sind das gleiche Pack!«

Ein Kind krächte: »Schneidet ihnen die Zunge heraus, schneidet ihnen die Zunge heraus, damit ihr Mund noch mehr vom Schwein fressen kann.«

»Bist du still!«

Joshua verfluchte zum ersten Mal in seinem Leben sich selbst. Und auch seinen Gott, denn er, der Unaussprechbare, half ihnen nicht. Adonai, den die verfluchten Christen sogar auf Bildern darstellten, weil sie es nicht begriffen, er war weit, und er half ihnen nicht. Und sie selbst hatten sich nicht helfen

können. Es war nicht die *lubricitas vitae*, die Unsicherheit des Daseins, die sie überlistet hatte. Sie waren einfach dumm gewesen. Wie Schwachsinnige waren sie blind in diese Falle getappt.

Wie hatten sie dieser Stadt trauen können? Zu spät hatten sie von der Hochzeit erfahren. Der Wirt sagte nichts. Der Mob der guten Leute war plötzlich da. Und mit ihm die Spieße und das Feuer. Und die geschlachteten Schweine und geköpften Schwäne, gerupft und mit Speckringen umwunden. Und schon standen Uthman und Joshua im Gasträum und wurden angehalten.

»Wohin so eilig?«

»In die Stadt. Wir müssen arbeiten.«

»Zu so später Stunde?«

»Was geht es Euch an? Wir haben unsere eigenen Geschäfte.«

»Was sind denn das für Geschäfte?«

»Bauern fressen.«

»Aha! Das dachte ich doch!«

Und schon waren sie umringt von der Menge – junge, kräftige Landleute mit pausbäckigen Gesichtern, strohfarbenen Haaren und großen Augen. Man hielt sie mit Pranken fest und band sie. Und als Uthmans Krummschwert unter dem Umhang zum Vorschein kam, johlte die Menge.

»Ein Jude! Ein Heidenschwein!«

»Wir wollen ihn am Spieß braten, wie die Sau!«

»Aber erst saufen wir!«

Man hatte sie gebunden und in die Ecke des Gasträum geworfen. Dort fast vergessen, bemühten sich die beiden Gefährten, die Fesseln zu lockern und schließlich zu lösen. Aber sie schnitten nur noch tiefer ins Fleisch.

»Wie können wir bloß Henri erreichen«, flüsterte Uthman.
»Diese einfältigen Menschen massakrieren uns sonst noch in ihrem Suff und Aberglauben.«

»Es ist Suff, aber kein Aberglauben, der sie antreibt«, flüsterte Joshua zurück. »Es ist die Meinung, die alle haben. Man hat es ihnen lange eingetrichtert. Jetzt wissen es alle – wir sind schuld an allem, was schief geht.«

»Ja, ja. Aber diese Einsichten nützen uns nichts. Was machen wir?«

»Wir können gar nichts tun. Abwarten.«

Jetzt kreisten wieder die Krüge und Kannen. Frauen wagten sich allein auf die Tanzfläche. Auch von ihnen torkelten einige bereits. Und Joshua dachte: Wenn die Frauen betrunken sind, dann schwankt die Welt.

Sie zerrten an ihren Fesseln. Uthman zog die Beine an und bewegte sich, weil das Blut abgeschnitten war, Joshua begann, die Fesseln an einem Kieselstein zu wetzen, der auf dem Boden lag. Aber sie wussten schon, dass es keinen Erfolg haben würde.

Man hatte wieder von ihnen abgelassen. Der Bräutigam musste einen Streit schlichten, der in eine Prügelei ausartete. Die Kampföhne stürzten nach draußen, fielen erneut übereinander her. Gäste kamen und gingen. Uthman versuchte, die Blicke des Wirtes zu finden, musste er seine Gäste nicht schützen? Der Wirt blinzelte auch zu ihnen hinüber, aber dann wendete er sich schnell ab. Nein, von ihm, der ein Geschäft mit den Feiernden abgeschlossen hatte, war nichts zu erwarten.

Joshua hatte es aufgegeben, die Fesseln am Stein zu wetzen, es führte nur dazu, dass seine Hände blutig aufrissen. Uthman dachte an alle Befreiungsversuche, die er in seinem Leben durchgeführt hatte. Er ließ sie an sich vorbeiziehen. Aber er fand in der Erinnerung nichts, was jetzt helfen konnte.

Nur Henri konnte helfen. Aber er war nicht bei ihnen. In dieser hilflosen Zeit war er nicht bei ihnen. Verzweifelt dachte Uthman weiter nach. Was konnte sie bloß retten?

»Wir müssen abwarten«, flüsterte Uthman. »Wenn sie uns holen, müssen sie uns die Fesseln abnehmen. Dann kommt vielleicht eine Gelegenheit. Sehen wir weiter.«

»Mir stirbt das Blut in den Armen«, flüsterte Joshua zurück.

»Wälz dich hin und her, dann fließt es wieder«, riet Uthman.

Nach einer Weile kamen die Gäste, die den Raufbolden zugeschaut hatten, wieder in den Schankraum zurück. Die Kämpfenden blieben draußen, man hörte ihr Geschrei. Die Gäste beachtetten die beiden Gefangenen nicht, es war, als seien Uthman und Joshua nicht mehr anwesend.

Wenn wir aufstehen könnten, dachte Uthman, und hinausgingen, sie ließen uns ziehen. Denn vielleicht ist ihr Hass gegen uns gar nicht groß genug.

Aber Joshua registrierte mit Hass erfüllte Blicke einiger Gäste. Jemand ging an ihnen vorbei und spuckte ihnen ins Gesicht. Dann torkelte er hinaus, um zu urinieren.

Joshua war verzweifelt. Auch er dachte an gefährliche Situationen in der Vergangenheit. Es hatte sich immer eine Lösung ergeben. Aber das hier schien hoffnungslos. Sie konnten nur abwarten und darauf hoffen, dass man glimpflich mit ihnen verfuhr. Aber dann stiegen all die schrecklichen Bilder in ihm auf. Von Pogromen, von Verwüstungen, Schändungen und Mord.

Joshua zitterte vor Schwäche und vor Wut. Er flüsterte: »Uthman, erzähle mir was. Sonst verliere ich meinen Mut.«

»Was denn?«

»Irgendetwas. Eine Geschichte, die mich tröstet.«

»Gut. Ich erzähle dir etwas. Es wird auch mich aufbauen. Es ist eine Anekdote um Aischa. Du weißt, dass sie Muhammads, Gottes Friede sei mit ihm, Lieblingsfrau war. Er diktierte ihr

die Hadits, die Aussprüche des Propheten, sie wurde die Mutter der Gläubigen genannt.«

»Ja, ich weiß.«

»Eines Tages geriet sie in den schlimmsten Verdacht. Man behauptete, sie habe Muhammad betrogen.«

»Und er? Glaubte er den Verleumdungen?«

»Er war sich nicht sicher. Er musste es erst herausfinden. Aischa war seine Gefangene und die Gefangene der gesamten Al Arabia. Sie traten eine Reise an.«

»Geht es gut aus?«

»Ja.«

»Gott sei Dank! Ja, erzähle davon.«

Uthman räusperte sich, dann erzählte er.

»*Es war an einem bestimmten Morgen.* Schlaftrunken richtete sich Aischa auf. Ihr Lager war feucht vom Schweiß ihrer nächtlichen Träume. Sie schlief nackt und zog rasch ihr grünes Gewand über. Jetzt war es Zeit, das wusste sie. Jetzt folgte die Entscheidung – so oder so. Vielleicht führte Muhammad, Gottes Friede sei mit ihm, sie auf den Richtplatz. Wer dort ihre Richter sein würden, ahnte sie nicht.

Aischa trat nach draußen, Muhammad führte sie vor die gemauerten Tore der Stadtoase, dorthin, wo die Dattelpalmen sich flüsternd wie strafende Imame bewegten. Die Morgensonne vergoldete die umliegenden Hügelränder, und von dort blickten tausend Augenpaare auf sie herab.

Ein Sturm der Gefühle ergriff sie. Sie hörte das Schnauben der Tiere, kehlige Männerrufe, das Knattern von Fahnen und Tüchern. Aus den schwarzen Rundzelten aus Ziegenhaar der nabatäischen Bedus, die vor den Toren lagerten, kamen leise, hohe Gesänge von Mädchen und der gleichförmige Klang ihrer Steinmörser, mit denen sie Hirse und Ginger zerstießen. Weihrauchschwaden drangen aus den Öffnungen der Zelte, Feuer prasselten, Hirten schleppten in Holzkübeln schäumende

Kamelmilch für hungrige und durstige Kehlen umher, Lämmer schrien nach den Muttertieren.

Hier ist meine Heimat, dachte Aischa, mein wildes Heim, das ich nie verlassen werde. Aber heute muss ich es. Denn alle diese Menschen dort drüben wollen, dass ich sie begleite.

Aischa musste ihre Furcht niederkämpfen.

Gottes Prophet Muhammad hatte ein Pferd für sie satteln lassen. Auch er ritt sein Lieblingspferd. Die anderen, außer Ali, Umar, Zayd und Abu Bakr, saßen auf Kamelen, einige wenige Frauen der Anführer unter seidenen Baldachinen. Aischa verwunderte sich, dass drei Frauen die Reise mitmachten, die beim Gelübde in der Senke von Aqaba dabei gewesen waren. Die Männer trugen ausnahmslos weiße Gewänder, die aus zwei großen Stoffen bestanden, deren eines um die Hüften, das andere um die Schultern lag, und sie schienen bis auf ihr Kurzschwert, das ausschließlich zur Jagd diente, unbewaffnet.

Muhammad blickte Aischa gütig an, sie sah jedoch die Schatten in seinen Augen. Wohin ging die Reise? Muhammad hatte ihr noch nicht verraten, wie er den Vorfall mit Sawfan ibn Muattal bewertete, wie sein Gott geurteilt hatte, wie er sie zu behandeln gedachte.

Welches Schicksal erwartete sie an seiner Seite? Aischa ahnte, dass er es ihr in den nächsten Tagen, unterwegs in der strafenden Zone von Wüstensand und strengem Himmel, verraten werde. Und sie bemerkte, dass die Gepäckstücke auf den mitgeführten Tieren auf einen langen Weg hindeuteten.

Untreue Frauen wurden in der Arabia gesteinigt. Und was sollten die vielen mitgeführten Opferkamele bedeuten? Vielleicht war es eine Reise ohne Wiederkehr.

Aischa hatte Sawfan ibn Muattal nicht wieder gesehen, aber gehört, er sollte freigelassen werden und müsse Medina für alle Zeit verlassen. Aischa verspürte Hoffnung, dass ihr Ruf

wiederhergestellt werden könnte, aber wenn sie zu Umm Salama hinüberblickte, die aufgestiegen war, weil sie ebenfalls an der Reise teilnahm, spürte sie Zweifel. Muhammad hatte Aischa zurückgestuft. Sie musste den Platz an seiner Seite jetzt mit ihrer größten Rivalin teilen. Aischa versank in bittere Gefühle. Aber dann setzte sich die Karawane in Bewegung, und sie wurde mitgerissen von der Wucht des Aufbruchs von tausend Menschen und Tieren, die nach Süden zogen.

Nach Süden?

Dort lag die endlose, Tod bringende Wüste des Utaybah. *Und dahinter nur Mekka!*«

Uthman musste eine Pause machen, sein Hals war trocken, er schluckte. Noch immer wurden sie nicht von den Gästen beachtet, die weiter tranken, sangen und lärmten.

Joshua sagte leise: »Wenn es dich zu sehr anstrengt zu sprechen, dann höre auf. Aber es ist schön, deiner Stimme zu lauschen, mein Uthman. Sie bannt die Gefahr.«

»Ich erzähle weiter, mein Joshua.«

Uthman brachte sich in eine etwas andere Position. Dann sprach er wieder.

»*In den ersten Stunden nach dem Aufbruch durchquerten sie das Gebiet des Bir al Macht.* Es war ein unwegsames Gelände, in dessen Tälern aber Flechten und weiße Grashalme wuchsen. Dann kam die Wüste. Im Reich des Schweigens hörte Aischa tagsüber nur das leise Singen des Windes und das Knirschen des Sandes unter den Hufen der Kamele. Sie ritt hinter Muhammad und Umm Salama, sie wurde eingerahmt von Ali zur Rechten und von Zayd. Während des ganzen ersten Tages versuchte sie nicht, mit dem Propheten Worte zu wechseln, und sie befragte auch ihre anderen Begleiter nicht. An der triumphierenden Miene von Umm Salama erkannte sie, dass vermutlich nur sie selbst im Unklaren darüber gelassen wurde, welches Ziel die Karawane hatte.

Aischa zwang sich zur Gelassenheit, sie würde es schon noch erfahren, das Fragen verbot sie sich. Und in ihrem Inneren spürte sie auch einen neuen Gleichmut, alles lag in Allahs Händen, alles kam so, wie es kommen musste. Und Allah ist immer gerecht.

Mektub, dachte sie, alles steht bereits aufgeschrieben.

Als der Gluthauch des nie ruhenden Windes endlich verebbte, die Sonne in Hitze und Schönheit versank und die schwarze Dunkelheit über den äußersten Rand der bewohnten Welt hereinbrach, hatten sie ein Wasserloch erreicht und füllten das frische, wenn auch bräunliche Nass in die Ziegenhautschläuche. Zuerst wurden die Tiere versorgt, sie ließen ihre schweren Leiber zu Boden gleiten und verschmolzen mit dem Braun und Grau des Wüstenbodens. Die Männer machten Feuer und saßen mit untergeschlagenen Beinen in den Lichtinseln, die brennende Hölzer und getrockneter Kamelmist erzeugten.

Vor dem Mahl dankten sie Gott, aßen kleine Fleischbrocken mit Fladenbrot und tranken warme Kamelmilch. Bilal sang ein schwermütiges Lied, das die Sterne rührte, danach rezitierte jemand die Suren des heiligen Buches. Aischa ließ ihre Blicke über die Gesichter gleiten, auf denen der flackernde Feuerschein tanzte, besonders über ein Gesicht. Aber es war ihr versperrt. Muhammad kümmerte sich nicht um sie.

Meine wilde Heimat, dachte sie. Auch die Menschen sind darin hilflos eingeschlossen. All dies wird einst in meinem Buch von Allah zu lesen sein.

Wohin ging die Reise?

... Und der Engel mit dem Flammenschwert vertrieb Adam und Hawa aus dem Garten Allahs, seither lebt der Mensch in Knechtschaft. Und auch die Bilqis von Saba in ihrer silbernen schimmernden Stadt, die auf vier Metallsäulen ruhte, musste

ihr Schloss aus Gold, Elfenbein und Edelsteinen verlassen, und unser blühendes Land verfiel...

Aischa lauschte einem der mitreisenden Legendenerzähler mit länglichem, faltigem Gesicht, bläulichen Lippen und dünnen Fingern, denen sie schon als Kind leidenschaftlich gern zugehört hatte. Sie hatte immer die reine Poesie der Sätze empfinden können. Sie wusste, dass alle Menschen solche wehmütigen Überlieferungen hatten, Christen und Juden und Araber gleichermaßen, oft waren es die gleichen Erinnerungen, und dennoch bekämpften sie sich in diesen Zeiten bis aufs Blut. Welch eine fremde Welt! Wohin ging diese Reise?

Aischa dachte nur ungern daran zurück. Wie klein war sie sich erst vorgekommen, als Muhammad, Gottes Friede auf ihm, sie aufforderte, die Wahrheit über den Vorfall mit Sawfan zu sagen. ›Bereue es vor Gott, er nimmt die Reue seiner Diener an!‹, hatte Muhammad eindringlich gesagt. Aber sie fühlte sich zu armselig, als zu erwarten, dass Gott wegen ihr Koranverse herabsenden könnte, die man später in den Moscheen rezitieren und beim Gebet sprechen würde. Aber sie hatte doch gehofft, dass Muhammad im Traum etwas sehen oder Gott ihm etwas mitteilen möge, um die Verleumdungen abzuwenden.

Denn *Er* – musste *Er* nicht ihre Unschuld kennen?

Sie hatte ihre Eltern angesehen, aber von ihnen war nichts zu erwarten gewesen. Ich kenne, dachte Aischa, keine Familie, die so viel gelitten hat wie die Familie meines Vaters in jenen Tagen. Als ich sie so hilflos schweigen sah, weinte es in mir, als täte sich eine nicht mehr versiegende Quelle auf. Und ich dachte, ich müsse mich in Geduld üben. Und Gott um Hilfe bitten gegen das, was man über mich aussagt. Aber ich fühlte mich so klein und unnütz. So verraten vom ganzen Leben. In diesen Zustand, dachte Aischa, möchte ich nie mehr geraten.

Die Nacht sank herab. Die Männer streckten sich am verglimmenden Feuer im weichen Sand aus, die Frauen gingen

in ihre Zelte. Auch Muhammad hatte ein eigenes Zelt. Zu ihm kam in dieser Nacht Umm Salama.

Muhammad hatte für Aischa ein Zelt auf der anderen Seite aufschlagen lassen, es war weit genug entfernt von seinem, aber Aischa konnte nicht schlafen und sah noch lange die Schatten von Muhammad und Umm, wie sie sich verschlangen und lösten, verschlangen und lösten...

Aus der Tiefe der Wüste kam in dieser Nacht nichts, kein Hauch. Die Dunkelheit bedeckte Aischa schließlich wie mit einem Tuch, sie hatte Angst, es könne ein Grabestuch sein, und schlief erst vor dem Morgengrauen ein.

Am nächsten Tag, als der Schlaf geflohen, der Traum zu Ende und das Morgenrot vorüber war, ging es mit den ersten, schon wieder stechenden Sonnenstrahlen weiter. Die Schleier der Nacht rissen auf, der Himmel wurde rot wie eine glühende Rose, an den Rändern dunkelblau. Er zerschmolz wie Salböl.

Aischa konnte sich nur widerstrebend entschließen, aufzustehen, sie spürte die Gefahr um sich herum.

Die Dschesiret al-Arab, die Insel der Araber, lag vor ihnen, wie sie immer dagelegen hatte, bereit zum Vergeben – und zum Töten. Nicht nur, dass sich hier wie in alten Zeiten Ziehbauern und Beduinen, Sesshafte und Nomaden auf Blut und Dolch gegenüberstanden hatten, die Natur selbst hatte ein Übriges getan. Davon zeugten auch die Haufen ausgebleichter Knochen, denen sie unterwegs immer wieder begegneten.

Aber Aischa spürte auch die Schönheit der Wüste, ihrer Heimat. Wenn die bizarren Kamele auf ihren langen Beinen über die goldenen Sandhügel stakten, gezogen von den weißen Gestalten, deren Spuren im Sand sie folgten, dann spürte sie in diesen Bildern ihre eigene sinnliche Kraft. Sie war ein Kind des Landes der Stille, dieses leeren Viertels der Welt.

Auf dem Weg hörte sie den Propheten sagen: *›Ein Araber ist einem Fremden nicht überlegen, noch ein Weißer einem Farbigen. Nur ihre Güte und ihr Glaube erheben die Menschen über andere Menschen.‹*

Aischa spürte ein warmes Gefühl. Das war ihr Muhammad! Welch ein wunderbarer Mensch! Aber jetzt schien sie keinen Zugang zu ihm zu haben. Sie konnte nicht an seine Seite treten, wie sie es immer getan hatte, und ihn berühren. Sie war wie gelähmt. Sie konnte nicht zu ihm sprechen, so, als sei ihr der Mund zugewachsen. Er hatte keine Liebe mehr für sie. Sie ritt hinter ihm weiter, eine Fremde in einer fremden Spur.

Aber sie schickte sich in den Gang der Dinge. So, wie es war, würde es nicht bleiben. *Ist es nicht so, dachte sie, das Einzige, das immer wiederkehrt, ist die Veränderung?«*

Uthman musste seine Erzählung beenden.

Denn jetzt kamen die Trunkenbolde, die Raufbolde, die Unbelehrten von draußen zurück. Sie waren zerschlagen, aber noch nicht gesättigt. Sie begannen, unmäßig zu trinken. Einige von ihnen konnten kaum noch stehen.

»Deine Erzählung gibt mir Mut«, flüsterte Joshua. »Immer wieder gibt es eine Veränderung, ist es nicht das, woran die Frau des Propheten glaubte? Wenn es das nicht gäbe, könnten wir manchmal verzweifeln – so wie jetzt.«

»Ja«, sagte Uthman. »Aber die Christen denken anders. Henri denkt anders. Für einen Christenmenschen ist jede Veränderung verdächtig. Alles Neue, nicht durch die Tradition Geadelte, erregt Verdacht. Sie verurteilen ihre Ketzer mit dem Vorwurf, *novi doctores* zu sein, unerhörte Neuerungen zu wollen. Wert besitzt in ihren Augen allein das Alte, das Gleichbleibende.«

»Um Gottes willen«, warf Joshua ein. »Sag nicht so etwas! Ich will, dass sich an unserer Lage etwas ändert, und zwar sofort. Wie kann ich Veränderungen verachten?«

»Die Christen haben nie gelernt, sowohl beim Alten wie beim Neuen, zwischen Gutem und Bösem zu unterscheiden«, sagte Uthman. »Sie halten einfach das Alte für besser als das Neue. Die Veränderung gilt ihnen nicht als Würde.«

Joshua sagte: »Ich muss Henri darüber befragen, ob es stimmt, was du sagst. Wahrscheinlich wird er dich als sarazenischen Aufschneider betiteln.«

»Nein, das tut er nicht. Obwohl er es vielleicht denkt. Er ist eben einer von den erträglichen Christenmenschen.«

Die Gäste im Schankraum schrien jetzt lauter durcheinander. Gläser klirrten, Zinnbecher fielen zu Boden. Sie schrien sich an. Der Kampf draußen hatte sie nur noch mehr angestachelt. Einer zeigte mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf die beiden Gefangenen.

»Joshua!«, flüsterte Uthman. »Wir warten, bis sie unsere Fesseln gelöst haben. Dann mache mir nach, was ich vormache.«

Die Männer kamen auf sie zu. Sie dachten gar nicht daran, ihre Fesseln zu lösen.

Zwei von ihnen hatten von dem Schwein, das sich am Spieß auf offenem Feuer drehte, Stücke herausgeschnitten. Sie dampften noch und rochen stark.

»Stopft es ihnen ins Maul«, schrie der Bräutigam, »dann sehen wir ja, ob sie Juden sind oder ob sie es fressen.«

»Ja, stopft es ihnen ins Maul!«

Man zerrte die beiden aus ihrer liegenden Haltung und setzte sie mit dem Rücken an die Wand.

»Lasst uns frei, sonst töte ich Euch, das schwöre ich!« Uthman sprach ganz ruhig. Und sie hielten einen Moment verduzt inne. War dieser Mensch vielleicht doch zu gefährlich?

Aber dann schlug einer der Männer mit ganzer Kraft zu. Uthmans Kopf wurde zur Seite geschleudert. Als er wieder geradeaus blicken konnte, blutete seine Nase.

Die Männer packten die Gefesselten. Je einer griff in ihre Haare und hielt den Kopf, je ein anderer umklammerte ihren Hals. Je zwei andere rissen ihnen die Münder auf. Die Gefangenen konnten sich nicht wehren. Man stopfte ihnen die triefenden Brocken des Schweinefleisches in den Mund. Noch mehr und noch mehr. Die Gefangenen begannen zu würgen.

»Fress! Und schluckt, ihr verdammten Juden!«

Die Gefangenen hätten es auch dann nicht geschafft, das Fleisch zu essen, wenn es sie nicht abgrundtief geekelt hätte vor dem unreinen fetten Fleisch des unreinen Tieres.

Es war eine Tortur.

Beide begannen, die fetten Brocken auszuspeien. Sie spuckten, husteten und spuckten wieder.

»Da seht ihr es!«, rief Joseph, der Bräutigam. »Ich sag's doch! Sie sind verdammte Juden!«

»Packt sie! Dreht sie am Spieß über dem Feuer! Wir werden ihnen zeigen, unsere Schweine zu verachten!«

»Wir braten sie selbst wie Schweine! Mit einer schönen, braunen Kruste.«

Johlend rissen die Männer Uthman und Joshua in die Höhe und schleppten sie zur Feuer stelle.

Die Männer legten noch Holz nach. Das Feuer loderte höher. Jemand holte einen Bottich mit Schmalz.

»Sie bleiben gefesselt«, befahl der Bräutigam. »Sonst kommen sie noch auf dumme Gedanken!«

Spätsommer 1316, die Untat

Als Henri überall in der Stadt vergeblich nach dem Schmied gefragt hatte, bekam er schließlich doch noch einen Hinweis. Henri hatte die Suche schon aufgeben wollen, offenbar hatte dieser John die Stadt verlassen, seinen bestellten und bezahlten Rock aus feinem Tuch hatte er auch nicht nach drei Tagen abgeholt. Henri begegnete einem Schafhirten, der von den Feldern im Westen kam, dort, wo das Stadttor nach Douarnenez lag. Ohne den Mann zu fragen, sagte der im Vorbeigehen plötzlich mit einer Stimme, die das Sprechen gewohnt war: »Und die Schreie habe ich doch gehört. Ja, die Schreie. Es kommt zum Kampf.«

Henri hatte Minderbemittelte immer mit Mitgefühl angesehen. Hatte der Herr Jesu sie nicht zu Auserwählten erkoren, die Weisheit besaßen? Er sagte im Vorbeigehen, ohne ein Gespräch zu wollen: »Ja, du hast Recht, Alter. Die Schreie nehmen überall zu.«

»Nicht wahr?« Der alte Schafhirte nickte eifrig. »Es hallte ja aus allen Löchern, aus den Brunnen, aus den Rissen in der Erdscholle: John, John, warum hast du mich verlassen? Er ist gekreuzigt worden!«

Henri blieb stehen, hellhörig geworden.

»Die Stimme rief John?«

»John! John aus Tréguier! Ja, einen solchen John gibt es wirklich. Aber dort, wo er wohnt, hört man die Schreie nicht.«

Henri ging zwei Schritte hinter dem Schafhirten her. »Halt, Alter! Warte. Was erzählst du? Weißt du, wo dieser John aus Tréguier wohnt?«

»Es kommt zum Kampf, mein Sohn.«

»Ja, ich weiß. Was ist mit diesem John?«

»Er ist ja mein Nachbar!«

»Kannst du mir den Ort zeigen?«

»Nein. Ich muss meine Schafe durch den Ort bringen. Am anderen Ende wieder hinaus auf die Herbstweide. Dieser Herbst wird kalt werden, und der Winter kommt früh. Und ich rieche es schon, dass die Wölfe durch die Stadttore springen werden. Und was dann? Wer hilft uns dann? Denn John hat ihn verlassen, der unschuldig ist.«

»Ihn verlassen? Wen meinst du?«

»Den, den er gefangen hat. Er schreit ja jeden Tag. Es ist der Gekreuzigte.«

»Alter, wenn du nicht mit mir kommen willst, dann sage mir wenigstens, wo du wohnst!«

Der Alte sagte: »Warum? Es ist einerlei. Ich bin mal hier, mal dort. Die Schöpfung ist für alle da.«

»Aber John wohnt doch dort!«

»Das sage ich ja, er wohnt dort, er ist aus Tréguier.«

»Wo wohnt er?«

»Am Place au Beurre. Hinter dem Bischofspalast. Das kleine rote Haus mit einer schönen Wiese davor. Manchmal lässt er meine Schafe grasen. Aber jetzt ist er böse, und er läuft nur noch herum mit grimmigem Gesicht. Der Kampf! Ja, der Kampf!«

»Dort hast du diese Schreie gehört?«

»Es kommt zum Kampf«, flüsterte der Alte verschwörerisch. Dann hob er den Stock und dirigierte seine Schafe weiter. Ein schwarzer Hütehund sprang um die kleine Herde herum.

Henri zögerte. War der Alte nicht wirklich halb verrückt? Wenn man sein halbes Leben lang mit Schafen spricht, weiß man dann etwas, das einem Menschen weiterhilft? Er wollte sich schon abwenden. Dann aber dachte er erneut an den Herrn Jesus, der die Verrückten und die Weisen gleichgesetzt hatte.

Sie wissen mehr, als wir ahnen, sie drücken es nur anders aus als wir, dachte Henri.

Vielleicht hatte ihm der Schäfer doch einen brauchbaren Hinweis geliefert? Was konnte es schaden, es auszuprobieren? Er verlor dadurch keine wichtige Zeit.

Henri de Roslin ritt in die angegebene Richtung.

John aus Tréguier hatte wütend die Tür zum Hühnerstall zugeschlagen. Der Kerl schrie. Er hatte ihm Stroh ins Maul stopfen müssen. Warum tötete er ihn nicht gleich? John musste sich eingestehen, dass es ihn vor einer solchen Tat ekelte. Der Mann lag in seinem Unrat. Und er hätte ihn anfassen müssen.

Stattdessen war er zum Wandschrank gegangen und hatte die gestohlene Reliquie noch besser versteckt. Dann hatte er sie wieder herausgeholt. Er nahm sie aus dem silbernen Kasten, drehte sie in den Händen hin und her. Nein, er würde sie nicht an seine Auftraggeber ausliefern, sollte die Stadt pleite gehen. Sie gehörte ihm, er hatte das ganze Risiko gehabt. Er musste nur bald einen Käufer finden.

Und dann wollte er endlich diese Stadt verlassen. Er würde nach Paris fahren. Und dort das Geld mit beiden Händen ausgeben. Frauen, Wein, Hunderennen! Und dann diese Musik bis in die Nacht hinein! Das würde ihm gefallen!

John legte das Reliquiar auf seinen Strohsack. Er wollte es anschauen können, wenn er hereinkam. Wozu hatte er ein so schönes Stück, wenn er es nicht ansehen durfte? Er schlug nur eine schmutzige Decke darüber. Dann schloss er die

Fensterläden von innen und verriegelte sie, verriegelte seine Haustür besonders sorgfältig und ging.

John schlug den Weg zur Herberge an der Fernstraße nach Brest ein. Er hatte am Morgen eine gute Idee gehabt. Wäre es nicht großartig, mit den beiden aufgeblasenen Ordensrittern ein Geschäft zu machen? Er wollte ihnen sagen, dass er den Dieb gefunden hatte, aber dass der Splitter natürlich nicht kostenlos in die Kathedrale zurückwandern würde. Der Preis würde fürstlich sein. Geld haben sie alle, dachte er. Und wenn sie es nicht haben, dann besorgen sie es eben. Und sie geben es ständig aus. Für dies und für jenes. Diesmal bekomme ich es.

Als er die Herberge erreichte und erfuhr, dass die beiden Ordensritter nach Tréguier abgereist waren, verstand er es nicht. Sie ließen einfach alles im Stich? Hieß das nicht, sie hatten auch ihn fallen gelassen? Sie trauten ihm nicht zu, den Splitter zu finden? John war außer sich. Er trat gegen die Wand. Und als die Wirtin hinzukam, wäre er am liebsten über sie hergefallen.

Aber er hatte gelernt, sich zu beherrschen. Wer sich beherrscht, der herrscht. Das sollte sein Motto werden. Damit würde er in die Welt der Herren aufsteigen!

Wer sich beherrscht, der herrscht!

John tat freundlich. Er fragte, ob die Ordensritter etwas für ihn hinterlassen hätten. Nein, nichts. John wollte das Gespräch mit ihr. Er ließ sich von dieser Angélique erklären, wer nach dem Tod ihres Vaters die Offizin der Buchmaler weiterführen würde. Niemand, sagte sie, verwundert über sein Interesse. Ob er Buchmaler sei? Nein, Schmied.

John, der Schmied, dachte Angélique. Wo hatte sie den Namen schon gehört?

»Aus Tréguier?«

John verspernte sich sofort. Was fragte sie? »Warum willst du das wissen, Wirtin?«

»Ich will es gar nicht wissen. Es ist mir gleich. Du bist es, John, der mit mir spricht – nicht umgekehrt.«

»Wie geht es dem Gesellen des Buchmalers, der in der Werkstatt überfallen wurde? Die ganze Stadt bedauert ihn.«

Angélique imitierte ihn. »Warum willst du das wissen, John aus Tréguier?«

»Ach – auch mir ist es gleich! Ich frage nur so aus Freundlichkeit, Wirtin. Siehst du, wenn ich bisher zu deiner Herberge kam, konnten wir nicht miteinander sprechen, weil ich meinen Herren dienen musste.«

»Nun, es geht ihm besser. Er hat unendlich viel Glück gehabt, weil ein kleines Buch die Wut des Attentäters auffing. Aber er ist kein Buchmaler. Er war nur zufällig in der Werkstatt, weil ich ihn dorthin geschickt hatte.«

»Ach so.« John tat uninteressiert. Aber er fieberte vor Anspannung. Jetzt verstand er allmählich ein paar Zusammenhänge. »Er ist mit diesem Henri zusammen, nicht wahr, diesem Kaufmann, von dem alle reden? Ich sah ihn in seiner Offizin am Mont Frugy, wo ich einen feinen Rock bestellte.«

»Er ist sein Gehilfe, ja.«

Listig fragte John: »Ich wollte den Rock abholen, aber ich traf den Kaufmann Henri nicht an, und sein Gehilfe konnte nichts entscheiden. Wisst Ihr vielleicht, wo er sein könnte?«

Angélique spürte den falschen Unterton in Johns Stimme. Sie zauderte, sah aber keinen Grund, ihm diese Auskunft nicht zu erteilen. Es war nichts Verbotenes dabei.

»Er ist vom Domherrn damit beauftragt worden«, sagte sie, »den gestohlenen Kreuzsplitter zu finden. Deshalb ist er mal hier, mal dort. Er geht den Spuren nach, und er fragt so lange, bis er auf eine wirklich wichtige Spur stößt. Wenn er nicht in seiner Offizin ist, findet man ihn vielleicht bei seinen Freunden, die in einem Wirtshaus abgestiegen sind.«

Ich kenne den Ort, dachte John. Und er fragte scheinheilig:
»Ah. Wo liegt dieses Wirtshaus?«

»Am Kai in Richtung des Flüsschens Steir. Mir fällt gerade nicht ein, wie es heißt. Es hat eine Sandsteinfassade und steht zurückgesetzt. Davor sprudelt ein Brunnen.«

»Na gut. Vielleicht suche ich ihn auf, vielleicht auch nicht. Das kann ja warten. Aber der neue Rock soll mir gut stehen, und in einer Stadt wie Quimper kommt alles darauf an, dass man einen guten Eindruck hinterlässt.«

Angélique nickte. »Das mag schon sein.«

Dann gab es nichts mehr zu sagen, ohne sich verdächtig zu machen. John verabschiedete sich höflich und ging.

Auf der Straße überlegte er. Das Wirtshaus. Konnte er noch einmal wagen, dorthin zu gehen? Diesmal würde er es auch mit den beiden Mitstreitern Henris zu tun bekommen. John beschloss, auf jeden Fall dorthin zu gehen.

Er würde beobachten, was dort vor sich ging. Im richtigen Moment konnte er zuschnappen. Vielleicht schlug er alle Schmeißfliegen mit einer Klappe.

Henri erreichte das rote Haus. Er sah die abgegraste Wiese davor. Dahinter begann schon der Stadtgraben.

Henri band sein Pferd in angemessener Entfernung an einen Baum. Dann ging er im großen Bogen um das Haus herum. Ein heimlicher Beobachter musste ihn für einen Spaziergänger halten, der in Gedanken versunken war. Vielleicht betete er zu seinem Herrn. Man kannte ja die Gestalt Henris in Quimper inzwischen – ein Jäger der verlorenen Reliquie.

Als er hinter dem Haus war, lehnte sich Henri an die Stadtmauer und beobachtete es eine Weile. Es rührte sich nichts Verdächtiges. Er hörte auch keine Laute, schon gar nicht Schreie. Natürlich, dachte Henri, der Schäfer hatte wirres Zeug

geredet. Das Haus wirkte unbewohnt, zumindest im Moment verlassen. Henri überlegte. Dann ging er schnell auf das Haus zu und klopfte an die Haustür.

Nichts geschah.

Er klopfte noch einmal.

Da hörte er einen so markerschütternden Schrei, dass ihm ein kalter Schauer über den Rücken lief. Es war kein lautes Aufschreien, eher ein dumpfer Laut, aber voller kreatürlicher Pein und aus tiefsten Tiefen. Der Schrei lief in ein Röcheln aus, dann war Stille.

Henri blickte in die Richtung, aus der der Schrei gekommen war. Ein Stall, ein Hühnerhaus. Er drehte sich um. Hatte noch jemand diesen qualvollen Schrei gehört? Aber es gab keine unmittelbaren Nachbarn, nur in einiger Entfernung eine Kate. Hierher verirrte sich niemand. Er blickte zur Stadtmauer empor. Auch dort patrouillierten keine Wachsoldaten.

Kurz entschlossen übersprang Henri ein windschiefes Gatter, lief über die Wiese und erreichte den Stall. Er schob den Querbalken weg, der den Verschluss abschloss, und öffnete die Tür.

Drinnen war es stockfinster. Ein schlimmer Gestank schlug ihm entgegen. Er musste sich die Nase zuhalten.

»Hallo? Ist da jemand?«

Keine Antwort. Nicht das leiseste Wimmern. Henri trat ein. Und dann sah er alles.

Johns Antwort hätte lauten sollen: Wenn du versuchst, mich nachzuäffen, dann lege ich dich flach! Aber er hatte sich beherrscht. Er gratulierte sich dafür. Ja, er hatte das Geheimnis des Erfolges geknackt wie eine morsche Nuss. Er hatte begriffen. Jetzt war er auf ihrer Augenhöhe. Er würde Erfolg haben. Nichts schüttelte ihn jetzt noch ab.

Wer sich beherrscht, der herrscht!

Er stand hinter dem Wirtshaus, das sie ihm beschrieben hatte. Es war beinahe undenkbar, dass sich Henri de Roslin dort befand. Dort war ja die rauschendste Ballnacht im Gange, die er seit langem gesehen hatte! Wein, Weib und Gesang! Und eine zünftige Prügelei, bei der er selbst gern mitgemacht hätte.

Als alle wieder ins Haus getorkelt waren und eine seltsame, trügerische Ruhe eingekehrt war, wurde John doch neugierig. Ob er durch eines der Fenster hineinsehen konnte? Vielleicht machten sie sich alle zusammen über eins der jungen Dinger mit den prallen Möpsen her!

Er schaute hinein. Was er sah, stimmte ihn heiter. Sie machten sich einen Spaß. Immer gab es jemanden, der sich einen Spaß machte, dachte John, und immer gab es andere, auf deren Kosten dieser Spaß gemacht wurde. Aber so war es eben.

Dann sah er genauer hin. Das konnte doch nicht wahr sein! Er erkannte, dass die beiden Gefesselten, die man gerade an zwei Spieße binden wollte, die Gefährten dieses Henri waren. Er fuhr zurück. Was sollte das bedeuten?

Dann begriff er. Es waren Juden! Natürlich. Juden!

John wendete sich ab. Was ging es ihn an! Christusmörder sollten brennen. Das war nun mal ihr Schicksal. Als er schon einige Schritte gemacht hatte, um sein Pferd zu erreichen, hielt er plötzlich inne. Was wäre, dachte er, wenn ich mich hier verdient machte?

Der Gedanke ließ ihn nicht mehr los. Ich hole sie raus! Ich zeige mich als Freund! Sie werden mir ewig dankbar sein! Und auch Henri wird mir ewig dankbar sein, und sein Verdacht wird nicht auf mich fallen! Niemals wird auch nur der geringste Verdacht mehr auf mich fallen! Ich werde ihr uneigennütziger Lebensretter sein! Und vielleicht wird mich die Wirtin eines Tages dafür freiwillig lieben, dass ich Henris

Freund bin. Und der Freund von diesem Knapen des Templers. Dann gehöre ich dazu! Und alles, was ich an verwerflichen Dingen tue, wird vor ihren Augen unsichtbar!

Ganz überwältigt von diesem schlaun Gedanken, machte John wieder kehrt. Er tastete nach seinen beiden Dolchen. Sie saßen dort, wo Dolche zu sitzen hatten.

Nahm er es mit der ganzen Meute auf? Pah! Es waren Bauerntöpel! Doch so viele, wie es waren, so groß war auch die Gefahr, dass ihn einer erwischte.

Egal, dachte John. Dies ist eine einmalige Gelegenheit, und ich werde sie nutzen. Ich schleiche mich bei diesen Leuten ein, die meine Feinde sind.

Er lief jetzt hinüber zu dem Gebäude. Ich bin im Geschäft, frohlockte er.

Dann stieß er die Tür zur Schänke weit auf.

Henri hätte es nicht für möglich gehalten, ein solches Bild ansehen zu müssen.

Er hatte als Knappe im Heiligen Land viele Menschen sterben sehen, er hatte Gefolterte gesehen, Verstümmelte, Verletzte. Aber sie hatten alle gewusst, wofür sie litten. Und sie hatten gewusst, wofür sie selbst Leid zufügten. Sie hatten ihren Gott angerufen, damit er die Tore zum Paradies weit auf stieß.

Das hier war anders. Das hier war die völlige Abwesenheit Gottes. Ein kleiner, hässlicher Krieg aus niedrigen Beweggründen, vielleicht auch ohne Grund und aus bloßer Lust an der Quälerei. Es war jedenfalls ein Ausdruck der Gewalt des Menschen, der sich an die Stelle Gottes gesetzt hatte.

Der Mann lag in Fesseln am Boden. Er konnte sich nicht bewegen. Er war nur noch Haut und Knochen. Ungeziefer

wimmelte über seinen Körper, sein Gesicht war eine einzige Fratze aus Pein, Angst und kreischendem Hass. Sein Mund war verbunden. Auf seinen Augen saßen weiße Würmer. Sein nackter Oberkörper war über und über bedeckt von Schwären, Eiterbeulen, blutenden Wunden.

Der Gefangene blickte ihn mit fast erloschenen Augen an. »Töte mich«, bat er mit rasselnder, vertrockneter Stimme. »Töte mich, ich flehe dich an.«

Henri überwand sich. Er ging in den Stall hinein, auf ihn zu, löste die Binde von dem Mund des Gefangenen und schnitt seine Fesseln durch. Der Gestank war bestialisch. Wie lange mochte der Bedauernswerte in seinem eigenen Unflat gelegen haben?

»Hat John dir das angetan?«, wollte er wissen.

Als Antwort kam nur ein Röcheln. Henri zog den Mann an den Beinen ins Freie. Dort lag er in der Sonne und rührte sich nicht mehr. Henri blickte sich um.

Er schrie: »Ist hier jemand, der mir helfen kann?«

Kein Laut. Henri sah, wie das Herz des Gefangenen unter der durchscheinenden Haut und den spitz hervorstehenden Rippen schlug, als säße ein Tier in seinem Körper, das auskeilte. »Halte durch!«, sagte Henry. »Ich hole einen Medicus. Wir bringen dich in ein Spital!«

Er wollte sich schon abwenden, da bemerkte er, wie der Mann ein letztes Mal röchelte. Sein geschundener Körper versuchte, sich noch einmal aufzubäumen, noch einmal verließ ein qualvoller Laut seine blasigen Lippen. Dann zuckte er und streckte sich. Sein Herz schlug nicht mehr. Er lag still.

Henri dachte verzweifelt: Warum bin ich nicht eher gekommen? Nur eine Stunde!

Er ging noch einmal in den Stall hinein, um nach etwas Ausschau zu halten, mit dem er den Toten bedecken konnte. Da er nichts fand, legte er seinen Umhang über ihn.

Dann ritt er zurück in den Ort, alarmierte den Medicus, der schon Sean gepflegt hatte, und ließ den Toten abtransportieren. Er sandte einen Boten ins Stadthaus, auch der Stadthauptmann wurde eingeschaltet. Ein Karren des Schinders brachte den Unbekannten ins Leichenschauhaus.

Niemand wusste, wer der Bedauernswerte war. Aber wenn er kein völlig Fremder gewesen war, würde sich seine Identität bald herausstellen.

Henri blieb noch am Tatort und sah sich in dem Haus um. Er ließ sich dazu die Erlaubnis des Stadthauptmanns erteilen. Vielleicht fand er einen Hinweis auf den Bewohner des Hauses. Ein Stadtbote brach den Türriegel auf und beließ den Eisenriegel in seiner Halterung, damit der Einbruch nicht gleich bemerkt wurde.

Henri durfte sich allein im Haus umsehen. Die Stadtleute zogen schließlich ab.

Das Erste, was Henri bemerkte, waren die vielen Arbeitswerkzeuge auf Gestellen und am Boden. Brecheisen in allen Größen, Hämmer, Zangen, Flansche. Wozu brauchte der Bewohner all das? Hatte er einen Baubetrieb? Dazu hätte es aber auch anderer Utensilien bedurft, er hätte Baumaterial, entsprechende Kleidung, Transportmittel finden müssen.

Henri besah sich alles neugierig und mit innerem Widerwillen. Er machte einen Wandschrank auf, dort war es schmutzig, voller Staub und Spinnweben. Jemand hatte vor kurzem etwas herausgenommen. Henri sah die Schleifspuren durch den Staub und eine Stelle, auf der etwas gestanden hatte, was jetzt nicht mehr da war. Ein länglicher Kasten. Wahrscheinlich ein Vorratskasten oder ein Brotkasten zum Schutz gegen die Mäuse.

Henri wollte keine unnötigen Spuren hinterlassen und schloss den Wandschrank wieder. Er sah sich in dem karg möblierten Raum um, ließ aber alles so, wie es stand. Das Strohlager

machte einen unberührten und schmutzigen Eindruck. Henri glaubte auch nicht mehr, dass eine genauere Untersuchung der Hütte etwas Brauchbares zutage fördern könnte. Wenn der Bewohner zurückkam, sollte nichts darauf hinweisen, dass jemand in seinem Wohnraum herumgeschnüffelt hatte.

Nun gut, dachte Henry, der Gefangene ist nicht mehr da. Er wird also schnell merken, was hier los ist. Dass jemand ihm auf der Spur ist. Und wenn er etwas zu verstecken hat, dann wird er es sofort tun. Wir müssen dieses Haus also überwachen.

Henri trat ins Freie. Er blickte zu der benachbarten Kate hinüber, die in einigem Abstand zu sehen war. War dies das Haus des Schafhirten? Er hatte ihm erst diese Spur gewiesen. Henri ging hinüber. Die Wiese war zunehmend mit Schafskot bedeckt. Hinter der Hütte stand eine kleine, geduckte Kirche mit breitem, niedrigem Turm. Er rief nach dem Priester. Niemand antwortete.

Wie oft sind die geistlichen Herren nicht da, wenn man sie braucht?, dachte Henri. Gedankenverloren ritt er nach Quimper zurück.

Uthman und Joshua zerrten wild an ihren Fesseln. Sie hatten schon so viele Gefahren überwunden, es konnte nicht sein, dass ein Haufen betrunkenen Landtölpel ihnen den Garaus machte! Sie wollten es nicht wahrhaben.

»Nehmt uns die Fesseln ab, ihr Wahnsinnigen!«, schrie Uthman. »Kämpft mit uns Mann gegen Mann! Dann werden wir sehen, wer die Feiglinge sind.«

Der Bräutigam lachte nur. »Juden sind keine Männer! Deshalb nehmen wir euch die Fesseln nicht ab. Juden sind Dreck, in dem Ratten wühlen. Ihr müsst verbrannt werden,

ausgelöscht, damit ihr kein Ungeziefer verbreitet! Man sagt, die Flöhe von euch Ratten übertragen Seuchen.«

Joshua rief in seiner Verzweiflung: »Herr des Himmels, gütiger Gott, lass Verstand vom Himmel fallen, damit sie zu sich kommen und sehen, was sie tun!«

Jetzt lachten alle.

»Legt sie ins Feuer!«, befahl der Bräutigam.

Je drei Männer ergriffen die Spieße von beiden Seiten, hoben sie unter Johlen vom Boden auf und begannen, sie zu den Feuerstellen zu schleppen.

Uthman und Joshua hatten noch nicht aufgegeben. Sie bäumten sich in ihrer hoffnungslosen Lage auf. Ohne Gegenwehr wollten sie sich nicht abschlagen lassen.

Aber welche Möglichkeit zur Flucht hätte es geben sollen?

Als sie gerade zu resignieren begannen, als die Handlanger sich königlich amüsierten und die Feuerstellen erreicht hatten und die Spieße noch einmal ablegten, um Kraft zu schöpfen und sie alsbald mit Schwung in die Vergabelungen zu beiden Seiten des Feuers zu legen; als sie sich die schwitzende Stirn abwischten und noch einen kräftigen Schluck Apfelwein nahmen; als der Bräutigam den Befehl gab, die beiden Gefangenen endlich zu braten; als die Männer die Spieße vom Boden aufhoben und zu beiden Seiten des prasselnden Feuers traten – da geschah etwas.

Es geschah so überraschend und unvorbereitet, dass niemand es zunächst wahrnahm.

Die Tür zum Gasthof wurde aufgestoßen.

Ein Mann trat ein, der so schnell war, dass ihn alle nur als Schatten wahrnahmen. Er schien heranzufliegen. Ein Umriss, eine Kontur, die sich aus dem Halbdunkel des Raums löste. Etwas blitzte auf. Ein schneidendes Geräusch. Jemand schrie, dann war ein gurgelndes Geräusch zu hören. Eine Gestalt torkelte und fiel zu Boden wie eine leere Hülle.

Sprachlos, mit offenem Mund, deutete der Bräutigam auf den ungebetenen Gast.

Der Schatten richtete sich auf. Jetzt nahm er die Gestalt eines hoch gewachsenen Mannes an. Eine Stimme bellte: »Noch ein Schritt, und die Nächsten werden sterben!«

Jetzt sahen alle Gäste mit verwirrtem Verstand und begriffslosen Blicken, dass der Eindringling zwei Dolche emporreckte. Er drehte sich in einem Halbkreis, zu seinen Füßen lag einer der willfährigen Spießträger in seinem Blut.

Der Fremde war Furcht einflößend, ein Bild der wilden, losgelösten Gewalt. Ganz etwas anderes als die plumpe Willkür der Betrunkenen, der gedankenlos Feiernden.

Uthman und Joshua erkannten den Fremden nicht. Im ersten Moment dachten sie daran, dass es Henri sei. Aber als sie seine Stimme hörten, staunten sie. Wer war dieser Mann? Warum half er ihnen?

Der Fremde wollte sie losschneiden. Dann überlegte er es sich anders. Offenbar rechnete er mit dem Widerstand der Feiernden. So einfach ließen sie sich den Spaß sicher nicht verderben. Er ging betont langsam auf einen zweiten Handlanger zu und bohrte ihm ein Messer in die Kehle.

»Schneidet die beiden los! Aber plötzlich! Sonst stirbt dieser hier und fährt in die Hölle!«

Der Bräutigam hob die Hand und wollte Einspruch erheben. Aber der Fremde schnitt ihm das Wort ab, indem er seiner Geisel die Messerspitze in den Hals bohrte. Blut trat aus.

»Los!«

Die angetrunkenen Hochzeitsgäste wussten nicht recht, was zu tun war. In ihren aufgelösten, geröteten Gesichtern stand Ratlosigkeit. Einer wollte sich besinnungslos auf den Eindringling stürzen, aber sein Nachbar hielt ihn zurück. Eine Frau kreischte auf, Kinder rannten aus dem Gasträum, um

draußen alles zu berichten. Schon drängten weitere Neugierige herein.

Der Eindringling, den niemand zu kennen schien, sagte noch einmal: »Wird's bald? Die Gefangenen losmachen!«

Jetzt gab der Bräutigam einem seiner Helfer einen Wink. Umständlich begann dieser, an den Fesseln herumzusäbeln. Endlich lösten sich die Riemen.

Uthman und Joshua blieben wie betäubt auf dem schmutzigen Boden liegen. Sie brauchten einige Zeit, um wieder ein Gefühl in ihren Gliedern zu spüren.

Bis dahin musste auch ihr Befreier Geduld aufbringen. Er behielt die Gäste aus den Augenwinkeln im Blickfeld. Die beiden Gefangenen mussten aus eigener Kraft in der Lage sein, den Gasträum zu verlassen. Wenn er sie stützen musste, riskierte er, dass einige der Gäste über ihn herfielen.

Es herrschte eine eigentümliche Stille im Schankraum. Auch der Wirt stand mit offenem Mund an seinem Tresen und rührte sich nicht. Die Gäste warteten einfach ab, was weiter geschah. Manche torkelten auf der Stelle hin und her, wurden gestützt von ihren Weibern. Ihre Gesichter verzogen sich hin und wieder zu einem Grinsen, für das es keinen Grund zu geben schien.

Der Fremde hielt noch immer ein Messer an den Hals eines Handlangers. Der Mann versuchte, gerade zu stehen, er blinzelte ängstlich. Bei der geringsten Bewegung bohrte sich das Messer tiefer in seine Haut. Er würde nicht versuchen, sich zu wehren.

Langsam erholten sich die beiden Gefangenen wieder. Sie konnten aufstehen. Uthman griff Joshua unter die Achseln. Wut stand in den Augen des jüdischen Gelehrten.

»Gehen wir?«, sagte der Fremde.

Uthman antwortete: »Ich habe noch eine kleine Rechnung mit diesem da zu begleichen!«

Er ging auf den Bräutigam zu. Seine kalte Wut reichte aus, um den Mann zu töten.

Joshua war es, der ihn zurückhielt.

»Nein, Uthman, du hast keine Rechnung zu begleichen! Diese Menschen sind nichts wert! Versündige dich nicht an solchem Pack! Lass uns einfach gehen.«

»Aber er hat eine Lektion verdient.«

»Das vielleicht. Aber du hast es nicht verdient, dich an ihm zu beschmutzen.«

Uthman sah ein, dass der Freund Recht hatte. Er machte kehrt, nickte ihrem Befreier zu und ging zur Tür.

»Zur Hintertür!«, sagte der Fremde.

Uthman tat wie geheißen.

Der Fremde zog seine Geisel mit sich. »Ich lasse ihn draußen gehen, wenn ich sicher sein kann, dass ihr uns nicht folgt. Sollte ich in der nächsten halben Stunde jemanden in der Tür zu den Feldern sehen, stirbt dieser Mann!«

Er ging langsam rückwärts zur Hintertür.

Die Freunde waren schon draußen, noch immer mit unsicher wirkenden Schritten. Ihre Beine verrichteten erst allmählich ihren Dienst. Sie schüttelten ihre Glieder aus. Aber es war eine Wohltat, sich wieder zu bewegen.

Draußen wandten sie sich um, um auf ihren Retter zu warten. Sie erkannten ihn nicht. Wer war dieser Mann?

Henri de Roslin passierte in Gedanken versunken die Vorstadt. Immer, wenn er nicht weiterkam mit Plänen und Absichten, wenn ihn das Gefühl überfiel, er gehe mit untauglichen Mitteln vor und verfüge nicht über die Kraft, seinem gesetzten Ziel näher zu kommen, dann brauchte er die Nähe seines Glaubens.

Er ritt durch das Viertel, in dem die Gilde der Schuhmacher den Ton angab, und kam zum Ufer des Flusses Odet.

Henri stieg vom Pferd. Er genoss den Blick über das Wasser auf dem tief ein heller, aber dicht bewölkter Himmel lag. Es war, als ob Wasser und Himmel sich zueinander drängten, als wollten sie das, was die Schöpfung einst getrennt hatte, wieder verbinden. Nur einige dunkle Vögel durchschnitten den Raum zwischen den beiden matt leuchtenden Flächen. Föhren am Ufer bewegten sich leicht im spätsommerlichen Wind.

Henri betrat die kleine Kapelle Notre-Dame de Locmaria. Er ging einen Kreuzweg aus Steingut entlang durch einen Klosterhof mit schön geschmückten Arkaden. Sein Blick richtete sich erneut zum Himmel. Er war es gewohnt, sein Schweigen zu vernehmen, das manchmal beredt war. Diesmal fragte er nichts in den Himmel hinein. Er genoss nur die Stille. Er wusste, die Antworten auf seine vielen Fragen würden nicht von seinem Gott kommen. Er musste sie sich selbst geben.

Henri ging in das Innere der Kapelle zurück. Das Fest der Schutzengel klang gerade aus. Jetzt wurde in den Kirchen damit begonnen, die Rosenkranzgebete zu sprechen.

Henri kniete nieder, senkte den Kopf und begann ein *Vaterunser*, ein *Ave Maria* und ein *Ehre sei dem Vater* zu beten. Und während er das tat, erinnerte er sich an ein Weihefest, das er in Jerusalem gefeiert hatte. Es war in der Kirche Sancta Maria Nova abgehalten worden, und er hatte als junger Mann zum ersten Mal das Gefühl gehabt, die Jungfrau Maria sei nicht nur ein ferner Name, sondern sei im Leben der Menschen gegenwärtig.

Gab es nicht ein apokryphes Evangelium, von dem er gehört hatte? Darin wurde erzählt, wie die dreijährige Maria, Mutter Jesu, in den Tempel Salomonis gebracht und dort von Tempeljungfrauen erzogen wird. Damals in Jerusalem hatte Henri an diese Geschichte gedacht und das innige Gefühl der

Nähe zur allerseligsten Jungfrau Maria gehabt. Und da der Tempelorden noch am gleichen Tag christliche Gefangene befreit hatte, verband sich für Henri seit diesem Tag der Glaube an Maria mit der Erlösung der Gefangenen.

Maria war seine Heilige geworden. Und er hatte sich eine Zeit lang dem Loskauf christlicher Gefangener aus den Händen der Sarazenen gewidmet.

Das Gebet klang aus. Die Bilder versiegten. Das innige Gefühl erstarb in Henri. Er kam zurück in die graue Gegenwart, und es blieb wenig übrig von den erhabenen Gedanken. Aufgehoben sind wir nur im Gebet, dachte er. Es gibt keine Gnade außerhalb des Gebetes. Nicht in dieser Welt.

Als er sich erhob, fühlte er die Erdschwere in seinen Gliedern. Die Menschen, dachte er, verlieren ihre Richtung, dann wissen sie nicht, was sie tun, und vergeuden ihre Zeit mit Hass und Wut, die sie gegen sich selbst richten. So ist John der Schmied. So sind alle.

Er bekam Sehnsucht nach seinen Freunden.

Unter Schatten spendenden Bäumen murmelte eine Quelle. Darüber stand ein Brunnenhäuschen mit der Figur eines Heiligen. Der Calvaire war von Moos und Flechten bedeckt. Ein Bauer bog vom Weg ab, um sein Pferd zur Tränke zu reiten, er warf nur einen Seitenblick auf die drei Männer, die im Gras lagerten und sich mit dem Wasser erfrischten.

Sie hatten während des Rittes nicht miteinander gesprochen. John der Schmied hatte seine Geisel auf der halben Wegesstrecke frei gelassen. Sollte er von hier aus die paar Meilen nach Quimper zurückstolpern und Staub schlucken! Als der frei gelassene Mann einen Fluch ausstoßen wollte, sprang John auf ihn zu. Er griff ihm grob in die Haare, riss seinen Kopf zurück und setzte das Messer an seine Kehle.

»Kein einziges Wort, du rüdigter Hund! Nicht mal einen winzigen Laut!«

Der Mann trollte sich wortlos.

Jetzt fassten Uthman und Joshua ihren Befreier ins Auge. Sie hatten ihn wohl schon einmal gesehen, aber sie erinnerten sich nicht daran, wo das gewesen war.

»Wir können dir nicht genug danken!«, sagte Uthman.

»Ich heiße John. Ich kam zufällig vorbei und sah von draußen dieses feige Spiel mit an. Als Christenmensch konnte ich nicht untätig bleiben.«

»Der Allmächtige möge es dir angemessen vergelten, John«, sagte Joshua.

»Warum hat man euch diese Gewalt angetan?«

»Sie behaupteten, wir seien Juden«, sagte Uthman.

»Und, seid ihr Juden?«

Uthman blickte vorsichtig zu Joshua, dann sagte er: »Nein.«

»Sie brauchen immer wieder Sündenböcke«, lachte John.

Joshua sagte: »Ich bin übrigens Joshua, dies ist Uthman. Wir sind Freunde von Henri de Roslin, dessen Namen du sicher schon gehört hast.«

John überlegte kurz, was sie wissen konnten, dann sagte er: »Ich bin fremd in Quimper. Meine Heimat ist Tréguier, die schöne Stadt im Norden. Wer ist dieser Henri de Roslin?«

Uthman sagte: »Nun, er ist der Mann, der beauftragt worden ist, die Reliquie zu finden, die aus der Domkapelle geraubt wurde. Davon hast du sicher gehört?«

»Im Vorbeigehen. Warum ist gerade Henri damit beauftragt worden?«

Joshua sagte: »Henri ist der ehrenwerteste Mann, deshalb. Und er besitzt Erfahrung, die unschätzbar ist.«

»Erfahrung im Auffinden von Kreuzessplintern?«

Jetzt musste Joshua lachen. »Nicht gerade darin. Erfahrung im Umgang mit – Gesindel aller Art.«

John versuchte, harmlos zu klingen. »Dann ist dieser Henri sicher ein Söldner, nicht wahr?«

Joshua wollte antworten: Nein, ein Templer. Aber er sah rechtzeitig den Blick Uthmans. Er sagte:

»Henri de Roslin ist ein Kaufmann«, sagte er deshalb, »aber nicht nur das. Er ist auch jemand, der sich nicht scheut, das Gesetz des gerechten Handelns in die eigenen Hände zu nehmen, wenn man ihn darum bittet oder wenn er es selbst für nötig hält.«

»Du bist neugierig, John«, meinte Uthman. »Was interessiert dich so besonders an Henri de Roslin?«

John vermied es, ihnen auf die Nase zu binden, was sie offenbar nicht wussten. Dass er es war, der Henri zum Domherrn geschleppt hatte, dass er es war, der ihn verdächtigte, ein Templer zu sein. Und wenn er bisher noch Zweifel daran hatte, ob dieser Verdacht stimmte, der ihm zugesteckt worden war, jetzt wusste er es. Denn er war ein guter Beobachter. Er sah, wie Uthman und Joshua sich – durch Blicke warnten. Sie mussten seine eingeweihten Gehilfen sein – schlimmer als Juden. John antwortete: »Henri interessiert mich nicht. Ihr beide habt mich interessiert. Ich hielt euch für zu wertvoll, diese Welt vorzeitig zu verlassen. Das vergesst nicht.«

»Richtig!«, sagte Joshua. »Das sollten wir nicht vergessen, Uthman.«

Uthman sagte: »Was machst du in Quimper, John, wenn du aus Tréguier bist?«

John überlegte einen Moment. »Ich – habe Geschäfte. Man schickt mich los, wenn ich vermitteln soll. Ich bin darin nicht ungeschickt. Und wenn meine Auftraggeber in Tréguier es für nötig halten, führe ich auch verzwickte Aufgaben durch. Beispielsweise zwei Gefangene zu befreien!«

»Das haben deine Auftraggeber von dir verlangt?«

»Nein, das nicht. Aber sie verlangten von mir die Befreiung eines anderen. Befreiung von sich selbst. Aber das ist eine andere Geschichte. Ich erzähle sie euch vielleicht ein anderes Mal. – Aber wer seid ihr, Uthman und Joshua? Auch ihr seid keine Einheimischen. Ich weiß von eurem Henri de Roslin mehr als von euch!«

Joshua antwortete: »Wir sind unwichtig. Wir kommen aus Iberien. Uthman ist ein Gelehrter aus Cordoba, und früher bekämpfte er diesen und jenen Feind. Ich bin ein Gelehrter aus Toledo. Und dorthin werden wir auch wieder zurückkehren.«

»Sagt mir eins – wird Henri den Kreuzessplitter finden?«

»Das steht außer Zweifel.«

»Und wird er ihn dorthin zurückgeben können, wohin er ganz zweifellos gehört?«

Uthman sagte: »Er hat noch jede Aufgabe gelöst, so viel steht fest. Aber dieser Fall ist vertrackt, Henri bekommt keine Hilfe, niemand will zur Aufdeckung des Diebstahls beitragen, obwohl alle die Reliquie zurückhaben wollen. Es ist beinahe wie eine geheime Verschwörung.«

John sagte: »Pah! Eine Reliquie! Was ist so Besonderes an einem Kreuzessplitter! Selbst wenn er echt wäre, was ich bezweifle – es gibt so viele Splitter vom Kreuz Jesu!«

»Viel zu viele«, stimmte Joshua zu.

»Jede kleine Kirche behauptet doch, einen echten Splitter zu besitzen! Das Kreuz des Herrn müsste, ganz unter uns gesprochen, riesengroß gewesen sein, wenn alle Splitter echt wären. Meint ihr nicht auch?«

Uthman sagte: »Da hast du sicherlich Recht, John. Auch ich bin kein Anhänger dieses Reliquienlaubens.«

John spürte, dass er hier einhaken konnte, um das Vertrauen des Gefährten zu gewinnen. Verächtlich bemerkte er: »Sie beten Splitter an, Wasser, Obst, Nothelfer gegen Feuersbrünste, Blitzschlag, Hagelschlag und Viehschaden,

gegen Krankheiten und Pestseuchen. Alles ist ihnen recht, um ihren Glauben zu zeigen, der doch nur Dummheit ist. Versteht mich nicht falsch – ich bin natürlich ein gläubiger Christ. Aber dennoch bete ich allein zu Gott, nicht zu Splittern.«

»Das ist recht getan, John aus Tréguier«, sagte Uthman. »Alles andere ist Aberglaube. Für alle Anliegen, alle Situationen und alle Dinge des Lebens haben sie einen Heiligen, der dafür zuständig sein soll und an den man sich wenden muss, um erhört zu werden. Das ist ein merkwürdiger Glaube!«

Joshua gebot Einhalt. »Wir sollten sie nicht verurteilen. Sie wissen es eben nicht besser.«

»Aber sollten sie es nicht? Hat nicht jeder Mensch von Gott die Vernunft geschenkt bekommen?«

»Du redest klug daher, John aus Tréguier. Ich werde nicht recht schlau aus dir. Bist du nun ein Kämpfer? Oder Vermittler? Oder ein Philosoph?«

»Ach«, sagte John. »Wo ist der Unterschied? Nur eines kann man nicht sein in dieser Welt, nämlich unvernünftig. Das wussten übrigens schon die Ritter des Templerordens. Sie waren Mönche und Ritter zugleich. Das ist eine Haltung, die ich mir lobe!«

»Du bist ein Anhänger der Templer, John?«

John hielt inne. »Nun – nicht direkt. Man macht sich ja strafbar, wenn man das zugibt. Nein, ich bin nicht ihr Anhänger. Aber das Prinzip, das sie verkörpern, hat mir immer eingeleuchtet. In unserer Welt muss man morgens Fischer, mittags Soldat und abends Dichter sein. Alles zu gleicher Zeit und mit gleicher Kraft. Wer nur einen einzigen Aspekt des Lebens verkörpert, der ist nur ein halber Mensch und nicht ernst zu nehmen.«

Joshua sagte: »Du hast uns befreit. Das ist die Haltung eines echten Kämpfers. Jeder andere wäre vorbeigegangen und hätte

sich vor der Verantwortung gedrückt. Du hast dich geschickt verhalten. Wo hast du das Kämpfen gelernt?«

John lachte, dann antwortete er: »Meine Schule war das Leben. Wenn man als Spross eines Besitzlosen aufwächst, dann ist man schon stolz, wenn man es bis zum Schmied geschafft hat. Für einen hochlöblichen Herrn wäre das natürlich gar nichts, er würde sich als gescheitert empfinden. Ich lernte kämpfen, als ich das Überleben lernen musste.«

Uthman sagte: »Wir würden dich gern unserem Freund Henri vorstellen. Auch er wird dir Dank zollen.«

Na also, dachte John, so kommen wir uns doch näher. Und er sagte: »Des Dankes ist genug gesprochen. Ich habe nur meine Christenpflicht getan.«

»Du willst unseren Herrn Henri also nicht kennen lernen?«

»Doch, doch, äußerst gern. Aber Henri soll mir nicht danken müssen.«

»Du bist wirklich ein ehrenwerter Mann, John aus Tréguier. Was können wir sonst für dich tun?«

»Nun«, sagte John. »Ihr könnt schon etwas für mich tun. Wenn ihr unbedingt wollt...«

»Ja, sprich nur!«

»Ihr könntet mir helfen, indem ihr eure Rettung durch mich überall bekannt machtet.«

»Wie du willst. Aber was nützt dir das? Strebst du ein öffentliches Amt an?«

»Fragt nicht, warum. Es ist immer gut, einen guten Ruf zu genießen, nicht wahr? Für jede Art von Geschäft übrigens. Und es wäre ja nichts gelogen. Wenn ihr mir einen guten Leumund erhaltet, das wäre mir Dank genug.«

Herbst 1316, der Calvaire

Henri de Roslin benötigte eine Zeit des Alleinseins, um über die Bilder hinwegzukommen, die der Sterbende Plourivo Flaubert in ihm hinterlassen hatte.

Die Identität des Toten war inzwischen geklärt worden. Man hatte in den zurückliegenden Stunden die Stadtbewohner befragt, die ihn gekannt hatten. Auch Angélique und Maufra erkannten ihn, obwohl er entstellt war. Sean musste Angélique stützen, als sie im Leichenschauhaus an seiner Bahre standen. Womit hatte Plourivo diesen Tod verdient?

Er musste ein schreckliches Geheimnis haben. Wahrscheinlich hatte es etwas mit seinem Aufenthalt in Tréguier zu tun. In diesen Tagen geschahen so viele Dinge, an die man lieber nicht denken wollte. Wie viel Sünde hatten die Menschen auf sich geladen!

Henri konnte die grausamen Bilder nur bewältigen, indem er allein hinausritt. Die Natur vor der Stadt gab ihm langsam die innere Ruhe zurück.

Er dachte darüber nach, was den Menschen fehlte. Etwas hatte sie entwurzelt. Auch Wallfahrten änderten daran nichts, dass sie ihren inneren Halt verloren hatten, die Suche nach einer neuen Heiligkeit gelang nicht durch die Verehrung von Reliquien. So wenig die Menschen durch körperliches Leid gebessert werden, dachte Henri, so wenig gewinnen sie an Seelenfrieden, wenn sie einen äußerlichen Glauben suchen.

Er hielt an einer kleinen Kapelle, vor der unter Linden und Birken ein Calvaire aus Sandstein stand. Ringsum war nur

flache, blühende Heide. Henri schaute auf die Kreuztragung, ein inniges Bild. Half nicht allein der Anblick dieses gewaltigen Leids, das menschliche kleine Leid zu mildern?

Henri trat näher und versank in den Anblick, der sich ihm bot.

Die Reliefs an den Außenseiten des Calvaire waren bereits stark verwittert, und trotzdem kam es Henri vor, als spräche das Kreuz ganz lebendig zu ihm. Auf der linken Seite war die Anbetung durch die Könige zu sehen. Maria lag mit nackter Brust da, das Kind war groß und angezogen, beide waren für das Leben bereit. Die anderen Seiten zeigten Taufe und Auferstehung, den heiligen Michael und die Vertreibung der Ureltern des Menschen aus dem Paradies.

Das schwere Kreuz mit dem herunterhängenden Querbalken ließ Christus in der Mitte beinahe in zwei Hälften zerbrechen. So wie jeder Mensch in zwei Hälften zerbrechen kann, dachte Henri, der seinen inneren Halt nicht findet. Wie schön, solche Abbilder des eigenen seelischen Leids anschauen zu dürfen, wenn es gelingt, dieses dadurch zu bannen.

Die beiden Schächer hinter dieser Gruppe auf dem Calvaire waren rohe Kerle mit angstvollen Gesichtern, sie wurden von Kriegsknechten an dicken Stricken um den Hals geführt. Christus war das Seil um den Leib gebunden, ein Scherge zerzte ihn vorwärts. Immer, dachte Henri, gibt es solche Schergen, willige Helfer, die den Mächtigen dienen oder ihren kleinen Vorteil suchen. Wo kommen sie her? Sie sind immer schon da. Auch John der Schmied war ein solcher Scherge, der aufgetaucht war und Unheil stiftete.

Vorn in der Gruppe brach Maria vor Schmerz in die Knie, die Hände fielen kraftlos an ihr herab, sie wurde dargestellt wie gefühllos vor übermächtigem Leid. Johannes fing die Zusammensinkende auf, beide blickten aus der Szene heraus, so, als vernähmen sie eine fremde Stimme, die tröstend zu

ihnen spräche. Obschon sie von Flechten überwuchert und nur Mund und Augen klar erkennbar waren, boten sie Henri ein tiefes Bild des Leides.

Er fühlte sich plötzlich aufgehoben und verstanden. Im Schmerz vereinigt. Er fühlte keine Wut mehr. Aber Verzeihung konnte er auch nicht erbitten oder geben. Nicht für den grausamen Mörder dieses Plourivo Flaubert. Man musste ihn jagen und bestrafen.

War das unchristlich gedacht?

Vielleicht würden die Menschen in Quimper wieder zu ihm kommen und ihn auffordern, den Mörder zu finden. Aber Henri fühlte dafür keine Kraft. In diesem Augenblick fühlte er sich den Menschen nicht verbunden. Er fühlte sich den Abbildungen auf diesem Calvaire nahe. Diesen Gestalten aus ferner Vergangenheit, die ein Leid vereint hatte, das sie der Menschen wegen auf sich genommen hatten.

Waren die Menschen dieses Opfer wert?

Henri de Roslin dachte: Durfte ein Christ wie er überhaupt eine solche Frage stellen?

Henri löste sich nur widerwillig von dem Anblick. Er ging in die kleine Kapelle hinüber. Er umrundete den Chorumgang, wo es ein Steingewölbe über schönen Kapitellen mit Blumendekor gab.

Als er weiterging, bemerkte er, dass die Holzverschalungen des übrigen Daches Risse zeigten. Der Fußboden sah schmutzig aus. Der Kadaver einer toten Ratte lag am Rand der Sitzreihen. Henri eiferte. Eine Kirche darf nicht herunterkommen, dachte er. Das ist verheerend! Wie soll der Mensch sich sonst wieder aufrichten in seiner Not?

Im kleinen Kreuzgang, in dem eine Seite fehlte, erblickte er einen achteckigen Brunnen, der mit Fratzensgesichtern bedeckt war. Er wuchs aus ungeschnittenem, wucherndem Unterholz heraus, ein dünner Schlangenleib, der in der Sonne gelegen

hatte, kroch darüber hinweg. Henri konnte den Anblick der Dämonen nicht ertragen, machte kehrt und ritt weiter.

Er überließ seinem Pferd einfach die Zügel. Überall in der Landschaft standen Steinmale aus alter Zeit. In einen Menhir hatten Steinmetze in drei Reihen übereinander die zwölf Apostel eingemeißelt, darüber den segnenden Christus. Henri ritt weiter und begegnete immer wieder solchen Wegzeichen. Sie waren in die Landschaft, die sich schon langsam verfärbte, hineingesetzt wie Bilder aus einem offenen Buch.

Henri las in diesem Buch und wurde allmählich ruhiger.

An einer anderen Wegstelle stand ein Calvaire mit einem besonders bewegenden Anblick. Wieder saß Henri ab. Er wollte im Moment nichts anderes sehen als Szenen der Leidensgeschichte Christi, die ihn gemahnten, seine eigenen kleinen Trauergefühle aufzufangen und endlich zu erlösen.

Auf den Bildern dieses Calvaire banden die Knechte Christus mit solcher Kraft und Wut, als müssten ihre Muskeln zerreißen. Einer bleckte die Zunge in Richtung des Heilands. Welch ein Hass! Nur der Esel, der Jesus nach Jerusalem hineintrug, zeigte einen ergebenen, friedvollen Ausdruck. Es sind die Kreaturen, dachte Henri, die nicht in Fehde mit uns leben. Wir Menschen bekämpfen uns nur.

Er schaute weiter. Die Landsknechte, die den Herrn zum Richtplatz führten, während die Trompeten bliesen und Trommeln schlugen, wurden von einem Offizier angeführt, der hoch zu Ross saß. Magdalena zu Füßen des Kreuzes verströmte sich in Tränen, ihr Haar war aufgelöst. Die breiten Gesichter und aufgerissenen Augen der Zuschauer ringsherum sahen kindlich aus. Ja, dachte Henri, immer sind die Gaffer kindlich und unschuldig – und grausam in ihrer Passivität. Und die andern, die etwas tun, werden allein zur Rechenschaft gezogen.

Henri stand regungslos vor dem Calvaire. Dann ging er ein paar Schritte, das Pferd am Zügel, in die Landschaft hinein. Er fühlte sich plötzlich, als sei er in der Uniform der Tempelritter.

War nicht immer Kampf? War nicht immer Leid? Konnte er jemals sein Habit ausziehen wie einen Ladenkittel und vergessen?

Nein! Er war Tempelritter!

Der Anblick des Leides überall – auf den Calvaires, in den Kirchen und auch im Alltag der Menschen –, der brachte ihn zu sich selbst zurück. Er musste kämpfen! Jedes Leid, das in seiner Nähe geschah, ging ihn etwas an.

Henri saß wieder auf und ritt nach Quimper zurück. Er würde das Attentat auf Sean of Ardchatten endlich aufklären, er würde den geraubten Kreuzsplitter finden. Und er würde auch nach diesem Mörder des Buchmalers suchen. Und ihn zur Strecke bringen.

Das war er sich schuldig – und all den anderen, deren Leidensgeschichte hier auf diesen alten Steinen verewigt war, die so beredt zu ihm sprachen.

Die Gefährten hatten Henri seit zwei Tagen nicht zu Gesicht bekommen, wussten aber, dass er aus der Stadt geritten war. Jetzt warteten sie voller Ungeduld auf seine Rückkehr. Als sie vor dem Nordtor zusammentrafen, hatten sie eine Neuigkeit zu berichten. Sie hatten einen neuen Freund gewonnen. Er hieß John, war Schmied und stammte aus Tréguier.

Sie saßen auf Steinen vor einem alten, ehemaligen Klosterbezirk. Das Menoritenkloster war lange aufgegeben worden, weil der Boden sich als unfruchtbar erwiesen hatte, ungeeignet für die Landwirtschaft, die frommen Brüder waren weitergezogen. Als Henri die Gefährten erblickte, fühlte er das Glück, solche treuen Freunde zu haben.

Aber im gleichen Augenblick sah er auch diesen John. Was hatte das zu bedeuten?

Henri zog seinen Dolch. Er ritt im scharfen Galopp auf John zu. In seiner Gefühlswelt standen noch immer die hilflose Wut und die Trauer, die er um das ganze Leben empfunden hatte. Er sprang vor John aus dem Sattel und stürzte auf ihn zu.

»Henri! Was, um Gottes willen?«

Uthman fiel ihm in den Arm. John war schreckensbleich zurückgewichen.

Joshua rief: »Bist du von Sinnen? Das ist John, unser Freund! Er hat uns das Leben gerettet!«

»Euer Freund! Seid ihr wahnsinnig? Er ist es, in dessen Haus man Plourivo Flaubert gefunden hat! Er ist ein Mörder! Und er ist es, der mich vor den Domherrn gezerrt hat! Hat Sean euch davon nicht berichtet? Er war doch dabei!«

John hob die Hand. »Das sind alte Geschichten, Henri. Ich war damals verzweifelt, wusste nicht, was ich tun sollte. Ein Irrtum! Verzeiht mir!«

»Und Plourivo?«

»Ich weiß davon nichts. Du musst wissen, dass ich lange nicht in meinem Haus war. Es ist ein unseliger Ort. Dort hatte ich jede Nacht Erscheinungen und Alpträume. Ich meide ihn seit Wochen. Außerdem war ich in den letzten Tagen in Tréguier, wo Geschäfte auf mich warten.«

Er lügt, dachte Henri. Er ist jemand, der die Lüge und die Wahrheit nicht unterscheidet. Er setzt sie ein, wie es ihm gerade gefällt. Und meine Freunde sind auf diesen John hereingefallen!

Henri sagte: »Er hat euch das Leben gerettet? Was soll das bedeuten?«

Joshua erzählte in hastigen Worten von den Vorfällen im Gasthof. Henri erstarrte innerlich. Niemand kommt mehr zur

Ruhe, dachte er. Die Menschen fallen übereinander her wie Tiere.

»Davon wusste ich nichts«, sagte Henri erschüttert. »Ich hatte keine Ahnung. Und dieser Mensch hat euch gerettet?«

»Ja«, sagte Uthman. »Er war sehr mutig. Und er kam im letzten Moment.«

John beobachtete und schwieg. Henri blickte ihn an. Konnte es wahr sein, dass dieser John uneigennützig als Helfer auftrat? Oder verfolgte er damit geheime Ziele? Henri blieb auf der Hut.

Joshua sagte: »So wollen wir uns dort drüben im Hain niederlassen. Es ist sehr schön hier, nicht wahr? Lasst uns in Ruhe miteinander sprechen.«

Sie stiegen Stufen hinab, auf denen Moosflechten lagen. Asternbüsche schwankten leicht in der Brise vom Meer her. Von dem alten Kloster standen nur noch die Mauern, das Dach war verschwunden, im Innenraum der Klosterkapelle ragten Säulen ins Leere, auf manchen wuchsen inzwischen Birken, deren Wurzeln sich ins Mauerwerk krallten. Der Wind trug Sand und salzige Luft vom Meer herüber, beide Elemente hatten an den Mauern und Figuren genagt, hatten sie ausgewaschen und ihnen einen Zug ins Unwirkliche verliehen. Aber Henri wusste, wovon hier alles sprach. Da war Dauer und war Vergänglichkeit.

Sie setzten sich an einer Kreuzigungsgruppe nieder. Henri betrachtete John noch immer voller Zorn und Misstrauen.

Der liegende Christus auf der Bahre erinnerte ihn plötzlich wieder an den sterbenden Plourivo Flaubert. Der abgemagerte Leib, aus dessen Brust die Rippen hervortraten, die kraftlosen Glieder, Blut und Schwären, die grausamen Löcher der Eisennägel in Händen und Füßen.

Nein, dachte Henri, ich werde mich nicht täuschen lassen. Dieser John gehört zu den Schächern, nicht zu den Rettern, er

gehört nicht zu denen, die einen Leidenden vom Kreuz abnehmen, wie es die Helfer auf dieser Kreuzigungsgruppe taten. John ist der, der die Nägel einschlägt.

»John ist Schmied. Er kam zufällig an der Schänke vorbei und sah es als seine Christenpflicht an, zu helfen. Er ist selbstlos«, sagte Joshua.

Jetzt machte John den Mund auf. »Henri, ich spüre, dass du noch nicht glauben willst, was deine Freunde dir erzählen. Aber glaub mir, sie haben Recht. Ich bin vom Saulus zum Paulus geworden. Hat nicht jeder Mensch das Recht, Fehler zu machen und sie danach zu bereuen?«

Wie er redet, dachte Henri. Für einen Schmied ist er wortgewandt. Das macht ihn unberechenbar.

Henri musste wieder auf den ausgemergelten Leib Christi blicken. Auf den Hingeschlachteten. Das hilflose Opfer im göttlichen Plan. Wieder fühlte er Wut in sich aufsteigen. Nein, dachte er, du täuschst mich nicht, John! Du gehörst nicht zu uns, du bleibst auf der anderen Seite. Dann erschrak er plötzlich.

Ihm war eingefallen, ob nicht auch der tote Leichnam Christi in Stein eine Reliquie war, die zu einem äußerlichen Glauben führen konnte. Wo war der Unterschied zwischen einem Schädelknochen eines Märtyrers, einem Kreuzessplitter und diesem Steinsarkophag, auf dem die Skulptur aus Stein lag? War es nicht überheblich, sich über die Reliquiengläubigkeit der Masse erheben zu wollen? Beteten Christen nicht überall tote Materie an? War diese Materie wirklich beseelt?

Henri erschrak noch einmal bei diesem Gedanken.

Er blickte auf Uthman und Joshua. Für einen Muslim und einen Juden musste dieser Ort sehr lehrreich sein. Und sehr befremdlich. Hatten sie sich bewusst genau hier mit ihm getroffen?

Uthman sagte: »Ich sehe dir an, Henri, was du denkst. Deinen Zwiespalt kann ich verstehen. Auch ich sehe diesen Ort hier als etwas, das unheimlich ist, etwas, das Leben nur simuliert. Und du weißt, wie sehr ich Abbilder des Glaubens verachte. Aber ist dieser Ort nicht auch eine Schule der Gedanken? Kannst du genau hier nicht die Kraft finden, die du brauchst, um all die Widersprüche zu vereinen, mit denen wir uns im Moment herumplagen müssen?«

»Was meinst du, Uthman? Wovon sprichst du?«

»Vom Verzeihen, Henri!«

Henri blickte auf zum hinfälligen Kreuz. Christus war noch zu erkennen. Er trug das Kreuz wie eine Last, aber auch wie etwas, das er den Menschen überreichen wollte. Sein Gesicht zeigte Leid – und Freude zugleich.

»Verzeihung?« Henri musste überlegen. »Wir sollen denen verzeihen, die Unheil in die Welt bringen? Wir dürfen nicht blind werden.«

»Du bist im Moment zu betrübt«, sagte Uthman. »Selbst blind für die Gerechtigkeit. Gib deinen Feinden eine Gelegenheit, sich rein zu waschen.«

Henri sah John an. »Beantworte mir ein paar Fragen, John.«

»Was willst du wissen?«

»In den letzten Wochen ist viel geschehen. Auf meinen Knappen wurde ein Attentat begangen, das er nur knapp überlebte. In Tréguier ist eine Kapelle in Flammen aufgegangen, und man fand am Tatort ein aufgeschlagenes Buch aus der Werkstatt des Meisters Maxime. In Quimper wurde das Reliquiar aufgebrochen und der Kreuzessplitter gestohlen. Du hast versucht, mich als Templer zu denunzieren, und hofftest auf eine Verurteilung. Und jetzt beklagen wir den Tod des Gesellen Plourivo Flaubert. Was hast du mit all diesen Dingen zu tun?«

John zeigte Verwunderung. »Was soll ich damit zu tun haben? Du hast vergessen, ein einziges Ereignis aufzuzählen, Henri. Ich habe deine beiden Freunde vor einer Hinrichtung bewahrt. Und dass ich dich denunzieren wollte, das habe ich schon bedauert.«

»Kannst du mir schwören, beim Anblick dieser Kreuzigungsgruppe hier, dass du die Wahrheit sprichst?«

John blickte zum Heiland auf und bekreuzigte sich dreimal. »Ja, ich schwöre«, sagte er leise.

»Dann will ich dir glauben. Denn so viel Schlechtes kann in keinem Menschen sein, dass er falsches Zeugnis ablegt im Angesicht des Herrn. Aber beantworte mir noch ein paar weitere Fragen.«

»Nur zu.«

»Du wurdest in der Herberge von Angélique Maxime gesehen. Dort hast du dich mit Ordensrittern aus Tréguier getroffen. Warum?«

»Das war nicht verboten. Wenn ich gewusst hätte, dass es verboten ist, hätte ich es gelassen.«

»Das ist keine Antwort, John!«

»Nun – sie brauchten mich für einen Dienst.«

»Was für einen Dienst?«

»Ich gebe zu, es war nichts Rechtmäßiges.«

»Erzähle es uns. Auch Uthman und Joshua wird es interessieren.«

»Nun, damit ihr seht, dass ich es ganz ehrlich meine, will ich mich selbst bezichtigen! Ich beichte vor euch, meine Freunde! Ja, ich habe Unrecht getan!«

Die Freunde blickten sich an. Auch in Uthmans Gesicht waren jetzt Zweifel getreten. Joshua schien ganz in Gedanken versunken. John schien plötzlich seine Fassung zu verlieren. Sein Gesicht rötete sich. In seiner Stimme lag ein Beben.

»Wisst ihr überhaupt, was es bedeutet, wenn eine ganze Stadt plötzlich vor dem Ruin steht? Wenn die Seuche naht und jeder sieht, wie alles zusammenbricht? Habt ihr das überhaupt schon einmal erlebt?«

»Wovon sprichst du, John?« Henri ließ sich nicht täuschen.

»In meiner Heimatstadt Tréguier, die ich liebe wie keine andere Stadt, ist vor kurzem eine Kapelle abgebrannt. Es – war schon vor dem Brand in der Kapelle, in der man das Buch fand. Die Kapelle brannte nieder und mit ihr die wertvollste Reliquie, die wir haben. Es ist ein Knochen der heiligen Anna. Könnt ihr euch überhaupt vorstellen, wie kostbar ein solcher Schatz ist? Von überall her kamen jahrelang die Pilger in endlosen Strömen, um die Reliquie anzubeten. Ja, das war eine echte Reliquie! Anders als der Kreuzessplitter in Quimper, der aus nichts als Pfuscharbeit besteht. Ich weiß, wovon ich rede – ich meine, das weiß einfach jeder. Unser Reliquiar dagegen ist echt. Und als die Kapelle mit allem darin bis auf die Grundmauern abgebrannt war, da blieben die Pilgerströme natürlich aus. Und was heißt das für eine Stadt, die von Pilgern lebt? Der Ruin! Der völlige Ruin!«

Henri sagte ruhig: »Ich habe von diesem Brand gehört, das liegt aber schon ein Jahr zurück, nicht wahr? Und warum erzählst du das? Was bedeutete das für dich ganz persönlich?«

»Mein Unrecht! Das bedeutete es für mich ganz persönlich! Denn ich wurde von den Ordensrittern zum Schutze Mariens in Tréguier aufgefordert, eine neue Reliquie zu beschaffen. Und das war die, die aus der Kapelle St. Locmaria in die Kathedrale von Quimper überführt wurde. Ich stahl sie nach der Einlegung in das silberne Reliquiar.«

»Du brachst die Altarplatte mit den Brecheisen auf, die ich in deiner Kiste sah, nicht wahr?«

»Du – hast in meinem Haus herumgeschnüffelt? Ich, ähh.«
John brach plötzlich ab und starrte Henri an.

Seine Fassade bricht, dachte Henri. Aber dann fasste sich John wieder und sprach normal weiter. Uthman und Joshua saßen schweigend daneben und hörten nur zu.

»Ich sagte ja, ich habe Unrecht begangen, aber ich bin kein Mörder. Die Untat, von der du sprichst, Henri, muss ein anderer begangen haben, der mich verdächtig machen wollte, als er den Sterbenden in meinem Hühnerstall ablegte. Ja, ich habe den Kreuzessplitter gestohlen, und das war Sünde. Aber ich führte nur einen Auftrag durch! Einen Auftrag, den mir allerchristlichste Herren gaben. Auch der Magistrat von Tréguier stimmte dem Vorhaben zu. Ich war nur ein kleiner Handlanger. Ein kleiner Ketzer, wenn ihr so wollt. Habt Erbarmen mit mir!«

»Du schwörst noch einmal, dass du zwar den Splitter gestohlen hast, aber niemandem Gewalt angetan hast?«

»Ich schwöre es!«

Uthman hatte einen Zug von Widerwillen in seinem Gesicht. Er sagte: »Was für Leute sind das in Tréguier, dass sie Unrecht dulden, nur um einen wirtschaftlichen Vorteil aus den Wallfahrten zu ziehen? Mir wird das Verhalten von Christen immer fragwürdiger.«

John horchte auf. »Das wird überall so gemacht«, erklärte er, jetzt wieder ganz in seinem Element. »Frömmigkeit braucht eben etwas zum Ansehen und zum Anfassen. Die tiefgläubigen Pilger tasten nach Christi, wenn sie den Splitter sehen. Sie versenken sich wirklich innig – ist da nicht alles gerechtfertigt? Unsere Herren in Tréguier wissen das natürlich und handeln danach. Obwohl sie selbst auf keine Wallfahrt gehen. Sie haben das nicht nötig.«

»Wie meinst du das?«

»Sie besitzen alle ein religiöses Bild zu Hause, das Heilswirkung hat. Ich habe diese Andachtsbilder bei ihnen selbst gesehen. Da braucht man keine Wallfahrt. Manchmal

sind es nur Bilder, die sie aus Andachtsbüchern gelöst haben – gestohlen haben.«

»Sie beten gestohlene Dinge an?« Uthman hatte das Gesicht zu einer Grimasse verzogen.

»Manche besitzen Darstellungen wundertätiger Heiliger aus Marmor, Szenen aus der Passion, die oft aus Gold und Silber sind, oder Gnadenbilder auf Pergamentblättern. Bei einem sah ich eine Knochensäge aus einer Paternosterwerkstätte aus dem Heiligen Jerusalem. Bei einem anderen Medaillons aus Juwelen mit der Mutter Maria, wie sie dem Jesuskind die pralle Brust reicht. Diese Herren des Doms und des Magistrats brauchen den Kreuzessplitter nicht. Aber sie brauchen ihn, um den Pöbel anzulocken, der ihnen Geld und Einnahmen bringt. Und dafür wiederum brauchten sie mich.«

»Du warst wirklich lange ihr Saulus!«

»Sehr lange – und ich bereue es zutiefst, und ich will es durch gute Taten abbüßen.«

Henri sagte: »Wo ist der Kreuzessplitter jetzt?«

John zögerte einen Moment lang. »Die Ordensritter nahmen ihn mit sich, als sie wieder nach Tréguier abreisten. Sie werden ihn in aller Heimlichkeit dem Domherrn aushändigen, und er wird im Reliquiar verschwinden.«

»Bis wieder jemand mit einem Stemmeisen kommt«, sagte Joshua, »und ihn hebt. So geht es immer hin und her.«

»Und die wesentlichen Dinge bleiben dahinter unsichtbar«, meinte Uthman. »Die Ungerechtigkeit, die Armut der meisten Menschen, die Gebrechen.«

»Bist du Johanniter?«, fragte John.

»Ich bin kein Christ«, sagte Uthman.

»Kein Christ? Was dann?«

»Nun – das ist egal«, sagte Uthman. »Du hast ja selbst gesehen, wohin es führt, wenn man in den Verdacht gerät,

irgendetwas zu sein. Die Menschen machen sich dann gleich eine Vorstellung davon und verhalten sich feindselig.«

»Ja, aber mir kannst du es doch sagen!«

»Ich behalte es für mich.«

Henri sagte: »Was sollen wir nun deiner Meinung nach den Gläubigen in Quimper sagen, die noch immer glauben, ich könnte ihnen die Splitterreliquie zurückbringen?«

»Das ist zweifellos nicht meine Angelegenheit.«

»Mach es zu deiner, John!«

»Sagt ihnen, sie sollen ein gottesfürchtiges Leben führen, dann brauchen sie keine Reliquie.«

Uthman sagte: »Da stimme ich dir völlig zu. Aber das rechtfertigt nicht, dass du etwas gestohlen hast, das dir nicht gehört. Ich verachte Reliquien. Aber wenn du unser Freund sein willst, dann beschaffe den Splitter wieder.«

»Was? Das kann ich nicht. Er ist inzwischen in Tréguier, ich sagte es ja.«

»Nun, und?«

»Meine Auftraggeber lassen nicht mit sich spaßen. Das sind durchaus gefährliche Leute. Erinnert ihr euch daran, dass in Tréguier bei einer Jagd ein Sakristan starb? Er wurde ermordet. Er hatte sich gegen diese Ordensherren gestellt.«

Henri sagte: »Woher weißt du davon, John?«

»Ich habe ein ausgerissenes Blatt Papier gesehen, das jemand malte. Darauf war die Szene zu sehen. Und im Rücken des toten Sakristan steckte eine Saufeder. Sagt selbst, ob man daraus nicht schließen kann, dass der Mann ermordet wurde.«

»Ich kenne dieses Blatt«, sagte Henri, jetzt wieder hellhörig geworden. »Ich erhielt es von jemandem, der es am Tatort im Buchmalerhaus fand. Scheinbar achtlos hingeworfen, aber wie ein allzu deutlicher Fingerzeig.«

»So?« John zog die Augenbrauen hoch. »Nun, wie auch immer. Der Sakristan wurde ermordet, weil er die Ansicht der

Ordensritter von Tréguier nicht teilte, man könne jede Gewalt anwenden, um in den Besitz der Reliquie zu gelangen.«

»Und du teilst diese Ansicht nicht?«

»Auf keinen Fall!«

»Woher weißt du davon, John? Du scheinst alles zu wissen.«

»Ich hörte davon. Ich belauschte meine Ordensritter in der Herberge, in der sie abgestiegen waren.«

Henri kam ein Gedanke. »Plourivo Flaubert malte diese Szene, stimmt das nicht?«

John überlegte, ob er zustimmen konnte, ohne eine Spur preiszugeben. Dann sagte er: »Das kann sein, er weilte ja damals am bischöflichen Hof in Tréguier. Aber ich weiß es nicht genau. Ich weiß nur, dass er ein Andachtsbüchlein ausmalen sollte.«

Langsam setzte sich das Mosaik aus Einzelsteinen, das Henri im Kopf gehabt hatte, zusammen. Der Schmied war wirklich ein wichtiger Zeuge der Geschehnisse. Henri wusste aber noch nicht genau, inwieweit er darin so verstrickt war, dass man ihn auch als Täter bezeichnen konnte.

»Ihr habt also Plourivo damals bei der Jagdgesellschaft getroffen?«

»Sagte ich das? Nein. Ich habe ihn nicht getroffen. Zu einer solchen vornehmen Jagdgesellschaft hatte ich ja gar keinen Zutritt. Übrigens, wo befindet sich die gemalte Szene eigentlich?«

Henri dachte: Ich muss mir die Teilnehmer der Jagdgesellschaft, die Plourivo malte, einmal ganz genau ansehen. Vielleicht sehe ich darauf jemanden, der mir weiterhelfen kann. Die Behörde muss mir das Bild aushändigen. Dann sagte er: »Das Büro des Stadthauptmanns hat das Bild, es ist zu den Akten gelangt. Und dort wird es auch liegen bleiben, wahrscheinlich für alle Zeiten, bis es vergilbt. Aber die Tat soll nicht vergilben, nicht wahr, John?«

John beeilte sich zu sagen: »Niemals! So wahr uns Gott helfe!«

Uthman sagte: »Was kannst du noch über Tréguier erzählen, John? Ich sehe, dass Henri viel damit anfangen kann, was du berichtest.«

John sagte: »Ich hoffe, dass meine Heimatstadt jetzt wieder zu ihrer alten Bedeutung zurückfindet. Ihre Kreuzesreliquie wurde immer als weniger wundertätig angesehen als die von Quimper oder von Brest. Jetzt haben wir zwei wundertätige Heiltümer! Zwei besitzen mehr Kraft als eine einzige. Die Pilger werden kommen, und wir werden eine der bedeutendsten Städte der Bretagne werden!«

Henri sagte: »Dagegen habe ich nichts einzuwenden. Aber wenn das auf dem Boden einer Untat geschieht, dann wird Gott der Herr die Stadt Tréguier strafen.«

John erbleichte. Aber er sagte nichts.

Auch die Gefährten schwiegen gedankenverloren.

Henri blickte noch einmal zu der Kreuzesgruppe hinüber. Er sog das Bild des hinfälligen Jesus auf dem Totenbett mit allen Sinnen ein. In seinem Inneren glaubte er den markerschütternden Schrei des gemarterten Plourivo Flaubert zu hören.

Leid zu Leid, dachte er. Sühne zu Sühne. Der Heiland stehe uns allen bei.

Herbst 1316, der falsche Freund

Seine Finger fuhren über weiche Linien, zarte Mulden, schwellende Rundungen; ihre Lippen waren halb geöffnet, und er presste die seinen darauf. In der Mitte ihres Leibes fand er die Erfüllung, die er bisher in seinem Leben nur einmal erfahren hatte.

Jetzt war es doch geschehen. Warum auch nicht. In ihren Augen waren sie ohnehin verheiratet. Und in seinen Augen würden sie es auch immer sein, solange sie lebten.

Als sie danach auf dem Lager liegen blieben, umfing sie das Glück noch einmal mit aller Macht. Ja, dachte Sean, das ist möglich. Inmitten all dieser Leiden, dieser Kämpfe ist es möglich. Wir haben es uns zu verdanken. Und dem Herrn der Schöpfung.

Die Menschen sollten es öfter tun, dachte er mit ruhiger, erwachsener Klarheit, die ihn plötzlich überflutete, dann sind sie vielleicht nicht gezwungen, auf anderes auszuweichen, um zu vergessen, dass sie es eigentlich nicht tun dürfen.

Sean of Ardchatten und Angélique Maxime waren sich an diesem Abend näher gekommen, als sie ursprünglich geplant hatten. Aber sie ließen es geschehen.

Angélique hatte Sean gebeten, in die Herberge zu kommen. Sie hatte im Moment, nach der Pilgerfahrt, weniger Gäste und deshalb mehr Zeit. Und sie sehnte sich nach Sean. Und weil auch der Knappe sich ungetröstet fühlte und die Gefährten nicht da waren, hatte er sofort zugesagt und war zu ihr geritten.

Sie hatten miteinander gelacht, gegessen und getrunken, vielleicht ein wenig zu viel getrunken, und dann waren die Kerzen angegangen, die Nacht hatte sich herabgesenkt. Und es gab keinen Grund, nicht beieinander zu liegen. Denn vielleicht würde ohnehin bald alles zu Ende sein. Die Zeichen standen auf Abschied. Henri de Roslin hatte etwas Ähnliches angedeutet. Seine Ermittlungen in Quimper wären bald beendet und die Fälle gelöst.

Angélique sagte traurig: »Dann sehen wir uns vielleicht nie mehr wieder! Ist das schrecklich!«

»Aber nein. Ich besuche dich oft.«

»Aber du bist in der ganzen Welt unterwegs. Ich muss hier bleiben und meine Herberge führen. Wie sollen wir uns da sehen?«

»Ich kann frei bestimmen, wohin ich gehen will.«

»Aber willst du denn auch zu mir? Du wirst bald eine andere kennen lernen. Eine in Spanien oder eine im Land der Khasaren, irgendwo. Dann ist es aus. Du wirst mich vergessen.«

»Im Land der Khasaren? Du kleine Närrin! Nein. Ich vergesse dich niemals.«

»Es ist so schön mit dir. Warum haben wir es nicht früher getan? Das Leben ist so kurz.«

»Ja, das ist es.«

»Und es ist streng. Wir leben drei Jahrzehnte oder vier, und dann kommt schon der Schnitter.«

»Mein Herr Henri ist schon vierundvierzig Jahre auf der Welt.«

»Er sieht noch nicht so alt aus. Er wirkt noch jung.«

»Das ist für ihn kein Maßstab. Er sagt immer, ob man jung oder alt ist, das sei eine äußerliche Beschreibung, mit der eine Wertung verbunden sei. Für einen Menschen ist jedes Alter

gleich wichtig. Und man darf sich nicht von außen ansehen lassen. Die Menschen müssten in das Innere blicken.«

»Ich verstehe nicht genau, was er damit sagen will.«

»Er will damit wohl sagen, dass niemand stolz darauf sein sollte, ob er nun jung oder alt, dumm oder lebensweise ist. Dass jeder so verbraucht wird, wie er gerade ist.«

»Ich fühle mich auch schon schrecklich alt.«

»Du bist dreiundzwanzig!«

»Und du siebzehn!«

»Und was wollen wir damit ausdrücken? Das ist es ja, was mein Herr Henri meint. Dass man mit solchen Äußerlichkeiten überhaupt nichts aussagen kann. Dass es egal ist. Nur der Tod allein zieht seine Grenze.«

»Ach, so meint er das. Es klingt weise.«

»Meister Henri ist überhaupt ein großartiger Mensch.«

»Ich habe immer daran gedacht, dass ich ihn ausstechen muss, um dich für mich zu gewinnen. Dass ich mir Tricks ausdenken muss, damit er dich endlich loslässt.«

»Aber ich will nicht, dass er mich loslässt.«

»Und wenn er dich für immer festhält – was wird dann aus mir?«

»Angélique, wir leben beide unser Leben weiter. Wir werden uns noch oft treffen und gute Freunde bleiben. Was jetzt geschehen ist, das kann uns niemand nehmen.«

»Es ist traurig, sich vorzustellen, dass ich allein bin und dass du irgendwo da draußen bist und nicht an mich denkst. Ich darf gar nicht darüber nachgrübeln, sonst muss ich weinen.«

»Weine nicht. Das Leben ist zu kurz für Traurigkeit. Ich hätte sterben können, dann wäre alles ganz anders gekommen. So eng liegt alles zusammen.«

»O Gott, als ich dich in deinem Blut liegen sah, dachte ich, ich ertrage den Anblick nicht. Das Bild verfolgt mich. Was war das für eine schlimme Zeit!«

»Henri sagt, er wisse vielleicht sehr bald, wer mich überfallen hat. Er sei dem Täter auf der Spur. Er sei auch dem Mörder von deinem Buchmalergesellen auf der Spur. Wenn alles aufgeklärt ist, verschwinden wir.«

»Oh, Sean, Sean! Du sprichst so gefühllos. So, als seiest du in Gedanken schon auf der Reise und überlegtest, was es in irgendeinem fremden Hafen am Abend zu essen gibt.«

»Aber was redest du denn! Das stimmt doch gar nicht.«

»Es klang aber so.«

»Fest steht aber, dass ich diesmal mit den Freunden mitfahre.«

»Du bist dazu entschlossen?«

»Ja. Vor Wochen in Damme, in Flandern, als ich dich auf dem Schiff nach Brest kennen lernte, da dachte ich noch voller Wut daran, dass ich Guinivevre verlassen musste, weil Henri es verlangte. Er sagte, ich müsse zum Mann werden. Er hatte Recht, Angélique. So gern ich dich auch mag, ein Mann darf sich nicht zu früh an eine Frau binden.«

»Was glaubst du, dass es für dich noch zu entdecken gibt?«

»Nun – Abenteuer, Kämpfe bestehen, Ungerechtigkeit beseitigen. Meister Henri hat mir diese Sicht der Dinge beigebracht. Er war Templer. Das heißt, eigentlich ist er es immer noch. In seinem Herzen, meine ich. Den Templerorden gibt es ja nicht mehr. Aber es gibt die Tempelherren. Es ist eine Frage des Stolzes.«

»Ach, Sean! Komm noch einmal zu mir!«

Wieder fuhren seine Hände sanft über ihre weichen Linien, die zarten Mulden und schwellenden Rundungen ihres Leibes. Ihre Lippen waren halb geöffnet und schmeckten nach Salz und Leben. Sean fand die Erfüllung, die er gesucht hatte.

Aber er wusste jetzt zugleich, dass er sich auch davon lösen konnte. Er hatte gesucht und gefunden, wonach er sich gesehnt hatte.

Jetzt nahm er innerlich bereits Abschied. In seinen Augen würden sie auf eine andere, tiefere Weise immer beieinander sein, solange sie lebten.

John aus Tréguier betrat in dem Moment das Zimmer, als Sean und Angélique den Höhepunkt ihrer Vereinigung fühlten. Versunken in sich und in den geliebten anderen Menschen, im Gefühl, eins zu sein und nicht an Trennung zu denken, besinnungslos vor Glück.

Sie überhörten das Klappern der Tür.

Vorsichtig schlich sich John, der eine Weile gelauscht hatte, in das Schlafzimmer der Wirtin.

Ja, er hatte sie belauscht, und er hatte gehört, was er wissen wollte. Auch wenn er damit nichts beweisen konnte, in seinen Kopf jedenfalls waren diese Wahrheiten tief eingedrungen. Für eine Anklage vor seinem eigenen inneren Gerichtshof reichte es aus. Dann würde er weitersehen.

Henri de Roslin war ein Templer. Und Sean of Ardchatten war sein Knappe. John hatte es schon längst vermutet und jetzt die Bestätigung erhalten. Jetzt konnte er sie verkaufen. Aber er wollte den Beweis aus den Mündern dieser beiden schamlosen, nackten Halbwilden bekommen.

John fühlte sich großartig.

Er dachte nicht daran, wie rücksichtslos er vorging. Es war ihm gleichgültig. Er hatte diesen Henri und seine Kumpanen eingelullt mit Geschichten. Sie hatten ihm alles geglaubt. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte John das Gefühl, ihm gelänge alles. Hatte er sich bisher nicht bloß unterschätzt? War er nicht für ganz große Aufgaben gerüstet?

Er hatte die Reliquie! Er hatte den Mann aus dem Weg geräumt, der ihm den Mord an dem Sakristan in Tréguier nachweisen konnte! Er hatte sich in das Vertrauen der Templer

eingeschmeichelt und auch diese Juden überzeugt. Waren es Juden? Egal.

Alles lief nach Plan. Jetzt würde er die verhassten Templer den Gerichten ausliefern und im Triumph nach Tréguier zurückkehren. Die Monstranzen waren geplündert. Quimper würde in Bedeutungslosigkeit versinken. Die Konkurrenz dieser hässlichen Stadt, die sein Tréguier schon immer am Fortkommen gehindert hatte, war beendet.

Als er eintrat, genoss John einen Moment lang das Bild der Liebenden. Er beschloss, hinterher in ein Hübschlerinnenhaus zu gehen. Oder sollte er diese aufreizende Angélique vernaschen? Aber sie trug noch die Spuren dieses verhassten Knappen an ihrem lüsternen Leib.

John beschloss, sie mit Blicken zu nehmen, diesen nackten Körper, der wollüstig, schweißgebadet und duftend sich vor seinen Augen wölbte, sich dem Liebhaber entgegenstreckte, der ihn nahm, liebte, sich an seiner Fülle berauschte. Er nahm sie nur mit Blicken, so machte er sich nicht schmutzig.

John schrie: »Ihr verdammtes Hurenpack! Wollt ihr wohl aufhören, euch zu versündigen?«

Zu Tode erschrocken stoben sie auseinander. Sie lösten sich in einer Weise, die John erneut triumphieren ließ. War er nicht ein Herrscher? Warum hatte er das bisher übersehen? Er hatte sich bisher nur niedere Dienste zugetraut, die Schmutzarbeit für die Herren, er war gekommen und wieder davongeschlichen. Er hatte nirgendwo seine Signatur hinterlassen, weil er nicht dachte, er habe eine. Aber war er nicht Gott? Er trat auf und ging, wie es ihm gefiel, strafte und hinterließ.

Jeder hatte Angst vor ihm. Und er konnte so viel. Und er war beherrscht!

Angélique bedeckte ihre Blöße mit einer reizenden Geste der Scham. Seans strotzende Männlichkeit vermochte es, Johns

Auftrumpfen für einen Moment erschlaffen zu lassen, aber er fing sich wieder. Er riss die Kissen des Liebeslagers auseinander, schlug auf die Kissen, tobte und schrie.

Sean flüchtete zu seinen Kleidern, zog sich an. Angélique blieb entsetzt dort, wo sie war, ihr Gesicht war noch aufgelöst von der Liebe und doch schon furchtsam angespannt im Angesicht der neuen Gefahr.

Wie kam dieser Berserker dazu, in ihr Zimmer einzudringen? Sie erkannte ihn flüchtig von seinen Besuchen bei den Ordensrittern. Sie hatte ihn und seine schamlosen Blicke nie gemocht. Jetzt hatte er endgültig eine Grenze überschritten.

John brüllte: »Ihr beiden steht mir jetzt Rede und Antwort! Jetzt ist Schluss mit der Schauspielerei!«

Sean fasste sich. »John aus Tréguier, nicht wahr? Du bist schon einmal in einem Moment aufgetaucht, der in meinen Augen sehr ungünstig war.«

John brüllte: »Schnauze halten! Wenn ich erscheine, ist der Moment immer günstig, merk dir das!«

Sean wollte Zeit gewinnen, versuchte, ruhig zu werden, und sprach zu Angélique: »Er war es, der Henri zum Domherrn schleppte, um ihm den Raub des Splitters nachzuweisen.« Und dann: »Was willst du von uns, John?«

»Ich frage, du antwortest nur, verstanden?«

»Und was willst du wissen?«

»Ich will endlich Geständnisse! Ich weiß bereits alles, aber ich will es laut und deutlich hören. Und dann ziehen wir vors Gericht und urteilen euch ab!«

Angélique sagte mit leiser, gefasster Stimme: »Was hast du gegen uns? Was hast du gegen meinen Sean und gegen Henri?«

»Ihr seid mir einfach im Weg. Und was im Weg steht, wird weggeräumt. Solange es euch gibt, kann ich meine Pläne nicht zu Ende bringen.«

Sean stand kerzengerade. »Also, was willst du wissen?«

»Ich will es nicht nur wissen. Ich will, dass du deinen Herrn und Gebieter anklagst und vor Gericht Eide ablegst, mit denen wir ihn auf den Scheiterhaufen bringen können.«

Angélique schrie leise auf. Sie zog sich das Bettlaken schützend vor das Gesicht, sodass nur noch ihre Augen zu sehen waren.

»Das wird niemals geschehen, John. Warum sollte ich so etwas tun?«

»Weil ich es will!«

Tapfer sagte Sean: »Reicht das aus, John?«

»Dein großartiger Sir Henri ist ein ganz gewöhnlicher Reliquiendieb! Und du begreifst es nicht, weil du verblendet bist von dem Firlefanz, den er vor deinen Augen aufführt.«

»Meister Henri ein Dieb? Dass ich nicht lache! Ein so edler und großzügiger Mann, der die Verkörperung seines Ordens ist, soll stehlen?«

»Welchen Orden verkörpert er denn?«

»Na, den Tempelorden, den geistlichen Ritterorden, der zum Edelsten gehört! Er ist...«

Angélique stieß einen warnenden Laut aus. Sean begriff, dass er mehr gesagt hatte, als er durfte.

John lachte: »Also Tempelritter ist dein großer Meister, wie? Ich habe es geahnt! Ein Ketzer! Wir werden ihn ganz legal, mit Hilfe aller erlaubten Gesetze, vor den Henker bringen. Und du, mein Freund, wirst mir dabei helfen.«

»Niemals! Warum sollte ich eine solch schändliche Tat tun?«

»Weil du dadurch deinen eigenen weißen Hals rettetest, mein Junge! Denn auch du kommst als Knappe des Tempels auf den Scheiterhaufen – es sei denn, du lieferst deinen Herrn freiwillig ans Messer!«

Angélique flüsterte: »Er hat Recht, Sean.«

Sean war erbleicht. Er hatte noch nicht darüber nachgedacht. Das Schlimme war, dass John ihn damit in der Gewalt hatte.

John registrierte, dass seine Worte ihre Wirkung nicht verfehlt hatten. Er blickte zu der jungen Frau hinüber. Konnte es sein, dass er in ihr eine unfreiwillige Helferin bekam? Er musste sie auf seine Seite ziehen.

John sagte jetzt beschwörend und bewusst zurückhaltend: »Liefere Henri de Roslin aus, Sean. Er ist ein verwerflicher Mann, der als Templer viele Menschen getötet hat. Du aber bist unschuldig. Warum willst du dein Leben wegwerfen, indem du dich an ihn bindest? Du fängst dein Leben doch gerade an – an der Seite dieser wunderbaren jungen Frau! Entsage dem Tempel, entsage der Vergangenheit! Der Orden ist tot und soll in Frieden ruhen. Lebe du dein eigenes Leben.«

»Er hat Recht, Sean! Begreifst du, welche Gelegenheit uns das bietet? Er hat ja so Recht!«

Angélique war wie von Sinnen. Sie dachte nicht klar. Sie ergriff nur den Strohalm, den John ihr darreichte.

Sean schüttelte den Kopf. »Henri verraten? Das kann ich nicht. Damit würde ich die siebzehn Jahre, die hinter mir liegen, und die zehn Jahre im Tempel beschmutzen. Ich würde alles verraten, was mir teuer gewesen ist! Das kannst du nicht von mir verlangen, Angélique.«

»Doch, ich kann, Sean! Dies ist unsere einzige Gelegenheit, die uns das Leben bietet. Und ich will dafür kämpfen! Verlasse Henri, er ist ein hartherziger, verbotrter Mensch, der nur das Überleben seines Tempelordens im Sinn hat! Das ist sein einziges Ziel, den Orden wieder zu beleben. Dafür tut er alles. Alles andere ist ihm einerlei. Auch du bist ihm letztlich einerlei. Der Jude und der Sarazene sind ihm einerlei. Es geht ihm nur um die Aufrichtung des gestürzten Tempels!«

Hört, hört!, dachte John. Welch erfreuliche Neuigkeiten. Da haben wir ja alle Anklagepunkte auf einem Blatt versammelt.

Sean ging hinüber zu seiner Geliebten. Er fasste ihre nackten Schultern und sagte: »Angélique, bei unserer Liebe! Komm zu dir! Das kann alles nicht dein Ernst sein! Ich kann mich doch nicht so in dir getäuscht haben. Verrat am Heiligsten, das ist kein Spiel, das man aus Lust und Laune spielen kann. Oder aus Eigennutz. Es geht dabei um Menschenleben. Sie werden auch Joshua und Uthman umbringen, denn ein Jude und ein Sarazene gelten ihnen als noch minderwertiger.«

Sieh an, dachte John, das sind also die beiden wilden Krieger. Zwei Ketzer als Dreingabe dazu. Es wird ein schönes Feuer geben!

Angélique umfasste Seans Kopf mit beiden Händen. Dabei rutschte das Laken an ihrem Körper hinab, und John konnte lüstern ihre vollen, runden Brüste betrachten. Angélique beachtete ihre Blöße nicht.

»Sean! Ich kämpfe um dich! Du bist mein Glück. Was geht mich der Tempel an?«

»Der Tempel ist das Wichtigste, Angélique. Begreifst du das nicht?«

»Nur du und ich sind wichtig, Sean! Unsere Liebe, nicht der Tempel!«

»Doch, Angélique! Er ist wichtig, weil er Ideen und moralische Prinzipien in sich vereinigt, die unersetzbar sind. Und die wieder eingesetzt werden müssen, damit Willkür und Machtmissbrauch ein Ende haben. Wenn es den Tempelorden auf Dauer nicht mehr gibt, werden Menschen wie dieser John aus Tréguier das Sagen haben, die nur eigennützige Interessen verfolgen! Dann gibt es keine übergeordneten Ideale mehr! Und der Tempel ist für mich ganz wichtig, weil ich in ihm alles gelernt habe, was mir heilig ist.«

Enttäuscht sank Angélique in sich zusammen. Sean bedeckte ihre Blöße mit dem Tuch. Er streichelte ihr Gesicht.

»Begreife das doch, Angélique!«

»Wenn ich dir weniger wert bin«, entgegnete Angélique trotzig, »als deine abstrakten Prinzipien, dann hat alles keinen Sinn.«

»Aber so höre doch! Das eine ist doch mit dem anderen überhaupt nicht zu vergleichen. Jeder Mensch hat noch andere Dinge zu beachten als sein kleines Liebesglück. Auch du hast diese Herberge, die dir alles bedeutet.«

»Ich würde sie sofort aufgeben, wenn sie unserem Glück im Weg stünde, Sean.«

Sean war verblüfft. »Das würdest du?«

Verwundert sagte sie: »Ja, natürlich! Hast du das nicht gewusst? Auf der Stelle.«

»Das hätte ich nicht gedacht«, sagte Sean beeindruckt. »Aber trotzdem, nein, ich kann Henri nicht aufgeben. Und verraten kann ich ihn schon gar nicht. Es ist undenkbar!«

»Du brauchst ihn nicht zu verraten. Ich sehe schon, dass es ungerecht wäre und er leiden müsste. Aber verlassen kannst du ihn. Du bist nicht sein Eigentum.«

»Ich kann beides nicht.«

John sah seinen Einfluss schwinden. Er handelte. Er sprang an das Bettlager, stieß Sean zur Seite und griff nach Angélique. Eine Hand fuhr grob zwischen ihre Schenkel, den anderen Arm legte er wie einen Schraubstock um ihre Brüste. In der Hand hielt er auch sein Messer in bedrohlicher Nähe.

»Ihr werdet mir beide zu Willen sein. Du, Sean, verpflichtest dich jetzt auf der Stelle zum Verrat. Du wirst mich zum Gericht begleiten. Und du, Angélique, wirst dich mir hingeben. Ich werde mit dir das Gleiche tun, was der ungestüme Sean getan hat.«

»Nein!« Sean ging auf John zu.

John setzte Angélique augenblicklich das Messer an den Hals. Er grinste Sean an, ließ seine Blicke über Angéliques nackten Körper gleiten und leckte sich die Lippen.

»Keinen Schritt näher. Setz dich dort hin. Und schaue uns zu. Ich zeige dir jetzt, was ein richtiger Mann mit einer Frau tut. Du kannst daraus lernen!«

Angélique wimmerte. »Nein, John, bitte nicht.«

Sean sagte: »Tu das nicht, John. Ich werde dich töten!«

John lachte nur grob.

»Sean!«, flehte Angélique. »Tue etwas!«

John begann vor Seans Augen, seine Hand zwischen Angéliques Schenkeln zu bewegen. Angélique schloss die Augen. John ließ seine Finger spielen. Angéliques wunderbare Schenkel versuchten, sich zu schließen.

Sean konnte den Anblick nicht ertragen. Er wollte auf John einschlagen. Aber er blieb, wo er war, denn John setzte nun sein Messer an Angéliques Brust und begann ganz allmählich, in sie hineinzubohren. Angélique schrie auf. Ein feiner Blutfaden lief über die rosige Spitze ihrer Brust hinunter.

John kicherte.

Sean sagte entsetzt: »Nein! Hör auf damit! Ich tue alles, was du willst!«

»Wirklich?«, fragte John scheinheilig. »Aber es ist zu spät! Siehst du, jetzt macht mir das hier Spaß. Es macht mir wirklich sehr großen Spaß, Sean. Es gibt wirklich noch andere Dinge im Leben, die wichtiger sind als abstrakte Ideale – da hat dein kleines Mädchen ganz Recht!«

»Was soll ich tun, John?«, fragte Sean.

»Du kommst mit mir vor den Magistrat der Stadt«, antwortete John schnell. »Du packst aus.«

»Was soll ich sagen?«

»Dass Henri Templer ist – und ein ganz gefährlicher dazu, denn er will sein Ordenshaus wieder errichten. Dass er seinen verborgenen Schatz hütet – das wird die Anklage gegen ihn beschleunigen, denn alle brauchen den Reichtum der Templer, sie sind ganz versessen darauf. Du gibst zu Protokoll, dass

Joshua ein verdammter Jude ist und Uthman ein verdammter Sarazene. Du selbst kommst davon, man hat dich als unschuldigen Knaben nur verführt. Ich bezeuge es. Man wird dich laufen lassen. Dann kehrst du zu deinem liebesbereiten kleinen Mädchen hier zurück...«

Johns Hände fuhren über ihren nackten Leib.

»... und ihr könnt tun und lassen, was ihr wollt. Mich werdet ihr dann nie wieder sehen. Ich verschwinde ein für allemal aus eurem Leben.«

»Sean!« Angélique blickte den Knappen mit Tränen in den Augen an.

»Also gut, John«, sagte Sean mit erstickter Stimme. »Du hast gewonnen. Ich werde tun, was du von mir willst.«

»Na also!«

»Aber höre! Du kommst niemals wieder in die Nähe von Angélique! Wenn ich dich im Umkreis von zehn Meilen erblicke, erschlage ich dich wie einen tollen Hund! Hast du verstanden?«

John lachte hässlich. »Ich verstehe dich, Sean! Was in Zukunft geschieht, das werden wir sehen. Jetzt tun wir erst mal das, was im Moment getan werden muss.«

John ließ die junge Frau los. Angélique bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und weinte hemmungslos.

Sean blieb wie erstarrt stehen. Er war unfähig, sie zu trösten. Seine Gefühle waren völlig durcheinander. Er wusste nicht, was mit ihnen beiden nach diesen Augenblicken der Gewalt Johns geschehen würde.

Ob es wirklich einen neuen Anfang für sie gab?

John triumphierte.

Immer eins nach dem anderen, dachte er.

Herbst 1316, die Schuld

Henri fiel ein, dass John einen Satz fallen gelassen hatte, als er ihn zur Rede stellte. Wie hatte er gelautes? Henri grübelte einen Augenblick nach. Es kam ihm plötzlich so vor, als wäre es ein entscheidender Hinweis gewesen, aber Henri hatte es nicht gleich verstanden. Jetzt begann dieser Satz in seinem Inneren wieder zu entstehen, mit seinen Lauten, die sich zu Worten formten. Wie hatte er nur gelautes?

Henri kam nicht drauf.

Doch dann, als er etwas anderes denken wollte, war der Satz da. Er stand klar in seinem Bewusstsein. John hatte gesagt, er sei seit Wochen nicht mehr in seinem Haus gewesen, könne also auch nichts von einem sterbenden Gefangenen wissen, den jemand in seinem Hühnerstall abgelegt hatte. Aber Henri hatte das Hühnerhaus, in dem er Plourivo gefunden hatte, überhaupt nicht erwähnt!

Das war der Beweis! John hatte Plourivo dort gefangen gehalten und gequält. Er war sein Mörder!

Henri traf mit Uthman zusammen, der sich am Hafen nach Schiffen umgesehen hatte, die in nächster Zeit Quimper verließen, und erklärte ihm die Sache. Sie beschlossen, gemeinsam zu Johns Haus zu gehen und es zu durchsuchen. Jetzt musste mit offenen Karten gespielt werden.

Henri wusste nicht, ob er Dinge finden würde, die ihm weiterhalfen. Aber er musste es versuchen. Er musste endlich etwas in die Hand bekommen, um John vor Gericht zu bringen. Dafür brauchte er handfeste Beweise, die er sich nur selbst

beschaffen konnte. Es wäre unerträglich, dachte Henri, wenn dieser Schmied aus Tréguier mir durch die Lappen geht.

Uthman und Joshua wohnten inzwischen im Kloster. Henri hatte ihnen dort das Quartier besorgt, das sie brauchten, um von judenfeindlichen Hetzern nicht mehr belästigt zu werden. Uthman und Joshua galten bei den Klosterbrüdern als seine Handelsgehilfen. Henri hatte den Vorfall in der Herberge nicht weiterverfolgt, mochten die Gäste dieser Hochzeitsfeier sehen, wie sie ihren Ausfall mit ihrem Gewissen vereinbaren konnten.

Henri war John noch immer dankbar dafür, dass er den Gefährten zu Hilfe gekommen war. Nicht auszudenken, was sonst geschehen wäre! Aber Henri wusste jetzt, es war nicht aus selbstlosen Motiven heraus geschehen. John führte etwas im Schilde.

Joshua blieb im Kloster. Er fühlte sich körperlich unwohl dort, aber da die Mönche ihn in Ruhe ließen und er in seiner Zelle unbehelligt im Talmud lesen konnte, war er für den Moment zufrieden. Henri hatte seinen Gefährten versprochen, dass sie gleich nach der Aufklärung des Falles gemeinsam Quimper verlassen würden.

Jeder von ihnen hatte inzwischen einen Grund, die Stadt immer unangenehmer zu finden. Sie würden Sean mit sich nehmen. Angélique musste zurückbleiben.

Henri und Uthman machten sich sofort auf den Weg. Quimper war schon wieder voller Menschen, die zur Kathedrale pilgerten. Es gab einen Anlass, den Henri nicht kannte. Sie bahnten sich zu Fuß ihren Weg und erreichten die ruhige Vorstadt. Den Weg an der Stadtmauer entlang mussten sie mit Eseln teilen, die ein Stallknecht vor ihnen hertrieb. Sie schluckten den Staub der unbefestigten Gasse.

Als sie Johns Haus erreichten, hatten sie nicht den Eindruck, John wäre in den letzten Tagen anwesend gewesen. Alles wirkte friedlich und verlassen.

Sie durchsuchten zuerst den Hühnerstall. Hier waren jedoch nur Schmutz und Abfall, Überreste einer Mahlzeit, die John vor den Augen des Verhungerten gehalten haben musste. Henri brach erneut das Schloss auf, und sie betraten das dunkle Haus.

Im Inneren roch es nach schlechter Luft und Steinstaub. Henri stieß einen der hinteren Fensterläden auf. Das hereinfallende Licht lag jetzt auf allen Gegenständen und Geräten, die Henri schon kannte und die sich noch immer unberührt in dem Raum befanden. Dazu ein Tisch mit einem Stuhl, das Wandregal mit Bechern und Holztellern, die halb offene Feuerstelle, das Strohlager. Neben der Feuerstelle ging es durch eine Tapetentür, die Henri bisher noch nicht bemerkt hatte, in einen zweiten Verschlag.

Sie begannen, den Verschlag zu durchsuchen. Rostige Geräte, Kästen und zerschlagene Fässer. Sie nahmen alle Dinge von den Regalen und klopfen sie ab. Da sie nicht genau wussten, wonach sie suchten sollten, war alles interessant. Uthman förderte zwei stumpfe Messer aus einem blauen Steingutkrug zutage, Henri den abgeschnittenen, buschigen Schwanz eines Eichhörnchens.

Nach Lage der Dinge konnte John hier nichts anderes verstecken, das für sie wichtig war.

Sie gingen in den Wohnraum zurück und sahen sich um. Hier bot lediglich das Bett ein Versteck. Sie klappten die angeschmutzten Decken zurück. Darunter kam der silberne Reliquienkasten zutage.

Uthman stieß einen Pfiff zwischen den Zähnen aus.

»Na also«, sagte Henri lakonisch. Er öffnete den Kasten. In rotem Samt eingebettet lag das längliche Kreuz, in dem wiederum der heilige Kreuzessplitter eingebettet war. »Es ist aus St. Corentin.«

»Er lässt es einfach hier herumliegen, und ganz Quimper sucht das Ding«, sagte Uthman kopfschüttelnd. »Aber es ist vielleicht der unverdächtigste Platz.«

»Als ich das erste Mal herkam, habe ich auch nicht auf dem Strohlager nachgesehen.«

»Was machen wir damit? Sollen wir den Kasten mitnehmen und riskieren, dass er es merkt?«

»Ich denke ja«, sagte Henri. »Wir nehmen aber nur das Kreuz mit der Reliquie mit. Den Heiltumskasten lassen wir, wo er ist. John muss nicht auf den ersten Blick merken, dass wir den Splitter haben. Er wird nicht dauernd in den Kasten hineinschauen.«

Henri wollte, dass Uthman das Kreuz einsteckte. Aber der Sarazene scheute davor mit einem Ausdruck des Widerwillens zurück. Also steckte Henri es in seinen Umhang. Er verschloss die Eingangstür wieder, indem er die Riegelzunge am Schloss einrasten ließ. Von außen konnte niemand auf den ersten Blick erkennen, dass Unbefugte im Haus gewesen waren.

Sie gingen in die Stadt zurück. Joshua würde schon auf sie warten. Vielleicht war auch Sean schon zurück, der Angélique besuchen wollte. Die Gefährten waren guter Dinge. Sie konnten den Splitter an den Domherrn zurückgeben. Und Quimper endlich verlassen.

Joshua klappte das Buch der Bücher zu. Seine Leute waren immer ein Volk des Buches gewesen, es galt ihnen als heilig. Die Thora war mehr als ein Buch. Es war Gott, zum Wort geworden. Er legte es vorsichtig auf den einfachen Tisch der Zelle.

Er schaute hinaus in den Garten und erfreute sich an den Blumen und Kräutern. Hornklee, Anis, Frauenminze, Myrrhendolde und Pastinaken dufteten betörend. Ein Pirol

setzte seine drei unvergleichlichen Töne. Joshua fühlte sich einen Augenblick lang so wohl wie schon lange nicht mehr. Es fehlt nicht viel zum Glück, dachte er, es braucht Ruhe, um zu sich zu kommen, es braucht das Wort, es braucht die Abwesenheit von Gewalt.

Als die Gefährten eintraten, fühlte er sich dennoch nicht gestört. Er erblickte sie zu gern. Sie waren seit Jahren ein wichtiger Teil seines Lebens geworden.

Henri hielt ihm etwas hin. Es war das Abbild der Pein des Propheten Jesu. Joshua blickte Henri verwundert an. Henri zeigte auf das Kreuz, auf eine Stelle, die sich mit einem Finger aufschieben ließ. Drinnen lag ein langer Splitter. Breit und aus hellem Holz.

»Was ist das?«, wollte Joshua wissen.

»Du erkennst es nicht?«, fragte Uthman. »Mein lieber Joshua!«

Henri sagte: »Schau genauer hin.«

Joshua sagte: »Nun, es ist ein Kreuz, das ist klar. Und darin liegt ein langer Splitter. Ist das der Splitter?«

»Ja.«

Joshua sagte nach einem weiteren, prüfenden Blick: »Dann ist er falsch.«

»Was? Wie kannst du dir so sicher sein?«

»Darf ich die Reliquie herausnehmen?«

Ohne zu zögern, sagte Henri: »Nimm sie.«

»Aber ich bin Jude, einer derjenigen, die Jesus ans Kreuz geliefert haben.«

Henri sagte: »Du bist Joshua ben Shimon. Nimm den Splitter in die Hand.«

Joshua nahm die Reliquie heraus, wendete sie und rieb sie zwischen den Fingern. »Es ist eine Fälschung.«

»Und warum?«

»Das Holz ist eindeutig Esche. Und Eschen kommen in ganz Palästina nicht vor. Also kann dieser Splitter nicht von dem Kreuz sein, an dem Jesus Christus starb. Fast bin ich erleichtert darüber, denn so begehe ich keinen Frevel, wenn ich den Splitter anfasse.«

»Und du bist ganz sicher?«

»Ganz sicher!«

»Gut. Gib mir den Splitter.« Henri legte ihn wieder in das Kreuz. »Das ändert nichts. Es ist jedenfalls eindeutig die Reliquie aus der Kathedrale St. Corentin. Der Domherr hat mir alles ganz genau erklärt.«

»Was machen wir?«, fragte Uthman.

Henri überlegte. »Ich könnte veranlassen, dass die Behörden das Haus Johns durchsuchen. Dann liegt der Fall bei ihnen, und es kann uns egal sein, wie die Sache verläuft. Wir können Quimper verlassen.«

»Mach es so!«, sagte Joshua.

Joshua sagte: »Es wäre das Beste, damit wir endlich weiterkommen.«

»Dann geben wir die Sache natürlich aus der Hand«, sagte Henri. »Und führen sie nicht zu Ende, wie wir es immer gehalten haben.«

»Dieses eine Mal sei uns das gestattet«, sagte Uthman.

In ihr Gespräch hinein läutete die Glocke zur Abendspeisung.

»Wir sprechen nach dem Essen weiter darüber«, schlug Henri vor. »Jetzt habe ich Hunger.«

»Was für ein schönes Leben«, freute sich Uthman. »Wir finden im Vorbeigehen Heiligtümer, leben in Saus und Braus, wohnen kostenlos. Alles ist wunderbar!«

»Warte nur ab«, sagte der stets misstrauische Joshua. »Irgendetwas Schlechtes wird schon noch passieren!«

»Ach was! Du bist ein ewiger Pessimist! Der ewige Jude als ewiger Pessimist!« Uthman lachte und schlug Joshua so heftig auf die Schulter, dass er zusammensackte.

Sie gingen ins Sommerrefektorium hinüber. An Sechsertischen hatten die Mönche feste Sitzordnungen. In der Mitte des lang gestreckten Raums stand das Pult für den Vorleser. Er las bereits aus den Schriften des heilig gesprochenen Bernhard von Clairveaux. Während des Essens herrschte Schweigegebot.

Der Küchenbruder deckte auf.

Der Vorleser las: »*Was ist Gott? Er ist Länge, Höhe, Tiefe. Gott ist Eins und ist Oben. Er ist Alles.*«

Der Küchenbruder legte das allerheiligste Nahrungsmittel auf die Tische: das Brot. Mit vor der Brust gekreuzten Armen warteten die Brüder auf das weitere Essen.

Die Freunde hielten sich an alle Regeln. Joshua hatte inzwischen gelernt, sich mit Vorsicht zu bewegen.

Nach dem Brot kam Biberpiscis, ein Biberbraten, der im Kloster als Fisch ausgegeben wurde. Um das zu rechtfertigen, hatte der Koch den Tieren die Füße abgehackt. Danach servierte er Fasan aus der klösterlichen Zucht in einer Sauce aus Beeren, Ingwer und Nelken. Den Abschluss bildeten eine weiche und feine Pastete und eine rote Süßspeise in Mandelmilch.

Joshua verhielt sich weiterhin bei allen Speisen vorsichtig. Aber Henri nickte ihm jedes Mal zu, wenn er sein Messer oder die zweizahnige Gabel in das Mahl tauchte. Eine dreizahnige Gabel war in diesem Kloster verboten, weil sie an die Forke des Teufels erinnerte. Der Abt aß mit Besteck aus Hirschhorn, an dessen Griff Goldverzierungen zu sehen waren. Einige Brüder aßen auch mit den Händen, wie es Jesus getan hatte. Uthman langte hungrig und ohne nachzudenken zu.

Jeder trank aus einem großen Becher Pigmentwein, der aus rotem Wein, Wasser, Honig, Paradieskörnern und Nardenwurzeln bestand. Der Kellermeister, Herr über alle Gewürze des Klosters, hatte das Getränk serviert.

Als das Mahl beendet war, rülpsten die Brüder ungeniert. Der Vorleser hatte seinen Text schon beendet und das Buch zugeklappt. Man betete noch einen Moment lang stumm und mit gesenktem Kopf. Dann erhoben sich alle, verbeugten sich gegeneinander und in Richtung des Abtes, der an der Stirnseite des Saales saß – und in einer Prozession verließen die Mönche das Sommerrefektorium.

»Sie essen und trinken maßlos«, flüsterte Joshua beim Hinausgehen Henri zu.

»Sie glauben, dicke Männer seien klüger als dünne«, gab Henri zurück. »Hat es dir nicht geschmeckt?«

»Doch, wunderbar. Wenn ich auch nicht darüber nachdenken möchte, ob alles kosher war. Und dann der Wein!«

»Nur Wein stillt den Durst von Mönchen«, sagte Henri heiter. »Sie glauben, Wasser feuchtet nur an, aber Wein stärkt und schützt vor Unbill und Krankheiten.«

»Kommt ihr geistiges Leben nicht zu kurz dabei?«

»Das wage ich nicht zu beurteilen«, sagte Henri. »Wenn ich auch gehört habe, dass die Krankenlager in diesem Kloster immer überbelegt sind. Und das hat damit zu tun, dass ihre Regel besagt, dass jeder Mönch auf den Genuss von vierfüßigen Tieren vollständig verzichten soll, mit Ausnahme der schwachen Kranken. Im Krankenbau schlemmen sie richtig – aber krank werden sie erst dadurch.«

Joshua musste schmunzeln. Uthman hielt sich wohligh den Bauch und sagte: »Es geht nichts über eine gute Mahlzeit. Wenn ich auch zugeben muss, dass ein voller Bauch nicht gern über Entsagungen nachdenken mag. Immerhin werden diese

Mönchlein regelmäßig ihrem Herrn im Gebet danken, weil er sie so gut versorgt.«

Ins Gespräch vertieft erreichten die Gefährten den Wohntrakt. Henri hatte Uthman und Joshua aufgefordert, in seine Zelle zu kommen, damit sie weiterberaten konnten, was zu tun sei. Henri öffnete die Tür zur Zelle – und schrak zurück.

In der hintersten Ecke, dort, wo sich schon abendliche Dunkelheit ausbreitete, saßen John und Sean auf dem Fußboden. In Seans Blicken las er sofort, dass er nicht freiwillig hergekommen war.

»Guten Abend, geistliche Brüder!«, empfing sie John. »Wo alle im Kloster beim Essen sind, dachte ich, ich besuche euch ungesehen.«

»Was tust du hier, John?«, fragte Henri. »Ein Kloster ist wohl nicht der richtige Ort für einen Sünder wie dich!«

»Ich wollte dir deinen Knappen bringen, Henri! Bist du mir dankbar dafür? Hätte sein können, er büchst aus, wenn ich nicht an seiner Seite bin.«

»Wie meinst du das, John?«

»Willst du es ihnen erzählen, Sean? Na los!«

Sean sagte mit gepresster Stimme: »Er zwingt mich zu dem, was ich jetzt von dir fordere, Meister Henri! Glaub mir, ich tue es nicht aus freien Stücken.«

Henri nickte. »Sprich schon.«

»Er will, dass ich vor dem Magistrat der Stadt aussage.« Sean stockte.

»Was sollst du aussagen, mein Sean?«

»Ich soll verraten, dass du Templer bist – und ein ganz gefährlicher dazu, denn du willst dein Ordenshaus wieder errichten. Dass du deinen verborgenen Schatz hütest. Ich soll zu Protokoll geben, dass Joshua ein verdammter Jude ist und Uthman ein verdammter Sarazene. Ich selbst komme davon,

man hat mich als unschuldigen Knaben nur verführt. John will es bezeugen...«

»Warum tust du das, mein Sean?«

»Er vergreift sich sonst an Angélique.«

Henri wendete sich an John. »Damit zeigst du endlich dein wahres Gesicht, nicht wahr? Du hast das alles von langer Hand vorbereitet. Und uns alle betrogen. Selbst die Befreiung von Uthman und Joshua geschah nicht aus Menschenfreundlichkeit, sondern aus kalter Überlegung.«

»Erraten! Bravo!«

»Du bist ein Schwein, John!«

»Natürlich! Was könnte ich sonst sein?«

»Ein Mensch!«

»Bah! Menschen gibt es genug! Kleine Existenzen, die morgens zu Gott beten, mittags verdauen und abends sündigen. Warum sollte ich dazugehören?«

»Du gehörst dazu, John, ob du willst oder nicht. Vor den Toren des Himmels wirst du eines Tages zur Rechenschaft gezogen wie alle anderen.«

John wollte an diese Schreckensvision nicht erinnert werden. Er sagte: »Zum Geschäft!«

»Was willst du?«

»Sean wird gegen dich und deine Kumpanen dort aussagen. Ich habe sie befreit, damit sie zum Einsatz gehören, um den ich spiele, verstanden? Es gibt eine Möglichkeit für dich, Templer, den jungen Knappen aus der Sache rauszuhalten.«

»Welche ist das, John?« Henri bemühte sich, ruhig zu bleiben.

»Du selbst trittst vor deine Richter und legst ein Geständnis ab. Du bezichtigst dich der Ketzerei, wie deine Ordensmeister in den Kerkern sich selbst bezichtigt haben. Da du es freiwillig und ohne Folter tust, wird man dir glauben. Man wird dir Absolution erteilen und dich und deine Helfer auf den

Scheiterhaufen verbrennen. Dann -aber auch erst dann, wenn die Glut in Asche übergeht -lasse ich Sean laufen, und Angélique sieht mich nicht mehr wieder.«

Uthman zog seinen Dolch. »Es gibt eine dritte Möglichkeit! Ich zeige sie dir!«

Er sprang auf John zu. John hatte ebenfalls ein Messer in der Hand und hielt es an Seans Hals. Henri machte eine abwehrende Geste in Richtung seines Gefährten.

»Halt, Uthman!«

»Ich töte ihn! Dann ist das Problem gelöst!«

»Nein! Wir sind in einem Kloster. Es wäre eine Todsünde, die alle ausbaden müssten.«

»In Klöstern ist immer gemordet worden. Hast du uns nicht selbst erzählt, wie du im englischen Kloster St. Albans gewesen bist und wie dort Mord und Totschlag herrschten?«

»Aber wir dürfen nicht Leben antasten, Uthman! Verstehst du? Auch als Muslim darfst du in Heiligtümern auf keinen Fall Gewalt anwenden, das weißt du! Und ein christliches Kloster ist ein Heiligtum.«

Uthman senkte seinen Dolch. »Und was machen wir stattdessen?«

Henri sagte: »Ich gehe auf seine Forderungen ein. Ich stelle mich. Domherr und Magistrat sollen über mich richten. Im Bischof von Quimper werde ich einen Fürsprecher haben. Ich habe mich ihm gegenüber schon einmal verleugnet. Noch einmal werde ich es nicht tun. Er wird mich gerade deshalb unterstützen.«

»Aber das ist Wahnsinn, Henri!« Joshua stellte sich dicht vor den Freund. »Sie werden dich aburteilen. Templer sind Staatsfeinde! Wie willst du dich verteidigen? Denk daran, dass dann deine ganze Sache in Trümmer fällt! Wer soll den Tempel wieder errichten, wenn du nicht mehr bist?«

Henri legte dem Freund die Hände auf die Schultern. »Guter Joshua. Deine Sorge rührt mich. Aber glaube mir, ich ginge nicht, wenn ich in aussichtsloser Lage wäre. Nein, mir wird nichts geschehen. Sie erkennen meine Ehrlichkeit. Ich habe Fürsprecher, die auf meiner Seite stehen.«

Uthman schüttelte den Kopf. »Er ist verblendet. Wie kann es sein, dass du die Dinge so falsch siehst, Henri? Joshua hat ganz Recht. Sie werden dich hinrichten!«

Jetzt war Seans klägliche Stimme zu vernehmen. »Nein, Henri, tue es nicht. Ich sehe ein, dass ich das nicht von dir verlangen kann. Sie werden dich töten! Und dann werde ich meines Lebens nicht mehr froh!«

»Und Angélique?«, fragte Henri.

»Angélique hat mich verwirrt. Sie verlangte es von mir. Sie sagte, dann wären wir dich und die Pflichten los und könnten endlich anfangen zu leben.«

»Hat sie nicht Recht damit, Sean? Ist es dir nicht längst eine Last, mit uns zusammen zu sein? Empfindest du es nicht schon seit einiger Zeit als eine Einmischung in dein Leben?«

»Es kann sein, Henri, dass ich das hin und wieder so empfunden habe. Aber in diesem Moment ist es anders. Ich will nicht, dass wir uns je trennen! Wir stehen alles gemeinsam durch.«

Henri sagte gedankenverloren: »Niemand entgeht seinem Schicksal. Vielleicht ist es an der Zeit, den wirklichen Verhältnissen ins Auge zu blicken.«

»Aber das tun wir die ganze Zeit über!«, sagte Joshua. »Das heißt doch nicht, dass du dich der Willkür ausliefern musst! Was ist los mit dir, Henri?«

»Ich denke schon seit langem darüber nach«, sagte Henri müde, »ob der Tempel nicht große Fehler gemacht hat. Ob wir nicht Todsünden auf uns geladen haben. Wir haben wahllos getötet. Darunter waren auch völlig unschuldige Menschen.

Jeder mit einem anderen Glauben war unser Todfeind, den wir niedermachten. Wir stellten unseren gerechten Auftrag nie in Frage, keiner von uns. Haben wir ein Recht, mit dieser Erbschaft weiterzuleben?«

Uthman sagte: »Aber Bruder! Das haben wir doch alles schon diskutiert. Alle Seiten haben in diesem Krieg Todsünden begangen. Auch Muslime sind nicht frei davon!«

Joshua stimmte zu. »Nimm nicht die Schuld auf dich, Henri! Das ist eine gefährliche Haltung! Damit machst du dich schwach für die Anklagen. Mit diesem Denken verurteilst du dich selbst und bist schon ein toter Mann.«

Sean warf dazwischen: »Nimm auf mich keine Rücksicht mehr, Henri! Ich muss mein eigenes Schicksal ertragen. Ich muss zum Manne werden, das hast du selbst gesagt. Achte nicht auf das, was ich von dir will.«

John sagte: »Entweder er sagt vor Gericht aus, oder du tust es! Entscheidet euch endlich!«

Henri drehte sich zu ihm hin. »Du lässt Sean sofort frei. Und du verschwindest aus dem Kloster, aus Quimper, aus unserem Leben. Wenn ich dich außerhalb des Klosters erwische, töte ich dich. Und ich stelle mich den Behörden. Der Herr wird mich schützen. Ich werde ein gerechtes Urteil bekommen.«

»Nein, Henri!« Seans Stimme war verzweifelt.

Die Gefährten schwiegen. Sie kannten Henri. Seine Entschlüsse waren unwiderruflich.

»Lasst mich jetzt allein!«, sagte Henry. »Ich will mich vorbereiten.«

Uthman sagte: »Henri, was auch geschieht, wir sind an deiner Seite.«

Joshua küsste Henri auf beide Wangen und ging hinaus. Er nahm Uthman mit sich.

John schnitt Seans Fesseln auf, ließ den Jungen sitzen und verschwand geschmeidig wie eine Schlange aus der Zelle.

Henri sah ihn kurze Zeit später im letzten Licht des Tages über den Klosterhof eilen.

Sean stand auf und legte Henri den Kopf an die Brust. Er weinte.

»Henri, Henri, was habe ich dir angetan?«

Henri strich über sein Haar. »Nichts, Sean. Alles nimmt seinen Lauf. Wir können es nicht aufhalten.«

»Ich will dich nicht verraten, Henri! Ich will nicht dein Judas sein.«

Henri gab Sean das Kreuz mit dem Splitter aus hellem, weichem Eschenholz.

»Hier, bewahre das auf. Hüte es sorgfältig. Sprich zu niemand davon – auch nicht zu den Freunden.«

»Gut, Meister Henri!«

»Am Tag des Prozesses löst du den Splitter aus dem Kreuz und bringst ihn mir. Dann kann ich die Reliquie gebrauchen.«

»Ja, Meister Henri!«

»Du wirst vor Gericht dann genau darauf achten, was ich dir für ein Zeichen gebe. Die Reliquie ist falsch, aber sie wird mich dennoch schützen.«

Der Abend hatte sich herabgesenkt. Henri stand unbeweglich in der Mitte seiner Klosterzelle. Dann kam Bewegung in ihn. Er nahm das kleine, in feines Leder gebundene Buch mit den Ordensregeln des Tempels aus seiner Tasche. Er las darin, erinnerte sich an seine Zeit in London und in Paris und schloss ein kurzes Gebet an. Er küsste das Buch. Er lauschte nach draußen.

Klösterliche Stille lag über allem. Auch Sean hatte sich in eine Zelle zurückgezogen, um zu beten.

Henri nahm seine Rittertracht aus der Tasche, die nur dafür bestimmt war. Er besah sie lange und nachdenklich. Dann zog er sie kurz entschlossen über.

Zuerst legte er die Beinschienen an, darüber die Pumphosen und den Leinenüberwurf. Dann den weißen Rock mit roter Schärpe. Darüber den weiten, schneeweißen Umhang mit dem roten Tatzenkreuz auf Brust und Rücken und auf beiden Schultern. Er gürtete das Kurzschwert. Zum Schluss stülpte er den scharnierlosen Helm auf das dichte, dunkle Haar.

So stand er eine Weile im Halbdunkel da. Ein Krieger, zu allem gerüstet und bereit, das Seine zu tun.

Draußen strich der Finger des letzten Sonnenlichtes über die Mauern des Klosters und tauchte sie in ein blutiges Rot. Jetzt verblasste es und wich einem zarten Rosa.

Dann versiegte das Licht. Die Dunkelheit war absolut.

Henri wartete noch. Wenn es notwendig wurde, konnte er sich jetzt mit einem Tigersprung in den Tempelritter verwandeln, der für Ehre und Gerechtigkeit focht. Diesmal würde er um seine eigene Ehre fechten müssen. Es konnte sein allerletzter Kampf sein, er musste dafür stark und geschickt sein.

Henri beherrschte sich mühsam. Es war ein schwerer Gang, und er musste sich mit Mitteln verteidigen, die nicht die seinigen waren. Mit Winkelzügen. Mit schlaun Argumenten. Würde er seine Feinde überzeugen können, dass er würdig war, ihrer Menschengemeinschaft weiterhin anzugehören?

Man würde sehen.

Henri atmete noch einmal tief durch. Dann ging er hinaus. Seine Stiefelschritte waren bis in alle Zellen hinein zu hören. Niemand begegnete ihm. Auch die Gefährten stellten sich ihm nicht in den Weg. Henris Gang war ein einsamer Gang.

Er ging allein in die dunkle Nacht hinaus.

Herbst 1316, in der Hand der Feinde

Dolch oder Gebet, was war besser geeignet, um dem Freund zu helfen? Uthman und Joshua dachten verzweifelt darüber nach. Sie mussten Henri befreien, sonst fiel die gierige Meute über ihn her. In Quimper hatte es lange keinen Ketzerprozess mehr gegeben. Sie würden diesen nicht vorbei gehen lassen, ohne ihr Opfer gebührend zu bestrafen.

Uthman wetzte seine Waffen, bis er sich in ihnen spiegeln konnte. Joshua saß in seiner Zelle und betete zum Gott Abrahams, der sein Gott war und auch der Gott Uthmans, obwohl er Abraham Ibrahim nannte. Und es war der Gott Henris, der im Kerker unter dem Rathaus einsaß, bis der Prozess gegen ihn eröffnet wurde.

Der Domherr hielt Henri für unschuldig. Selbst wenn er sich als Templer bezichtigte und damit widerrief, was er ihm noch vor kurzem gesagt hatte, so war er doch ein vorbildlicher Christ.

Und hatte man in dieser unwürdigen Zeit nicht solche Männer bitter nötig? Er glaubte auch nicht den Vorwurf der Menge, Henri habe den Splitter gestohlen. Welch ein absurder Verdacht!

Aber der Magistrat von Quimper war anderer Meinung.

Man hatte Henri gleich am nächsten Morgen nach seinem Ausritt aus dem Kloster empfangen. Henri hatte die Nacht in der Natur verbracht, über seinen Plan grübelnd. Und er hatte sich alles genau zurechtgelegt. Bei Sonnenaufgang war er zur

Kathedrale geritten und hatte mit dem Bischof gesprochen. Gemeinsam ritten sie zum Stadthaus.

Die Männer des städtischen Rates hatten ihn angehört und dann ohne Umstände eingeschlossen. Für sie war ein Templer ein Staatsfeind und Ketzer. Dass er sich freiwillig stellte, verminderte nicht seine Schuld. Ob er auch ein Reliquiendieb war, würde man feststellen. Die Verhandlung war am kommenden Morgen.

Uthman wollte gleich zuschlagen. In seiner Erregung durchdachte er nicht alle Gefahren. Joshua blieb nüchterner. Er suchte lange sein Heil im Gebet. Aber auch er dachte darüber nach, ob sie Henri nicht im Handstreich befreien könnten.

Aber was sollte mit John geschehen?

»Dieser John ist Abschaum«, meinte Uthman. »Henri hält ihn für alles schuldig, was man sich nur vorstellen kann. Ein solcher Mensch hat sein Lebensrecht verwirkt. Jedenfalls hat er verwirkt, wie ein Unschuldiger behandelt zu werden. Es darf nicht sein, dass Henri wegen eines solchen Menschen ein Leid widerfährt. Die Feinde der Freiheit dürfen selbst keine Freiheit genießen. Wir müssen ihn töten!«

»Das ist heimtückischer Mord!«

»Natürlich! Ich kann ihn aber auch zum offenen Kampf stellen. Ich kämpfe mit ihm, dann hat er eine Chance. Vielleicht tötet er mich. Aber wenn ich ihn umbringe, dann sind doch alle Probleme gelöst. Wir brauchen uns um nichts mehr zu kümmern. Wir sind frei.«

»Aber besser ist es, John seine Verfehlungen nachzuweisen. Dann sind seine Angriffe vor Gericht gegen Henri unglaubwürdig. Als Zeuge ist er dann nicht mal die Hälfte wert. Die Richter werden es begreifen und auch die übrigen Anklagepunkte fallen lassen. Das müssen sie nach der Prozessordnung!«

»Vielleicht verfolgt Henri einen Plan, der in diese Richtung geht. Ich wüsste sonst nicht, warum er sich freiwillig in ihre Gewalt begeben hat. Er verfolgt sicher einen ganz bestimmten Plan, Joshua! Du weißt wie ich, dass er entscheidende Dinge für sich behält. Wir müssen darauf vertrauen! Aber am liebsten würde ich John sofort töten!«

»Was wird aus Sean? Welche Rolle spielt er in diesem Drama? Wenn es stimmt, dass er sich von Angélique anstiften ließ, Henri zu verraten, dann ist er für uns verloren. Dann haben wir einen Judas unter uns, der uns auch in Zukunft verraten kann.«

»Sean ist nicht schwach«, sagte Uthman überzeugt. »Er ist auch kein Judas. Angélique hat ihn unter Druck gesetzt. Ich denke, er hat erkannt, dass er sich für Henri und für uns entscheiden muss.«

»Wenn es nicht so ist, müssen wir ihn abstoßen.«

»Ja, das müssen wir dann wohl.«

Henri saß in der Dunkelheit. Nur durch ein kleines Fenster in der engen Zelle, das für ihn unerreichbar war, drang Abendlicht herein. Am nächsten Morgen würden die Richter ihren Spruch fällen. Vielleicht war dies das letzte Licht, das er jemals sah.

Henri grübelte. Hatte er richtig gehandelt? War es richtig gewesen, seine Entscheidung allein zu treffen? Hatten die Gefährten nicht ein Recht, ihre Meinung gleichberechtigt einzubringen? War ihr Leben nicht genauso betroffen wie das seine?

Natürlich, sie waren nicht angeklagt. Sie konnten sich retten und einfach aus Quimper verschwinden. Er wünschte jetzt, dass sie es täten. Aber gleichzeitig wusste er, dass sie es

niemals tun würden. Sie würden ihn niemals allein seinem Schicksal überlassen.

Henri wusste, dass es unklug gewesen war, sich den Gerichten auszuliefern. Aber er war es seinem Ehrenkodex schuldig, so zu handeln, wie er es für richtig befand. So war er nun einmal. Die Gefährten wussten, mit wem sie es zu tun hatten.

Henri war für einen Moment verzagt. Warf er sein Leben nicht sinnlos fort? Und das nach all den Kämpfen und Gefahren! Nur wegen eines Subjekts aus Tréguier, das keine Ehre im Leib hatte und kein Schamgefühl besaß!

Aber noch war nicht alles verloren. Vielleicht waren die Richter gerecht und hielten ihm zugute, dass er als ehemaliger Templer keine Unruhe geschürt hatte und nicht zum Widerstand aufgerufen hatte. Was konnten sie ihm vorwerfen? Ein ehemals führender Templer in England und in Frankreich gewesen zu sein. Aber für eine solche Anklage waren inzwischen viele seiner Brüder gestorben. Erschlagen, verbrannt, zu Tode gefoltert. Aber war jetzt nicht eine andere Zeit? Es hatte sich doch gezeigt, dass Templer nicht mehr gefährlich waren.

Henri sprang erregt von seinem Strohsack auf und lief im engen Quadrat der Zelle herum. Das war es ja! Er war nicht mehr gefährlich! Er hatte aufgehört zu kämpfen! Er verteidigte sich nur noch! Und auch das nur schlecht und recht! Anstatt zum Angriff überzugehen!

Aber das genau wollte er vor Gericht tun. Er wollte das Forum nutzen, um seine eigenen Anklagen vorzubringen. Wenn ihm das gelang, war der Prozess nicht umsonst.

In seine Gedanken hinein hörte er draußen auf dem Gang Schritte. Sie hielten vor seiner Zellentür. Ein Schlüssel wurde herumgedreht. Die Tür ging knarrend auf. Im Schein einer Fackel betrat einer der Richter des Magistrats die Zelle. Er

wandte sich noch einmal um und sagte nach draußen: »Warte vor der Tür. Wenn ich rufe, öffne mir sofort. Und halte die Waffe bereit.«

Henri blickte seinem Besucher entgegen. Was hatte er von diesem Mann zu erwarten?

»Ich bin Garçon Lemaittrie. Richter des Königs. Ich habe mit dir zu reden, Henri de Roslin.«

Henri vollführte eine ausladende Geste. »Ich kann dir nur diesen Strohsack als Sitzgelegenheit anbieten, Richter!«

»Nein, nein. Du setzt dich dorthin. Ich bleibe neben der Tür stehen. Das ist für uns beide besser. Mache keine Dummheiten, der Wächter ist gewarnt, und die Tür oben am Ende des Kerkeranges ist von außen verriegelt.«

»Ich bin nicht freiwillig in den Kerker gegangen, um dann wieder auszubrechen, Richter.«

»Richtig! Du bist ja freiwillig hier, nicht wahr?«

»So ist es.«

Der Richter lachte. »Nun gut. Kommen wir zum Grund meines Besuches. Du weißt vielleicht, dass du morgen verurteilt wirst. Du hast keine Chance. Die Anklage lautet auf Ketzerei, man wird dich verurteilen und öffentlich verbrennen.«

»Dieses Urteil steht schon vor der Verhandlung fest?«

»Ja.«

»Wie ist das möglich?«

»Du hast Verbrechen begangen, für die bestimmte Strafen vorgesehen sind. Man muss dir diese Verbrechen nicht einmal nachweisen, denn du hast sie ja freiwillig zugegeben. Also – was soll das Gericht anderes tun, als dich verurteilen?«

»Gibt es keine Milde für reuige Sünder?«

»Vielleicht bei dem einen oder anderen Richter oder Beisitzer. Aber in der Mehrheit bestimmt nicht. Du hast allerdings im Bischof von Quimper einen starken Fürsprecher,

das muss ich zugeben. Er wird versuchen, dich reinzuwaschen. Er wird deine Vergehen gegen deine Verdienste aufrechnen.«

»Nun, was kann ich anderes tun, als zu warten?«

»Du könntest etwas tun. Du könntest alles ableugnen. Dann bliebe gegen dich kein Vorwurf. Man würde dich dann allerdings so lange foltern, bis du den Widerruf widerrufst. Und dich dann als uneinsichtigen Ketzer erst vierteilen und dann verbrennen.«

»Also bin ich nach Eurer Meinung so gut wie tot?«

»So ist es.«

»Und Ihr seid ein grausamer Mensch und wolltet mich mit dieser Nachricht quälen?«

»Nein. Ich wollte Euch etwas vorschlagen.«

»Ich höre.«

»Ihr habt doch sicher inzwischen den Kreuzsplitter aufgetrieben, nicht wahr?«

Henri war für einen Moment zu verblüfft. »Woher wisst Ihr das? Ich meine – wie kommt Ihr dazu, so etwas zu behaupten?«

»Also stimmt es. Nun, wie ich es sehe, ist das Euer Pfand. – Übrigens, wo habt Ihr ihn?«

»Jedenfalls nicht bei mir. Man hat mich ja bis auf die Haut untersucht und mir nur mein Wollzeug gelassen.«

»Wo ist er?«

»Verzeiht – das möchte ich nicht sagen.«

»Was glaubt Ihr, macht es auf die Richter für einen Eindruck, wenn ich morgen früh verkünde, Ihr seid im Besitz der kostbaren Reliquie und behaltet sie für Euch? Glaubt Ihr, das Urteil fällt daraufhin milder aus?«

»Nein. Ganz und gar nicht, Richter. Wenn Ihr so sprecht, werden sie mich zweimal verbrennen und zweimal vierteilen – oder einmal achtteilen. Wenn man so sagt.«

»Man sagt so. Wenn Ihr aber sagt, Ihr seid bereit, die kostbare Reliquie zurückzugeben, und Ihr verlangt im Gegenzug nichts als einen Freispruch, dann kommen sie ins Grübeln.«

»Warum erzählt Ihr mir das? Ihr gehört dem Gericht an.«

»Ja, ich gehöre dem Gericht an. Deshalb kenne ich es genau. Sie sind nicht wild darauf, hinzurichten. Quimper ist eine milde, kleine Stadt. Sie wollen Ruhe und Frieden und keine Hinrichtung – du lieber Gott! Dann würde ja die Stadt kopfstehen.«

»Was würdet Ihr sagen, Richter, wenn ich in diese Richtung auch schon gedacht habe? Wenn ich die Reliquie aber zu meinem eigenen Vorteil nutzen will und in der Weise, die ich für richtig halte?«

»Und was wäre das?«

»Ihr erfahrt es morgen vor den Schranken des Gerichtes.«

Der Richter lehnte sich gegen die kalte, feuchte Wand des Gefängnisses. »Ich rate Euch, überspannt den Bogen nicht. Es könnte durchaus sein, dass sie über ihren Schatten springen und ganz furchtbare Gewalt anwenden.«

»Folter, um ein Geständnis zu erpressen?«

»Ja.«

»Ich habe schon in Folterkellern gesessen, glaubt mir.«

»Wollt Ihr behaupten, Ihr kennt keine Angst?«

»Das will ich keineswegs behaupten. Aber ich wurde schon schwer gefoltert. Ich kenne viele Martern. Unter der Folter habe ich noch nie etwas ausgesagt.«

»So?«

»Ja.«

Der Richter klopfte gegen die Tür. Sie wurde sofort aufgerissen.

»Ja, Herr!«

»Führe den Gefangenen in den Folterkeller. Ich will ihm die Werkzeuge zeigen.« Er wandte sich an Henri. »Ich bin Garçon Lemaitrie, Richter des Königs. Der Name sagte dir nichts. Ich bin gleichzeitig der Großinquisitor der Bretagne, das wird dir etwas sagen. Gehen wir!«

Nachdem sie einen langen, düsteren Gang durchquert hatten, der nur von einer Pechfackel erhellt wurde, gelangten sie an eine Eichentür, die einen halben Meter über dem Steinfußboden lag. In ihrer Mitte befand sich eine vergitterte Luke, die von einer Klappe verschlossen war. Ein Eisenriegel und ein Schloss sperrten sie zu. Der Wachmann nahm einen großen Schlüssel vom Haken neben der Tür und sperrte auf.

Der Keller war von brennenden Kohlenbecken erleuchtet. Zwei Männer mit nacktem Oberkörper unter Gesichtsmasken warteten bewegungslos dahinter. Der Inquisitor deutete auf die Gerätschaften.

»Wir glauben«, sagte er, »dass die Wahrheit im Körper des zu Befragenden versteckt ist. Die Aufgabe des Folterers besteht darin, sie mittels Schmerzen ans Tageslicht zu bringen. Dies sind die Werkzeuge der Wahrheit.«

Henri blickte sich nicht um. Er kannte dennoch alles.

Der Inquisitor sagte: »Wir bekommen alles aus dir heraus, Henri. Nichts bleibt verborgen. Ich will wissen, wo die Reliquie ist. Verstehst du? Was glaubst du, welches Werkzeug dir am meisten Unbehagen bereiten könnte? Nun?«

Henri sagte: »Das Werkzeug deiner Gier, Leiden zu verursachen, Inquisitor!«

»Kuriose Antwort.«

»Du machst mir keine Angst, Inquisitor. Dein Behagen zeigt mir, dass du ein ganz kleiner Mensch bist.«

Der Inquisitor war offensichtlich erregt. »Sieh doch, was dich erwartet.«

»Ich kenne alles.«

»Nein. Einige Torturen gibt es nur hier, und wir haben sie erfunden.«

»Ich habe gedacht, die Stadt Quimper hat andere Erfindungen nötig als solche.«

»Denke nicht. Empfinde, was wir dir bereitstellen. Wir können dich auf dieses Streckbett legen, bis deine Knochen durch die Gelenke gezogen werden, eine durch und durch unangenehme Erfahrung. Wir können dich mit kleinen Stricken auspeitschen, kochendes Öl und geschmolzenes Fett über dich ausgießen. Wir können dich einfach an den Handfesseln aufhängen, bis dein Blut sich in deinen Adern versammelt hat und aus den Fingerspitzen spritzt. Wir können dich auf das Stauchbett legen, wir können Gewichte auf deinen Körper legen, bis dir die Rippen brechen. Wir können mit Daumenschrauben deine Finger zu Brei zerquetschen. Wir können deine Ellenbogen und Knöchel mit Eisenhämmern zerquetschen. Wir können dich in Feuer stellen, in kochendes Wasser legen, dir die Zunge stückweise herausschneiden. Wir können milde sein und dich ersticken lassen, wir können auch die Wasserfolter anwenden, bei der du dich fühlen wirst, als platze dein Bauch, als wäre dein Gesicht eine große Blase und als stünden deine Augen vor deiner Stirn.«

»Ihr seid ekelhaft, Inquisitor. Wie alle von Eurem Schlag. Ich habe einige kennen gelernt, und sie waren alle unwürdig, den Namen des Herrn auszusprechen.«

Der Inquisitor schien Henris Einwand überhaupt nicht zu hören.

»Wie gesagt, wir können auch milde sein. Aber wir können auch böse sein. Wir können dich ausziehen bis auf die Haut und mit gefesselten Händen und Füßen auf einen Tisch oder eine Bank legen. Dann legen wir einen Kessel, in dem sich viele hungrige Ratten befinden, auf deinen Bauch. Wir zünden ein Feuer unter dem Kessel an, und die Tiere, in Furcht

versetzt und ohne Fluchtmöglichkeit, fressen sich in deine Eingeweide.«

»Ich verachte Euch und Eure grausame Logik. Wenn Verstand nur gebraucht wird, um solche Dinge auszudenken, dann ist er des Teufels.«

»Ja, ja. Wir haben so viele Möglichkeiten, dich zum Sprechen zu bringen, dass du auf jeden Fall sprechen wirst. Warum also nicht gleich? Du ersparst uns dadurch viel Mühe.«

Henri wusste, dass alle diese Foltermethoden tatsächlich angewendet wurden. Und man würde sie auch bei ihm anwenden. Er würde zu einem gepeinigten Stück Fleisch werden, das keinen eigenen Willen mehr besaß. Aber er wusste auch, dass alles, was in ihm lebte, dagegen Widerstand leisten würde. Er erinnerte sich an den Donjon von Fontainebleau, in dem ihn der Großinquisitor von Paris, Guillaume Imbert, schwer foltern ließ, und er erinnerte sich der gemarterten Brüder in den Kerkern von Paris. Sie hatten geschwiegen, wie er geschwiegen hatte.

»Ihr erpresst kein Geständnis von mir, Lemaitrie«, sagte Henri. »Tut, was Ihr wollt. Aber bedenkt eines – wenn die Anklage stimmt, dann bin ich ein Templer. Und als Tempelritter habe ich geschworen, niemals Geheimnisse preiszugeben. Unter keiner Tortur. Und es gab einige, von denen nicht einmal Ihr wisst. Und jetzt bringt mich in meine Zelle zurück. Dort werde ich Euch etwas sagen. Hier nicht.«

Der Inquisitor gab ein Zeichen. Sie verließen den furchtbaren Ort, die Tür fiel hinter ihnen ins Schloss. In seiner Zelle angekommen, die Henri nach dem Anblick der Folterzelle beinahe wie ein Zuhause vorkam, sagte er: »Ihr wollt die Reliquie, nicht wahr? Ihr wollt sie für Euer ganz persönliches Privatkabinett. Ihr glaubt, mit dem Kreuzessplitter einen Ablass vor dem Angesicht des Herrn zu bekommen, der Eure Sünden aufwiegt. Ist es nicht so?«

»Denkt, was Ihr wollt. Wenn Ihr das Versteck nicht preisgeben wollt, dann werdet Ihr eben verurteilt. Und als Verurteilter werde ich Euch die Martern zukommen lassen, die Ihr verdient. In der Hölle könnt Ihr Euch den Splitter dann anschauen und darüber nachdenken, ob es nicht besser gewesen wäre, das Versteck preiszugeben, solange Ihr dafür noch einen Mund besitzt.«

Henri überlegte. Dann sagte er: »Wie kann ich Euch trauen? Wenn ich Euch die Reliquie übergebe, erwirkt Ihr dann meine Freiheit?«

»Auf der Stelle! Ich bin ein mächtiger Mann!«

»Wirklich?«

»Ihr zweifelt daran?«

»Ich muss überlegen. Lasst mir bis morgen Zeit.«

»So viel Zeit haben wir nicht! Wenn Ihr vor den Schranken des Gerichts steht, ist es zu spät. Sie verurteilen dich, Henri. Und selbst ich kann dich dann nicht mehr retten.«

»Ich riskiere es. Ich habe meine eigenen Pläne.«

»Dann sei Gott mit dir!«

»Wartet noch! Gibt es eine Stadtpolizei in Quimper?«

»Eine Polizei? Nun, wir haben berittene und stehende Stadtboten, Gerichtsbüttel, Büttel des Vogtes und des Stadthauptmanns. Ist das deine Polizei?«

»Ich frage nur, weil ich wissen will, ob wahre Verbrechen in dieser Stadt ordentlich verfolgt werden – von dafür zuständigen, im Sinne der Bürgerschaft handelnden Stellen.«

»Nun, wie du schon sagst, wir sind eine Stadt. Und wir stehen unter dem Schutz des Königs.«

»Das heißt nicht viel.«

»Doch, doch. Das kann viel bewirken. Sogar die Großoffiziere des Königs, wie der Kämmerer oder der Konnetabel und auch die kleineren Beamten wie die

Chevaliers du roi waren schon in Quimper und kümmern sich einmal im Jahr um Recht und Gesetz.«

»Einmal im Jahr! Dann zweifle ich an Recht und Gesetz.«

»Nun, die *curia régis* hat mehr zu tun, als sich um die Verhältnisse in den kleinen Städten zu kümmern. Viel mehr! Denke nur an die Gerichtsfälle, in die Pairs oder Großvasallen verwickelt sind! Die halten die Justiz auf! Das königliche Gericht muss sich auch mit der Überprüfung von Staatsurkunden und Legalitäten des Lehnsystems kümmern. Und sie muss sich mit der Finanzverwaltung beschäftigen, die Schenkungsurkunden und Verkaufsurkunden überprüfen.«

»Ich weiß das, ich habe mich vor Jahren im Londoner Tempel selbst mit diesen Dingen herumgeschlagen.«

»Die *curia régis* wird beinahe selber zu einer Rechnungskammer und zur *Chancellerie*, zur Kanzlei, die alles verwalten muss. Aber ich rede und rede – worauf willst du eigentlich hinaus?«

»Ich weiß, dass der königliche Hof sich um mehr kümmern muss als zum Beispiel darum, Templer zu verfolgen. Aber ich dachte, es hat sich in letzter Zeit etwas verändert, seitdem Ritter niederen Standes und sogar ein einfacher Hospitaliterbruder dem königlichen Rat angehören.«

»Diese Leute sehen ihre Hauptaufgabe darin, beim König Gehör für ihre eigenen Belange zu finden. Auf sie kann ein Angeklagter, wie du es bist, nicht zählen. Es wird bei der Verhandlung allerdings ein königlicher Notar anwesend sein.«

»Dennoch glaube ich, dass die Deputierten der Stadt, die weder dem Adel noch der Geistlichkeit angehören, inzwischen bei Hofe mehr Gewicht haben, und das könnte doch umgekehrt bedeuten, dass sie in einem solchen Prozess auch mehr Einfluss besitzen.«

»Siehst du darin einen Vorteil für dich?«

»Ja. Man muss mehr auf die Stimme des Volkes hören. Dem Volk ist es egal, ob ich ein Templer bin. Wenn ich den Splitter bringe, bin ich ein freier Mann.«

»Die Verhandlung wird nicht öffentlich geführt. Setze also nicht auf das Volk.«

»Das wusste ich nicht! Warum protestiert das Stadtbürgertum dagegen nicht?«

»Ein organisiertes Stadtbürgertum existiert nicht. Jeder denkt nur an seine eigenen kleinen Geschäfte. Übrigens sind auch die Richter keine Berufsrichter. Es sind Stadtdeputierte mit all ihren Vorurteilen. Berufsrichter finden sich nur bei Debatten und Prozessen von landesweiter Bedeutung – das trifft hier sicher nicht zu.«

»Wir werden sehen, ob das für mich gut oder schlecht ist. Auch hohe Gerichte haben schon das Recht gebrochen, und niedere, die aus Nichtfachleuten bestanden, sprachen gutes Recht.«

»Das bestreite ich nicht. Aber siehst du, ich bin durchaus auf deiner Seite. Ich bin der einzige Berufsrichter in Quimper, man wird mir also folgen. Ich bin es, der gerade in diesem Jahr die *Chambre des enquêtes* eingeführt hat, die zur unabhängigen Prüfung der Prozessakten eingesetzt wird, und ich werde noch vor Jahresende die *Chambre des requêtes* einsetzen, eine Kommission für Bittschriften und Beschwerden – ganz bürgernah. Als geistlicher Richter habe ich dann unumschränkte Macht und zusätzlich die freiwillige Anerkennung der Stadt. Ist das nicht großartig?«

»Fantastisch! Aber nur für dich, Inquisitor!«

»Nein, nein. Das kommt allen im Land zugute. Bald werden wir Berufsrichter in Frankreich den Ton angeben. Wir werden in den Königspalast der Cité einziehen, in dem die Könige sich nicht häufiger aufhalten als im Louvre. Die *maitres des*

comptes und die Notare der Kanzlei werden dann Frankreich regieren – und nicht mehr der Hof.«

Henri sagte: »Aber lässt das hoffen, dass es in Frankreich bald gerechter zugeht?«

»Die Gerechtigkeit ist doch schon anwesend, Henri. Du wirst es morgen erfahren. Wir verurteilen dich nur, wenn wir einen Vorteil davon haben – nach Recht und Gesetz.«

Henri überhörte seinen Zynismus. »Wie werdet Ihr mit John aus Tréguier verfahren?«

»Wenn ich erkenne, dass er uns nutzen kann, dann ist er ein freier Mann. Wenn dies nicht der Fall ist, folgt er dir auf den Scheiterhaufen.«

»Ich schlage vor, dass der Schmied den Scheiterhaufen als Einziger betritt.«

»Das tut er nur, wenn du ihn überführen könntest, der wahre Reliquiendieb zu sein. Dann wird man ihn nicht mehr aus den Klauen lassen. Aber da ich weiß, dass du dazu nicht in der Lage bist, sehe ich den Ausgang des Prozesses voraus. Armer Henri de Roslin! Schottische Ketzer haben schon immer gut gebrannt!«

»Bemüht Euch nicht um geheucheltes Mitleid, Inquisitor«, antwortete Henri, »das steht Euch nicht gut zu Gesicht. Und jetzt würde ich es vorziehen, allein zu sein.

Erlaubt mir bitte, dass ich nun ein Zwiegespräch mit meinem Herrn führe, der mir viel mehr zu sagen hat als Ihr.«

»Wie du meinst, Gefangener. Wir sehen uns vor den Schranken des Gerichtshofes.«

Herbst 1316, die Anklage

Der Morgen war angebrochen. Über der Stadt Quimper lag der wabernde Dunst des Meeres, der bald in die erstarrte Kälte des Winters übergehen würde. Nur zögernd brach sich die Sonne eine Schneise durch die feuchten Schleier, die den Himmel verhüllten. Aber als sie kam, tat sie es noch mit starker Kraft.

Henri de Roslin hatte die Nacht genutzt, um Zwiesprache mit seinem Herrn zu halten. Jetzt war er mit sich im Reinen. Der Ritter in ihm würde kämpfen, solange es möglich war. Der Mönch in ihm würde in Demut vor Gott verharren. Was bei der Endabrechnung auch immer mit ihm geschah, er würde es hinnehmen.

Die Wachsoldaten holten ihn nach Sonnenaufgang. Er durfte in seine Kleider schlüpfen, jedoch ohne Schwert und Helm. Henri fühlte sich wohl und sicher in seiner Uniform. Er war bereit für die Anklagen.

Der Gerichtssaal im Stadthaus war beinahe gefüllt, obwohl die Öffentlichkeit ausgeschlossen war. Die Honoratioren der Stadt waren vollzählig versammelt. Ein Raunen brach aus, als man Henri erblickte. Henri sah sich um, er erkannte John auf der breiten Zeugenbank und direkt neben ihm auch Sean of Ardchatten, beide sollten auf Forderung des Inquisitors gegen ihn aussagen.

Richter Garçon Lemaittrie trug eine rote Robe. Seine vier Beisitzer kamen je aus dem Kirchenbereich und aus weltlichen Ämtern. Der Fünfte im Bunde war der Bischof Josselin Rohan. Sein Gesicht war gerötet, er schwitzte und zwinkerte Henri zu.

Der Richter eröffnete die Verhandlung. Er fragte Henri nach seinen persönlichen Daten, und Henri nannte sie.

»Du bist angeklagt, ein Tempelritter zu sein. Was sagst du dazu?«

»Ich war Tempelritter in einer Zeit«, sagte Henri, »als diese noch nicht verfolgt und zu Tode gefoltert wurden. Nach dem Verrat bin ich als Tempelritter mit dem Orden gestorben, ich bin in den Kerkern von Paris gestorben. Ich bin viele Tode gestorben. Und ich klage das französische Königshaus des tausendfachen Mordes an! Ich klage den Heiligen Stuhl des vieltausendfachen Mordes an! Nicht ich stehe hier vor Gericht, sondern sie!«

»Bist du Templer oder nicht?« Der Inquisitor hatte Zornesfalten bekommen.

»Ich bin in der Tracht der Templer zum Domherrn, dem Herrn Bischof, gegangen. Ich habe mich zu erkennen gegeben, weil ich ohne Furcht und ohne Schuld bin. Nur diese Tracht weist mich als Tempelritter aus. Mein Tun ist es nicht. Ich habe mir als Tempelritter nichts zuschulden kommen lassen. Verurteilt meinen Habit, wenn Ihr wollt. Gegen mich habt Ihr hohen Herren nichts in der Hand!«

Im Gerichtssaal entstand Unruhe. Jemand lachte.

»Ruhe!«, brüllte einer der Beisitzer.

»Der Tempel«, sagte der Inquisitor, »hat sich der Ketzerei schuldig gemacht. Ihr habt Sodomie betrieben. Ihr habt Irrlehren verbreitet. Ihr steht im Verdacht des Königsmordes! Ihr habt gehurt, geraubt und gehortet. Warst du nicht einer der Verantwortlichen für den Fiskus eures Ordens? Wo ist euer Schatz geblieben?«

»Fragt mein Habit!«

Wieder lachte jemand in der Versammlung. War es nicht sogar der Notar des königlichen Hofes?

Der Domherr wurde aufgerufen. Er trat an die Schranke und sagte aus. Wie Henri freiwillig zu ihm gekommen war. Wie er ihn vorher bereits mit dem Auffinden des Kreuzessplitters beauftragt hatte. Wie er Henri de Roslin in allen Punkten für unschuldig und für einen hoch edlen Menschen hielt. Und dass sein Wert für die Stadt Quimper tausendmal höher einzuschätzen wäre als der Vorwurf, ein Tempelritter gewesen zu sein.

Henri konnte sehen, dass dem Inquisitor diese Rede überhaupt nicht gefiel, aber er musste sie anhören.

Er wandte sich an Henri: »Wenn du dich schuldig bekennst, ohne dass wir dir in allen Punkten eine Verfehlung nachweisen müssen, dann findest du vielleicht Gnade.«

»Nicht schuldig!«

Der Inquisitor sah, dass er mit dem Vorwurf der Ketzerei nicht weiterkam. Er gab einen Wink. Ein städtischer Ankläger trat nun vor. Er hielt eine vorbereitete Anklagerede, in der Henri beschuldigt wurde, den Reliquienschrein aus dem Dom St. Corentin gestohlen zu haben. Als er geendet hatte, sah Henri, wie Sean ängstlich in sich zusammengesunken war. Henri dachte: Ich befreie dich gleich von deiner Last, mein Knappe.

Der Zeuge John wurde aufgerufen.

Er trat vor, schnäuzte sich in ein großes Tuch und war bereit für die Fragen des Inquisitors.

»Du kannst beweisen, dass Henri de Roslin ein Templer ist?«

»Ja. Ich habe bei verschiedenen Gelegenheiten davon Kenntnis erhalten. Und sein Knappe hat es mir bestätigt. Ich wundere mich übrigens, dass seine beiden Gehilfen Uthman ibn Umar und Joshua ben Shimon nicht auch auf der Anklagebank sitzen. Sie sind genauso gefährlich wie Henri.«

»Das überlasse er dem Gericht. Kannst du beschwören, dass Henri ein Templer ist?«

»Ja, bei Gott, das beschwöre ich. Er hat es gestanden.«

»Du hast ihn schon einmal vor Gericht bringen wollen, nicht wahr? Warum gelang das nicht?«

»Ich ging zum Bischof. Er verweigerte mir seine Hilfe.«

Der Inquisitor fragte den Bischof, ob das stimme.

»Gewiss«, sagte Josselin Rohan. »Denn ich bin kein Tempeljäger. In meinen Augen sind die Vorwürfe gegen den Orden aus der Luft gegriffen, ja gefälscht. Wir sollten uns damit nicht mehr beschäftigen, sondern mit Dingen, die das Vorankommen unserer Stadt betreffen. Außerdem hatte ich Henri gerade damit beauftragt, den Reliquiensplitter zu finden – hätte ich das getan, wenn ich nicht völlig von seiner Ehrenhaftigkeit und Unschuld überzeugt wäre?«

»Darum geht es nicht. Es geht um die einfache Anklage wegen der Zugehörigkeit zu einem verbotenen Orden.«

»Unsinn«, widersprach der Bischof mit hochrotem Gesicht.

»Diesen Vorwurf hat der Staat erheben können, als der Orden noch existierte. Er hat die Mitglieder dingfest gemacht und ausgerottet. Aber zu einem verbotenen Orden, der gar nicht mehr existiert, weil er zerschlagen worden ist, kann per definitionem niemand gehören. Also auch nicht Henri de Roslin. Also musste ich mich damit gar nicht erst befassen.«

Der königliche Notar sagte: »Das widerspricht der Staatsauffassung, ist juristisch gesehen jedoch hoch korrekt.«

Der Inquisitor fauchte: »Aber dieser Schmied aus Tréguier beweist doch, dass Henri Templer ist!«

»Er beweist gar nichts! Wo sind seine Beweise? Er behauptet es, das ist etwas anderes. Viele behaupten vieles. Ich behaupte, Ihr seid ein Templer, Herr Lemaitrie! Wenn man daraufhin Prozesse begründen will, dann sind der Willkür Tür und Tor geöffnet. Außerdem sind mir in allen Anklagen gegen den Tempelorden zu viele persönliche Motive im Spiel. Meistens ging es um eine kleinliche Abrechnung.«

Danke, Bischof, dachte Henri. Ich wünschte, du wärest uns vor Jahren zu Hilfe gekommen. Männer mit Stimmen, wie du sie hast, hätten wir gebraucht.

Der Inquisitor wollte nicht weiter mit dem Bischof diskutieren. Er wandte sich wieder an John.

»Zeuge: Welche Motive hast du, diesen Templer anzuzeigen?«

»Ich handle nur als verantwortlicher Christ«, sagte John.

»Muss man Templer nicht anzeigen, wenn man einen trifft?«

»Du hast keinen anderen Grund, einen persönlichen Grund?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

»Hast du dir jemals etwas zuschulden kommen lassen, das dich als Zeuge in einem fragwürdigen Licht erscheinen ließe?«

»Was meint Ihr?«

»Hast du dich eines Verbrechens schuldig gemacht?«

»Nein, niemals.«

Henri erhob sich. Mit tiefer, durchdringender Stimme sagte er ruhig:

»Er lügt.«

Der Inquisitor wies ihn zurecht. »Ihr seid nicht gefragt! Setzt Euch wieder, Ihr werdet noch vernommen!«

Henri blieb stehen und wendete sich an die Honoratioren.

»Der Inquisitor hat mir gestern Abend die Folterwerkzeuge gezeigt. Wisst Ihr Herren überhaupt, dass sie in Eurer Stadt noch in Gebrauch sind? Er hat mir eröffnet, der Prozess sei bereits entschieden, bevor er beginne, das Urteil gefällt. Wollt Ihr das bitte dem königlichen Gerichtshof, dem *Cour en Parlement*, melden? Wollt Ihr das dem *Conseil* melden, den *Baillis* und *Seneschallen* des Landes und den Vertretern der Generalstände? Teilt der *curia régis* mit, dass in Quimper, einer Stadt der ehrbaren Leute, des Handwerks und des Handels, Gerichtsurteile manipuliert werden. Werden vielleicht auch die Messwerkzeuge, die Waagen und die Preise

manipuliert? Muss man Quimper zukünftig meiden, wenn man ehrliche Geschäfte machen will? Ist diese Stadt der Hort des Unrechts, des Betrugs und der verkauften Gerechtigkeit?«

Es entstand ein erregtes Gemurmel in der Versammlung. Der Bischof machte eine Geste, die zustimmendes Klatschen andeutete. Der Inquisitor erbleichte. Er fasste sich aber schnell wieder und sagte: »Das alles gehört nicht hierher, Angeklagter! Ihr könnt schreien, so viel Ihr wollt! Wir haben in John, dem Schmied, einen untadeligen, glaubwürdigen Zeugen, der gegen Euch aussagt. Und wenn der hohen Versammlung die Anklage nicht ausreicht, dann erweitere ich sie an dieser Stelle. Der Zeuge wirft dem Angeklagten Henri de Roslin vor, die kostbare Reliquie aus der Kathedrale St. Corentin gestohlen zu haben! Zeuge John, bekräftige das!«

John erhob sich. »Ja, Euer Gnaden. So ist es. Ganz genau so ist es. Er hat das Kreuz gestohlen!«

»Kannst du das beweisen?«

»Ja!«

»Beweise es!«

»Ich sah ihn, wie er es tat. Es war in einer Nacht. Ich folgte ihm, weil ich schon lange einen Verdacht gegen ihn hatte. Er ging mit Brecheisen in die Kirche und brach die Altarplatte auf. Er holte den silbernen Kasten aus dem großen Heiligtum im Altar, worin sich das Kreuz mit dem echten Splitter befindet. Er versteckte ihn in seiner Offizin am Mont Frugy. Ich sah das Reliquiar, als ich dort einen Rock bestellte. Ich begriff, dass Henri de Roslin die Offizin nur betreibt, um seine kriminellen Machenschaften zu vertuschen. Sie gilt ihm als Tarnung. Er ist kein ehrbarer Kaufmann, er ist ein Dieb und Verbrecher.«

Henri erhob sich erneut. Er wehrte den Versuch des Richters ab, ihm das Wort abzuschneiden.

»John! Kennst du einen gewissen Plourivo Flaubert?«

»Wer soll das sein?«

»Es ist der Geselle des Buchmalers Maxime, den du ermordet hast!«

Jetzt redeten alle im Saal durcheinander. Der Richter hatte Mühe, die Ruhe wiederherzustellen.

»Das gehört nicht hierher! Das gehört auf keinen Fall hierher!«

Henris wohltonende Stimme blieb ruhig. »Doch, das gehört hierher. Dieser John ist ein Mörder. Er ist ein Brandstifter. Und er ist der Dieb des Reliquiars aus St. Corentin. Ein solcher Mann wird von diesem Inquisitor als Hauptzeuge aufgeboten, um mich anzuklagen! Wenn das wahr ist, dann herrschen in Quimper ab heute Willkür und Verfall der städtischen Sitten. Dann ist diese ehrenhafte Stadt ab heute geächtet unter den ordentlichen Menschen.«

Wieder verschaffte sich der Richter nur mit Mühe Gehör.

»Ruhe! Was für ungeheuerliche Vorwürfe! Kannst du beweisen, was du da vorträgst?«

»Ja.«

»Dann tue es, in Gottes Namen!«

»Plourivo Flaubert ist in dieser Stadt gut bekannt. Ein junger, talentierter Buchmaler in der Offizin Maxime, deren Kunst sich aus den Klöstern heraus zu einem eigenständigen Handwerk entwickelt hat. Er hatte den Auftrag, ein Andachtsbuch auszumalen. In Tréguier entstand in dieser Zeit der Plan, den Kreuzessplitter aus Quimper zu rauben. Ordensritter zum Schutze Mariens gaben sich dafür her – aber sie soll verurteilen, wer will, das ist nicht meine Sache. Der Sakristan der Kirche war gegen diesen Plan, vor allem, weil er mit aller nötigen Gewalt durchgesetzt werden sollte. Er wurde ermordet. Von John, dem Schmied. Plourivo Flaubert hielt die Szene des Mordes bei einer Jagd auf einer Zeichnung fest. Dieses Blatt fand man im Blut meines Gehilfen Sean of

Ardchatten, den Ihr dort auf der Zeugenbank seht. John überfiel ihn im Haus des Buchmalers, weil er ihn mit Plourivo verwechselte. Später begriff er seinen Irrtum, nahm Plourivo gefangen und ließ ihn auf grausame Art und Weise sterben, damit er nicht auspacken konnte.«

John brüllte: »Das ist doch alles Unsinn! Fantasien eines Tempelritters!«

Dem Inquisitor war der Verlauf der Verhandlung sichtlich unangenehm, aber er schien begriffen zu haben, dass für seinen Ruf und für den Ruf der Stadt viel auf dem Spiel stand.

»Henri de Roslin«, sagte er, »ich lasse deine Rede nur zu, wenn du das alles beweisen kannst.«

Henri winkte dem Bischof zu. Der Domherr brachte das Blatt, von dem Henri gesprochen hatte. Er hatte es auf Henris Anweisung aus dem Stadtarchiv des Vogtes geholt. Es trug noch die Spuren getrockneten Blutes.

»Hier«, sagte Henri. »Der Moment des Mordes. Der Sakristan ist mit einer Saufeder erstochen worden. Der Einzige, der diesen Mord ausführen konnte, war John. Man hatte ihn dafür gedungen. Plourivo malte ihn in dieser Situation. Also ist John der Mörder, denn sonst hätte er in dieser exklusiven Jagdgesellschaft nicht anwesend sein dürfen. Später versuchte er bei seiner Brandstiftung in Tréguier, den Verdacht auf Plourivo Flaubert zu lenken, indem er sein ausgemaltes Andachtsbuch in die Brandtrümmer der Kapelle legte. Und als das nicht zum erhofften Erfolg führte, tötete er den Maler dieses Bildes, Plourivo Flaubert, damit er nicht aussagen konnte. Ich fand den Sterbenden in der Hütte des Schmiedes, nachdem mich ein Schafhirte darauf gebracht hatte, den man als Zeugen vernehmen kann.«

Der Bischof sagte: »Eine Beweiskette, die ausreichend ist, John auf der Stelle zu verhaften. Als Zeuge ist er jedenfalls nicht mehr hinzunehmen.«

John sprang auf und fuchtelte mit den Händen. »Infame Lügen! Er will doch nur seinen Hals retten! Seht Ihr das nicht?«

Henri gab Sean ein Zeichen, das bedeutete: Tue es jetzt!

Sean stand auf, fasste John am Arm und zog ihn beruhigend auf die Zeugenbank zurück. Nur Henri sah, dass er ihm dabei etwas in die Tasche seines Umhanges gleiten ließ.

Der Inquisitor sah seine Strategie wanken. Aber er gab nicht auf.

»Der Angeklagte will doch nur ablenken! Lasst Euch nicht täuschen, Ihr Herren! Wir verhandeln nicht gegen John aus Tréguier, sondern nur gegen Henri de Roslin.«

Henri sagte: »Nehmt dieses Blatt zu den Akten. Es ist wichtig. Wenn in dieser Stadt solche Beweisstücke nicht angemessen zur Sprache kommen, ist es um die Gerichtsbarkeit wahrlich schlecht gestellt. Die Vögte und der Stadthauptmann haben bisher nichts getan, um das Attentat auf meinen Gehilfen aufzuklären. Sean trägt noch heute die Wunden, die ihm John zufügte. Schon allein dafür müsste John zur Rechenschaft gezogen werden. Warum ist das nicht geschehen?«

Wieder entstand Unruhe im Saal. Die Zuhörer schienen immer mehr zu begreifen, dass es in diesem Verfahren längst nicht mehr um eine Anklage gegen Henri de Roslin ging.

»Das alles sind Behauptungen«, rief Garçon Lemaittrie, »die nichts bedeuten. Es liegt kein einziger handfester Beweis dafür vor. Etwas, das man mit eigenen Augen sehen kann!«

»Doch!« Henri stand kerzengerade. Er streckte den Arm aus und wies mit dem Zeigefinger auf John. »Lasst den Gerichtsdienner einmal diesen Mann untersuchen. Ich behaupte, er ist im Besitz des gestohlenen Kreuzsplitters! Und er trägt ihn am Leib, weil er die Reliquie für einen persönlichen Talisman hält.«

Widerwillig ließ der Inquisitor dies geschehen. John verhielt sich abwartend. Er war offensichtlich davon überzeugt, dass man ihm nichts nachweisen konnte. Er breitete die Arme aus, als wolle er davonfliegen. Der Gerichtsdienner tastete ihn ab. Und zog den Kreuzsplitter aus seinem Umhang. Er hielt ihn in die Höhe.

John war wachsweiß geworden. »Aber wie kommt der...«

»Bischof Josselin Rohan«, sagte Henri ruhig. »Ich bitte Euch, zu untersuchen, ob dies der Splitter aus dem Reliquiar in St. Corentin ist.«

Der Bischof ließ sich den Splitter bringen und besah ihn sich. Er drehte ihn herum, roch daran, betastete ihn. Dann sagte er: »Er ist es, ohne Zweifel.«

»Ein Gerichtsbote soll zum Haus des John reiten«, sagte Henri nun. »Dort hat er den silbernen Reliquienkasten versteckt. Auch diesen Kasten wird der Herr Bischof echt finden. John ist es und kein anderer, der die Reliquie aus St. Corentin gestohlen hat, schon gleich an dem Tag, als sie von St. Locmaria überführt wurde.«

Jetzt brach ein Tumult los. Der Inquisitor war auf seinen Sitz zurückgesunken. Er gab dem Gerichtsdienner ein Zeichen, einen Boten zu Johns Haus an der Stadtmauer zu schicken. Der Bischof schüttelte Henri die Hand. Dann sagte er laut: »Damit ist dieser Prozess wohl beendet. Die Glaubwürdigkeit des Zeugen John ist null und nichtig. Er ist der wahre Angeklagte dieses Verfahrens! Henri de Roslin ist in Freiheit zu entlassen. Die Vorwürfe gegen ihn sind fallen zu lassen. Ich beantrage, dass er Ehrenbürger von Quimper wird! Der städtische Rat möge das beschließen.«

Beifall brandete auf. Die Zuhörer waren längst aufgesprungen und gratulierten Henri.

In den Trubel hinein ergriff John die Gelegenheit zur Flucht.

»Er türmt! Fasst ihn! Er hat unsere Kathedrale geschändet!«

John stieß Zuschauer beiseite, trat nach ihnen, stürmte aus dem Saal. Keiner wagte es, dem gefährlichen Mann zu folgen.

Bischof Josselin rief Henri zu: »Verfolge ihn um Gottes willen, Henri! Du bist der Einzige, der ihn zurückholen kann! Du bist frei! Bringe John vor die Schranken dieses Gerichtes!«

Henri blickte den Inquisitor an. Er sah in ein müdes Gesicht, in dem die Niederlage stand. Der Richter machte mit der Hand ein Zeichen, dass Henri den Saal als freier Mann verlassen konnte.

Henri sprang dem Fliehenden hinterher.

Der alte Schäfer Gilles, den die freundlichen Leute in Quimper St. Gilles nannten, dachte: Ja, die sündigen Menschen allüberall, es kommt zum Kampf.

Er hatte das letzte seiner fünfundneunzig Schafe gezählt und setzte sich auf einen Stein. John war nicht anwesend, also konnte er die Schafe auf seiner Wiese grasen lassen. Wenn es zu regnen begann, konnte er schnell zu seiner eigenen Kate hinübergehen. Aber eigentlich machte ihm Regen nichts aus. Er hatte sechzig Jahre lang als Schäfer in der Bretagne im Regen gestanden und war wasserdicht geworden. Ja, dachte er, auch wenn sie die Schreie nicht hören, was sie anrichten, alle miteinander, das reicht aus, um die Sintflut zu bringen. Wir werden alle untergehen.

Als er sich ein Stück Käse in den Mund stopfte und mit einem Schluck Rotwein nachspülte, sah er etwas Seltsames. Etwas geradezu Unglaubliches. Es kommt zum Kampf, dachte er.

Er erblickte einen Reiter in der Amtstracht des reitenden Stadtboten, der quer über die Wiese auf ihn zusprengte. St. Gilles brachte sich hinter dem Stein in Sicherheit. Der Bote galoppierte vorbei und hielt auf Johns Haus zu. Jetzt sind sie

verrückt geworden, dachte St. Gilles. Er rief für alle Fälle seinen Hütehund zu sich. Wenn es jetzt zum Kampf kam, würde der Treueste der Treuen ihn beschützen.

Als der Bote im Haus Johns soeben verschwunden war, erblickte St. Gilles den Schmied. Er kam herangelaufen. Beinahe ebenso schnell wie der reitende Bote. John hatte ihn fast erreicht, und St. Gilles winkte ihm schon grüßend zu und wollte ihm sagen, dass er die Wiese gleich räumen würde, wenn John darauf bestünde – da stoppte John, starrte zu seinem Haus hinüber, erblickte das Pferd des Boten vor seiner Haustür und machte kehrt. Er schlug einen Haken wie ein Hase und bückte sich in Richtung der Stadtmauer aus. Er verschwand durch das Nordtor.

St. Gilles genehmigte sich noch einen weiteren Schluck. Wer weiß, dachte er, ob sie jetzt nicht beschlossen haben, alle nur noch wild herumzurennen, alles in fliegender Hast, um einem Unheil zuvorzukommen. Welches Unheil sehen sie kommen? Wovor laufen sie davon? Natürlich. Die Sintflut. Diese sündigen Menschen, dachte er. Es kommt zum Kampf.

Als er noch darüber nachgrübeln wollte, kam eine Gestalt auf ihn zu. Im fliegenden weißen Umhang sah sie aus wie ein Geist, der sich plötzlich aus dem Untergrund erhoben hatte und heranpreschte. St. Gilles schrie auf. Jetzt sah er Gespenster. Das Gespenst rannte an ihm vorbei, starrte zu Johns Haus hinüber, sah, wie dort der Bote heraustrat und einen silbernen Kasten in den Händen emporhielt und wie das Gespenst einen Haken wie ein Hase schlug und in Richtung des Nordtores verschwand.

Ja, dachte Gilles. So sind sie, die Menschen. Und jetzt wird es noch schlimmer. Er nahm noch ein Stück Käse und trank einen kräftigen Schluck aus dem Ziegeniederschlauch.

Henri hatte John aus den Augen verloren. Aber als er den Schäfer sah und den Boten vor dem Haus, da wusste er, dass John nur die Flucht aus der Stadt heraus angetreten haben konnte. Er hatte begriffen, dass sein Spiel in Quimper ein für alle Mal verloren war. Henri setzte ihm nach.

Er sah seine Fußspuren im feuchten Sand des Weges, der nach Locronan führte.

Henri verfiel in einen ruhigen Trab. Er hatte von sarazenischen Kämpfern gelernt, seine Kräfte bei einer Verfolgung zu schonen. Es hatte keinen Zweck, sich zu verausgaben. Dies sollte der Gejagte tun. Und wenn er entkräftet war, konnte er eingeholt und überwältigt werden.

Henri lief, die Spuren im Auge, weiter. Wieder standen erste Nebelschwaden über der flachen Landschaft. Er erblickte Vogelscharen, die nach Süden zogen, alles, was Schwingen über dem Meer hatte, zog in die Wärme. Auch wir werden bald Schwingen haben, dachte Henri. Er sprang über schlammige, dünne Rinnsale, die den Weg kreuzten, wick braunen Erdpflanzen aus und lief mit ruhigen, aber ausgreifenden Schritten weiter.

Plötzlich sah er vor sich, in einiger Entfernung, wie ein Sonnenstrahl aus dem bedeckten Himmel herausfuhr. Ein Strich aus Licht wie ein Zeigefinger. Er deutete auf eine kleine, dunkle Gestalt, die den Weg entlangastete. Henri erkannte, dass es John war.

Jetzt lief Henri doch etwas schneller.

Der Flüchtige kam langsam näher.

Dann war er wie vom Erdboden verschluckt.

Henri erreichte einen Bezirk, in dem eine Bauernkapelle mit tiefem Dach und vorspringenden Fenstern stand. Am Anfang des umfriedeten Bezirks standen drei Kreuze. Henri hielt einen Moment lang inne, um Atem zu holen. John war nicht zu sehen.

Henri überlegte, ob John bewaffnet sein konnte. Aber er hatte sein Messer vor Beginn der Verhandlung abgeben müssen wie jeder andere Teilnehmer der Versammlung. Henri ging vorsichtig die sieben ausgetretenen Stufen empor.

Stille. Nur ein leises Schmatzen aus dem Erdboden, wo sich Feuchtigkeit regte.

Inmitten des Kapellengartens ein Calvaire. Farbspuren auf dem grauen Gestein, wie rote Wangen auf einem fahlen Gesicht, ergaben einen eigentümlichen Reiz, als würde der Kalvarienberg zum Leben erwachen und etwas erzählen wollen. Das Licht ließ die granitene Friesen und Figuren zu einer steinernen Passionsmusik tanzen. Fünf steinerne Gesichter ragten aus der Außenmauer des Calvaires. Das sechste gehörte John, dem Schmied.

Er tauchte hinter dem schönen Christusabbild auf. Jesus, der gerade den Einflüsterungen Satans lauscht, dem Versucher, der ihn davon abhalten will, Steine in Brot zu verwandeln, um die Hungernden zu speisen.

»John!«

»Verfluchter Templer! Gibst du nie auf?«

»Nicht, bevor die Schurken zur Strecke gebracht sind!«

»Fahr zur Hölle!«

»Ich werde dich jetzt festnehmen, John! Dein Kampf ist beendet. Gib auf! Wir gehen nach Quimper, und du wirst deine Schuld bezahlen.«

John richtete sich auf dem Calvaire auf. Er hatte einen faustgroßen Stein in der Hand und schleuderte ihn auf Henri. Der Stein verfehlte Henris Kopf nur knapp. Henri duckte sich, dann sprang er nach vorn. John schleuderte einen zweiten Stein. Er traf Henri an den Schultern und stoppte seinen Lauf. Henri spürte einen stechenden Schmerz, der ihn lähmte.

Aber bevor John erneut ausholen konnte, hatte Henri den Kalvarienberg erreicht. Er duckte sich hinter dem Kreuz, der

Stein prallte ab und riss Steinsplitter mit sich. John schien einen ganzen Vorrat an Steinen angelegt oder vorgefunden zu haben, er warf jetzt Stein auf Stein gegen Henri.

Henri hatte Deckung gefunden hinter einer Steinfigur, die Katell-Gollet hieß, ein liederliches Frauenzimmer, das seine Sünden im Beichtstuhl verschwiegen hatte und dem Teufel, der die Gestalt ihres Geliebten angenommen hatte, eine gestohlene Hostie reichte. Die Gestalt bot Henri genug Schutz, sie war ausladend, so, wie sie in die Hölle gestürzt wurde. Wüste kleine Teufel setzten Katell-Gollet, die als nacktes, vollbusiges Weib dargestellt wurde, mit dreizackigen Gabeln und Krallen zu. Auch sie boten ausreichend Deckung. Henri konnte allen Steinen ausweichen, sie prallten auf den Stein des Calvaires und verursachten schrammende Geräusche. Splitter sprangen davon.

Dann hatte Henri den Angreifer erreicht und fiel ihm in den Arm. Ein Kampf begann, der auf dem schmalen Plateau des Calvaires in sechs Metern Höhe ausgetragen wurde. Henri gelang es, die Arme des kräftigen Schmieds zu umfassen. Jetzt konnte der sich nicht mehr bewegen. Beide Kämpfer keuchten. Wortlos fochten sie ihren letzten Kampf aus. Henri versuchte, in den Rücken Johns zu kommen. Beinahe wäre er gestrauchelt und hinabgestürzt. Eine der kleinen Teufelfiguren fing ihn auf, er konnte sich dagegen stützen. Dann gelang ihm sein Vorhaben.

Er schlang John den Arm um den Hals. Er schnürte ihm die Luft ab. John keuchte, er röchelte schließlich nur noch und wand sich kraftloser. Dann hob er die Hände, um anzuzeigen, dass er aufgab.

»Wir gehen nach Quimper, John«, sagte Henri. »Du brauchst keine Angst zu haben. Deinem verdienten Urteil würdest du ohnehin nicht entgehen. Ich wäre dir ewig auf den Fersen

geblieben. Man wird in der Stadt, der du so übel mitgespielt hast, Gerechtigkeit walten lassen.«

»Eure Gerechtigkeit kenne ich!«, stieß John hervor. »Ich habe meine eigene.«

»Ja, aber die ist jetzt restlos aufgebraucht«, sagte Henri. »Und jetzt komm!«

Er stieß John vor sich her, den angewinkelten Arm weiterhin um seine Kehle gelegt. So gingen sie durch die Heidelandschaft, und die kahlen Kuppen der Hügel in Richtung Quimper standen wie ein Spalier.

Als sie die Stadt erreichten, begann es leicht zu regnen. Henri erblickte den Schäfer, zu Füßen sein schwarzer Hütehund. Er rief ihm zu:

»Gilles! Der Kampf ist ausgestanden!«

St. Gilles tätschelte seinen Hund und sagte nichts. Er schaute nur herüber, und in seinem Gesicht stand ein Ausdruck, den Henri nicht deuten konnte. War es Zufriedenheit? Glaubte er ihm?

Sie gingen weiter. John machte keinen Versuch, zu fliehen. Da er seine Messer hatte abgeben müssen, besaß er jetzt keine Mittel, um gegen Henri bestehen zu können.

Im Gericht waren die Honoratioren noch immer versammelt. Nur der königliche Notar hatte den Saal verlassen und war nach Nantes abgereist. Man diskutierte erregt, was weiter zu geschehen habe.

Henri trat mit seinem Gefangenen ein. Sofort wurden sie umringt von der Menge. Einer spuckte John ins Gesicht. Die Gerichtsbüttel taten nichts dagegen. Henri dirigierte John in die Mitte des Saales und wendete sich an den Inquisitor.

»Hier ist Ihr Mann. Jetzt macht ihm den Prozess. In seiner Person sammelt sich alles, was Quimper in den letzten Wochen beunruhigt hat. Richtet ihn, aber tut es gerecht. Zeigt mit einem gerechten Verfahren, dass in Quimper das Gesetz zu

Hause ist und dass es nicht in sinnlosen Verfahren gegen den Tempel vergeudet wird.«

Lemaitrie hatte sich von seiner Niederlage noch immer nicht erholt. Er schwieg.

Stattdessen sagte der Bischof: »Wir können dir nicht genug danken, Henri. Du hast viel für unsere Stadt getan! Ich denke, ich spreche für alle, wenn ich sage, dass du ein freier Mann bist. Und deine Gefährten sind es selbstverständlich auch. Denn wir haben euch Leid angetan, und ihr habt es nur mit Gutem vergolten. Du bist ein wahrer Christ, Henri. Und jeder, der dich einen Ketzer nennt, den stürze ich eigenhändig in die Hölle.«

Henri dachte daran, dass der Kreuzsplitter falsch war. Er überlegte. Sollte er das dem Bischof sagen? Sollte er es den Versammelten sagen?

Aber warum sollte er ihnen die Illusion nehmen? Sollten sie daran glauben. Und aus einem starken Glauben heraus die richtigen Dinge daraus ableiten und tun. Das hoffte er. Also schwieg er.

»Was wirst du jetzt tun, Henri de Roslin?«, fragte ein geistlicher Beisitzer. »Wirst du in unserer Stadt bleiben?«

Henri hörte die Ängstlichkeit in seiner Stimme heraus. Die Angst davor, dass Henri die Frage bejahen könnte. Sie wollen ihre Ruhe haben, dachte Henri. Ein ehemaliger Templer in ihrer Stadt ängstigt sie. Sie wollen ihren Geschäften nachgehen und nicht mehr gestört werden.

»Wir reisen in wenigen Tagen ab«, sagte Henri.

Als der Beisitzer eben antworten wollte, ertönte ein markerschütternder Schrei.

Alle schauten in die Richtung, aus der der Entsetzensschrei kam. Henri sah, dass der Mann, der John beim Eintritt angespuckt hatte, mit einem Messer auf den Gefangenen

einstach. Er musste sich die Waffe beschafft haben, während alle auf die Rückkehr Henris warteten.

Alle waren erstarrt. Henri sprang auf den Mann zu und fiel ihm in den Arm. Er wehrte sich. Er war wie ein Tier, dessen ganzer Wille in den Muskeln saß. Henri musste alle Kraft aufwenden, um ihn zu bezähmen. Das alles geschah wortlos, zu hören waren nur die schnellen, rauschenden Bewegungen. Langsam wurde der Attentäter ruhig.

John sackte in sich zusammen.

Auf seine Lippen traten weiße Bläschen, dann Blutblasen. Seine Augen wurden starr. Er kniete noch einen Moment lang. Dann erlosch sein Blick. Er fiel mit dem Gesicht nach vorn auf den Steinfußboden des Gerichtssaales.

»Mein Gott«, flüsterte der Bischof. »Das wollte ich nicht. Hört das nie auf? Henri, du musst in Quimper bleiben, du musst dafür sorgen, dass diese Dinge nicht mehr geschehen!«

Henri übergab Sean of Ardchatten den Attentäter, er hielt ihn von hinten umklammert. Sein Griff zwang den Mann, ruhig zu bleiben. Dann drückte er ihn auf die Knie.

»Wer ist dieser Mann, und warum besitzt er ein Messer?«, fragte Henri.

Ein Gerichtsbüttel kam herangelaufen und legte dem Attentäter Fesseln an. »Er ist Gildenführer der Posamentierer. Woher er die Waffe hat, weiß ich nicht.«

Sean ließ den Mann jetzt los. Er schüttelte seine Hände aus, an deren Einstichstellen Blut ausgetreten war. Henri ging auf seinen Knappen zu und zog ihn an sich.

Sean sagte: »Lass uns diese Stadt gleich verlassen, Henri. Sie ist mir leid.«

Henri blickte sich um und sah in der Runde ratlose, haltlose Gesichter. Sie drückten keinen Widerstand und keinen festen Willen aus.

»Ja«, sagte Henri de Roslin. »Wir werden abreisen. Wir waren schon zu lange hier.«

Herbst 1316, Abreise

Im Westen schwebten die Steincalvaires wie Riesenspielzeuge auf dem Wasser. In einer langen Linie schob sich die lange, gestreckte Linie des Pointe du Raz in das endlose Wasser vor. Wie weit würde es von hier aus noch sein, bis man an den Rand der Erdscheibe stieß? Sie sahen Meer und Heide, Grün und Grau, auf der einen Seite Mühlen ohne Flügel, lang gestreckte Waschhäuser und Muschelbänke, steingraue Dörfer wie in aufgeschlagene Falten der Landschaft eingebettet. Auf der anderen Seite die große Geste des freien Ozeans.

Sie mussten nicht mehr wählen, wofür sie sich entscheiden wollten. Sie hatten sich entschieden. Das Meer zog sie magisch an.

Es waren die Tage des Abschieds.

Noch einmal waren sie alle versammelt. Henri, Uthman, Joshua, Sean. An ihrer Seite waren Maufra und Angélique. Und St. Gilles.

Henri blickte die Küstenlinie außerhalb von Quimper entlang und sagte: »In drei Tagen segeln wir nach Süden. Dort werden uns Wärme und Heiterkeit erwarten. Wir werden die Zeit in Quimper mit allen unerquicklichen Geschehnissen vergessen können und innere Ruhe finden.«

»Hätten wir nicht ein Handelsschiff finden können«, sagte Uthman, »das gleich heute ablegt? Mich zieht es fort.«

Bedauernd sagte Henri: »Leider nein. Die Geschäfte in Quimper scheinen nach den letzten Ereignissen in einer Flaute

zu sein. Vielleicht sind meine kritischen Bemerkungen über die Ehrlichkeit in dieser Stadt daran schuld.«

»Das könnte der Stadt nur nützen«, sagte Uthman.

»Nur noch ein wenig Geduld, dann habe ich hier alles geregelt. Außerdem gibt mir das Gelegenheit, meinen Nachfolger in der Offizin am Mont Frugy einzuweisen.«

Sean stand zwischen Angélique und Maufra. Er fragte: »Du wirst mir gestatten, hin und wieder nach Quimper zurückzukehren, nicht wahr, Henri?«

»Wenn Angélique dich dann noch haben will.«

Angélique strich sich ihre widerspenstigen blonden Haare zurück. »Ich habe gelernt, dass man nur das bekommen kann, was der andere freiwillig gibt. Ich werde damit zufrieden sein und mich freuen, wenn Sean mich besucht.«

Sean blickte sie verliebt an.

Maufra sagte: »Wir haben drei neue Gesellen eingestellt. Sie kommen aus dem deutschen Augsburg und werden die Buchmalerei weiterbetreiben. Zwar sind die Klöster dagegen, dass sich ihre Kunst in die Stadt verlagert, aber es gibt so viel zu tun, dass wir kaum nachkommen. Der Fürstbischof von Augsburg hat sogar eine ausgemalte Bibel bei uns, und nicht in einem deutschen Kloster, bestellt. Unser Ruf ist also nicht schlecht.«

St. Gilles nickte zu allem, als sei er persönlich betroffen und einverstanden. Henri hatte ihm angeboten, seine Herde für einen guten Preis aufzukaufen, damit er sich mit dem Geld zur Ruhe setzen konnte. St. Gilles lehnte ab.

»Schafe geben mir Ruhe«, hatte er gesagt. »Sie sind mir mehr als alles. Sie sind mehr wert als Menschen.«

Henri hatte den Kopf geneigt, aber nicht widersprochen.

Henri sagte: »Ich möchte nur noch dabei sein, wenn die Reliquie wieder an ihren Stammplatz eingesetzt wird. Das

habe ich auch dem Bischof versprochen. Ohne ihn wären die Dinge nicht so günstig für uns verlaufen.«

»Sie werden also weiter ihren falschen Kreuzessplitter anbeten. Warum hast du ihnen nicht die Wahrheit gesagt, Henri?«, fragte Josua ihn.

»Nun, ich bin kein Eiferer. Wenn eine Reliquie, und sei sie auch falsch, ihnen hilft, stark und aufrecht zu glauben und gute Taten zu tun, dann kann auch ein frommer Betrug nicht schaden. Ist es nicht so?«

Uthman schüttelte sich. »Das glaubst du wirklich, mein Henri? Ich bin entsetzt.«

»Ich denke natürlich auch darüber nach, wie viel Betrug wirklich nötig ist, um die Menschen im Glauben zu halten. Und dass es eigentlich ganz ohne Betrug möglich sein müsste, die Größe des wahren Gottes zu sehen und an ihn zu glauben. Aber in Quimper habe ich auch gelernt, dass nicht nur der Glaube, sondern auch die Gläubigen wichtig sind. Sie sind vielleicht sogar noch wichtiger. Denn bei allen kleinlichen Beweggründen sind sie es, die den Glauben weitertragen und lebendig erhalten.«

»Gut gesprochen«, sagte Joshua. »Aber ich bin überzeugt davon, dass man ohne Wunder und ohne Reliquien glauben muss.«

»Das ist streng gesprochen, mein Joshua!«

»Gott bedarf keiner Kleider, um sichtbar zu werden.«

»Stimmt«, brummte Uthman. »Muhammad tat niemals Wunder, obwohl er in einer Zeit lebte, die Wunder von ihm erwartete. Muhammad wusste stets, dass der Koran das größte Wunder war. Er empfing ja die Sätze unseres heiligen Buches direkt vom Geist Allahs, das war Wunder genug.«

»Manchmal genügt es eben nicht, das Richtige zu tun und zu glauben«, meinte Henri. »Man muss es den Menschen auch vermitteln können.«

»So wie es Aaron tat, als man Moses nicht mehr glaubte«, sagte Joshua. »Aber das gilt nur für Ausnahmefälle. An sich ist das Wort des Herrn stark und kraftvoll genug, um die Menschen ganz direkt zu erreichen.«

Uthman sagte: »Hat man übrigens Jesus Christus geglaubt? Er tat Wunder auf Wunder! Manchmal kommt es mir beim Lesen der Bibel so vor, als hätte er sich geradezu verzweifelt angestrengt, solche Zeichen zu setzen. Und man zweifelte doch an ihm. Die Juden übrigens waren es, die an ihm zweifelten.«

Joshua sagte: »Ich weiß. Davon spreche ich ja. Wunder gelten uns als nicht geheuer. Sie erinnern uns an die Gaukler auf den Märkten, die uns damit lediglich unterhalten wollen.«

»Meine glaubensstarken, aufrechten Freunde«, sagte Henri nicht ohne Ironie in der Stimme, »seid nicht so streng. Gesteht uns Christen zu, dass wir mehr Fantasie besitzen als ihr. Dass wir uns Hölle und Paradies immer ganz genau vorstellen wollen. Und dazu brauchen wir Abbilder, dazu brauchen wir etwas, das wir anschauen, betasten und riechen können. Wir brauchen die Musik und den Gesang dafür. Das stärkt unseren Glauben.«

»Es ist wie Schminke, die sich ein eitles Mädchen ins Gesicht malt«, nörgelte Uthman.

»Vorsicht, Sarazene!«, gab Henri zurück. »Die letzte Schlacht ist noch nicht geschlagen! Ich könnte einen heiligen Krieg der Worte gegen einen heiligen Krieg der Waffen eintauschen.«

»Nur zu gern, Tempelritter! Lass uns die Klingen kreuzen!«

Joshua sagte: »Seid ihr verrückt geworden?«

»Es war Spaß«, sagte Uthman. »Aber ich will euch Ungläubige noch ein wenig belehren. In unserem Glauben gibt es sehr wohl auch Wunder und Zeichen, aber nur für Menschen, die fest im Glauben sind und dafür eine Belohnung bekommen. In der Sure *Al-Anam*, *das Vieh*, heißt es: ›Sie

sagen: Warum ist ihm kein Zeichen niedergesandt worden von seinem Herrn? Darauf sprich: Allah hat die Macht, ein Zeichen herabzusenden, doch die meisten von ihnen wissen es nicht.«

»Also seid auch ihr Muslime nicht frei von Aberglauben und Sehnsucht nach Zeichen und Wundern!«

»Ja. Aber die Wunder dürfen den Glauben nicht ersetzen, wie es im Christentum der Fall ist. In der Sure *Al-Baqarah, die Kuh*, heißt es deshalb: ›Und die Unwissenden sagen: Warum spricht Allah nicht zu uns oder kommt uns kein Zeichen? – So, gleich ihrer Rede, sprachen schon die, die vor ihnen waren. Ihre Herzen sind einander ähnlich. Wir haben die Zeichen deutlich gemacht für Menschen, die fest im Glauben sind.«

Joshua sagte: »Allah liebt seine Gläubigen, wie Adonai, der Unaussprechliche, sie liebt.«

»Das ist wahr, mein Joshua. Allah sagt: Kein Getier gibt es auf der Erde, keinen Vogel, der auf seinen zwei Schwingen dahinfliegt, die nicht Gemeinschaften wären gleich euch. Nichts haben wir in dem Buch ausgelassen. Zu ihrem Herrn sollen sie dann versammelt werden.«

St. Gilles nickte zu allem.

Henri sagte: »Ich könnte mit einem Bibelzitat antworten. Aber ich sehe, dass über dem Meer Regen heraufzieht. Wir sollten die Diskussion beenden, bevor wir nass werden und im Boot nach Quimper zurückfahren.«

Sean sagte: »Außerdem merke ich, dass mein Mädchen zu zittern anfängt, es wird kühl.«

»Dein Mädchen zittert nicht, weil es kühl wird, Sean«, erwiderte Angélique, »sondern weil sie an die Zeit denkt, in der du nicht mehr da bist.«

»Diese Zeit wird auch vorübergehen, dafür Sorge ich, Angélique. Ich komme wieder. Wir werden uns nie wirklich aus den Augen verlieren.«

St. Gilles nickte zu allem, sein Mund lächelte. So schien er den Gefährten der beste aller Gläubigen zu sein.

Historische Nachbemerkung:

Reliquien im Mittelalter

Das Geschehen um die beiden Kreuzreliquien in der Romanhandlung ist für das Mittelalter ohne weiteres denkbar. Die Intrigen, die dabei um die beiden in Wirklichkeit nie existierenden Reliquien gesponnen werden, hat es in ähnlicher Form des Öfteren gegeben. Die Frage der Echtheit einer bestimmten Reliquie spielte damals wie heute eine wichtige Rolle, ebenso war für einzelne Kirchen als Wallfahrtsstätten – und damit für die betreffende Stadt oder das Kloster – die Frage nach der Bedeutung der jeweiligen Reliquie von entscheidender Wichtigkeit. Immerhin bedeutete der Besitz besonderer Reliquien, der auch an deren Wunderkraft gemessen wurde, eine große Anziehungskraft auf die Gläubigen.

Die Echtheit einer Reliquie war immer die große Frage. Im Rahmen der Heiligsprechungsprozesse wurden die Gebeine eines neuen Heiligen aus dem Grab geholt, wodurch die Reliquien gesichert und zweifelsfrei zugewiesen werden konnten. Als Echtheitsbeweis galten unter anderem die von der Reliquie gewirkten Wunder, manchmal musste ein Gottesurteil den Beweis liefern. Als während des Ersten Kreuzzuges die Echtheit der in Antiochia gefundenen Hl. Lanze in Frage gestellt wurde, ging Peter Bartholomäus mit der Reliquie zwischen zwei brennenden Holzstößen hindurch. Er kam im Feuer um, ob er nun von missliebigen Zuschauern zurückgestoßen wurde oder nicht, darüber stritten sich später die Chronisten.

Orte mit besonders verehrten Reliquien lebten von den Wallfahrern, die mittelalterliche Wallfahrt kann man ohne Frage mit dem modernen Tourismus vergleichen. Reliquien bedeuteten Einnahmen – nicht nur für die Kirche, die sie barg, sondern auch für die Stadt. Die Pilger brauchten Verpflegung und einen Platz zum Schlafen, was auch im Mittelalter nicht umsonst zu bekommen war. Aber nur, wenn der Anreiz groß genug war, kamen die Pilger. So zeigten verschiedene Orte wenige, dafür aber besonders geachtete Reliquien, andere häuften außerordentliche Mengen von Reliquien an. Hierfür ist die riesige Reliquiensammlung beispielhaft, die Karl der Große (Kg. seit 768, Ks. 800-814) in seiner Residenz Aachen versammelte. Im Jahr 799 gelangten zahlreiche Reliquien aus Jerusalem an seinen Hof. Die »Fränkischen Reichsannalen« berichten: »Auch ein gewisser Mönch kam aus Jerusalem und brachte Benediktion und Reliquien vom Orte der Auferstehung des Herrn, die der Patriarch dem König geschickt hatte, mit« [zit. n. Schiffers, 1951, S. 7]. Es muss eine beträchtliche Anzahl gewesen sein, denn später betont auch Regino von Prüm die Menge der Reliquien. Nicht nur aus Jerusalem, auch aus Konstantinopel gelangten Reliquien nach Aachen. Es waren königliche Gesandte, die diese wertvollen Geschenke bei der Rückkehr von ihren Missionen mitbrachten. Dabei verschenkte auch Karl selbst Reliquien, so an den Abt des Klosters Flavigny. Und noch heute birgt die Schatzkammer des Aachener Doms, eingeschlossen in prunkvolle Reliquiare, Überreste von zahlreichen Heiligen.

Als Beispiel für eine an Überresten von Heiligen reiche Stadt kann Köln genannt werden. Hier sind bis heute die bedeutendsten Reliquien die im Kölner Dom aufbewahrten Überreste der Heiligen Drei Könige, die Erzbischof Rainald von Dassel im Jahr 1158 aus Mailand nach Köln brachte. Insgesamt befinden sich in den Kirchen der Stadt 817

Reliquien. Dabei ist dieser Schatz nicht einmal der größte. Eifrige Sammler brachten es auf einige tausend Stücke. Die von Kurfürst Friedrich III. dem Weisen von Sachsen (Kfst. 1486-1525) zusammengetragene Reliquiensammlung der Schlosskirche von Wittenberg umfasste im Jahr 1520 insgesamt 19 018 Partikel. Im »Wittenberger Heiltumsbuch«, herausgegeben von Lucas Cranach d. Ä. (1472-1553) im Jahr 1509, werden die einzelnen Stücke genannt, unter anderem »ein Stück von der Treppe, darunter Lazarus lag, drei Stücke von seinem Gebein,... vierzehn Stücke vom Heiligen Stephan... ein Stück vom Haupt des Heiligen Stefanus... drei Stücke von der Stadt, in der die Jungfrau Maria geboren wurde. Ein Stück von den Fäden, die sie gesponnen hat... Dreizehn Stücke von der Krippe Jesu.« Zu dieser Zeit waren aber nicht allein die Reliquien selbst wichtig, sondern der für deren Besuch gewährte Ablass – der Nachlass der zeitlichen Sündenstrafen – für die Gläubigen. Und so rechnet Cranach vor: »Summa summarum aller Stücke: 5005 Stücke. Für jedes Stück gibt es hundert Tage Ablass. Es sind acht Hallen. Für jede Halle gibt es insonderheit hundert und einen Tag Ablass« – was einen Gesamtablass von 501 308 Tagen oder 1373 Jahren bedeutete. »Reliquienexzesse« dieser Art waren unter anderem der Anstoß zu Luthers Kritik an der Ablasspraxis seiner Zeit und damit der Beginn der Reformation.

Was sind Reliquien?

Reliquien im eigentlichen Sinn sind die Leiber der verstorbenen Heiligen. Es werden aber auch Teile von diesen, Haare, Fingernägel, Blutreste oder die Asche verbrannter Körper, aufbewahrt. Es handelt sich dabei um so genannte Reliquien erster Klasse. Als »Echte Berührungsreliquien« – oder »Reliquien zweiter Klasse« – werden Gegenstände bezeichnet, die von den Heiligen zu ihren Lebzeiten berührt wurden. In erster Linie handelt es sich dabei um Gewänder, so zum Beispiel Kleidungsstücke Marias, aber auch die Marterwerkzeuge, mit denen bestimmte Märtyrer getötet wurden. Selbst die Ketten, die Petrus während seiner Gefangenschaft in Rom gefesselt haben sollen, gehören zu dieser Reliquien-Klasse. Die »mittelbaren Berührungsreliquien« oder »Reliquien dritter Klasse« spielen durch ihre weite Verbreitung eine große Rolle vor allem in der Volksfrömmigkeit. Es handelt sich dabei zum allergrößten Teil um kleine Papier- oder Stoffstücke, die Original-Reliquien berührt haben. Belegt ist dieser Brauch schon für die Frühzeit der Reliquienverehrung, denn bei der Überführung der Märtyrer Gervasius und Protasius im Jahr 386 aus ihren Gräbern in die Bischofskirche von Mailand wurden von einzelnen Gläubigen Kleider und Schleier auf die Gebeine gelegt, damit die Heilkraft der Reliquien auf diese übergehe. In späterer Zeit kam der Brauch auf, solche Berührungsreliquien auf Bilder der Heiligen zu kleben, die – vor allem in Südeuropa – bis heute als Andenken an die Pilger verkauft werden. In diese Klasse sind auch Nachbildungen, zum Beispiel des Kreuznagels von S. Croce in Rom, einzureihen, die ebenfalls mit der Original-Reliquie in Berührung gebracht werden, was mit einem Zertifikat bestätigt wird. Von diesen

drei Klassen heben sich noch die »biblischen Reliquien« ab. Es handelt sich dabei um Gegenstände, die Jesus, Maria oder anderen Personen, die in den Schilderungen der Evangelien erwähnt sind, zugeordnet werden.

Anhand dieser Klasseneinteilung legt das katholische Kirchenrecht fest, wie mit den Reliquien umzugehen ist. Allen Katholiken ist der Verkauf von biblischen Reliquien sowie von Reliquien erster und zweiter Klasse verboten. Dagegen ist es erlaubt, solche Reliquien von Dritten zu kaufen, sie zu besitzen und zu verehren. Eine Weitergabe ist nur erlaubt, wenn die Reliquie an andere Gläubige verschenkt oder aber an die Kirche zurückgegeben wird.

Die Entwicklung des christlichen Reliquienkults bis ins Mittelalter

Belege für die Verehrung von Reliquien gibt es schon im Alten und Neuen Testament. Die bedeutendsten alttestamentlichen Reliquien, Zentrum des Kultes im Tempel Salomos, waren fraglos die Bundeslade und die Tafeln mit den Zehn Geboten, die seit dem Exodus aufbewahrt wurden. Doch werden auch andere Reliquien erwähnt. Nach der Himmelfahrt des Propheten Elias bewahrte sein Schüler Elisa dessen Mantel auf. Mit diesem, so heißt es im zweiten Buch der Könige, habe Elisa das Wasser des Jordans geteilt [2Kön 2, 13-14]. Damit wird diesem Mantel, der durch den Kontakt zu dem Propheten geheiligt war, schon die Wirkung eines Wunders zugeschrieben, was in christlicher Zeit bis heute zahlreichen Reliquien nachgesagt wird. Auch wirkte der Leichnam des Elisa nach dem biblischen Bericht ein Wunder. Er wurde beigesetzt; als dann ein weiterer Mann begraben werden sollte, das Begräbnis aber durch den Angriff einer moabitischen Streifschar gestört wurde, warf man den Toten einfach in das Grab des Elisa. »Sobald aber der Mann hineinkam und mit den Gebeinen Elisais in Berührung kam, wurde er wieder lebendig und stellte sich aufrecht auf seine Füße« [2Kön 13, 20-21]. Solche wundersamen Totenerweckungen sollten später auch den Gebeinen christlicher Heiliger zugeschrieben werden. Dass man auch schon zu Lebzeiten Jesu daran glaubte, es genüge, seine Kleidung zu berühren, um der göttlichen Gnade teilhaftig zu werden, zeigt eine Episode im Matthäusevangelium, wo es heißt: »Und siehe, eine Frau, die seit zwölf Jahren am Blutfluss litt, trat von hinten an ihn heran und fasste die Quaste seines Rockes an; sie dachte nämlich bei sich: ›Wenn ich nur seinen Rock anfasse, so wird mir geholfen

sein« [Matt 9, 20-21]. Auch bei den Aposteln hoffte man auf wundersame Heilung, man glaubte, schon die Berührung durch den Schatten des Petrus genüge dafür [Apostelgeschichte 5, 15]. Damit lagen fraglos bereits für die frühen Christen die Vorstellungen nicht fern, die schon innerhalb der ersten beiden Jahrhunderte der Existenz der christlichen Kirche zur Entwicklung des Reliquienkults führte. Dabei gab es nicht nur biblische Vorbilder, sondern auch der griechische Heroenkult kann mit seiner Verehrung der Gräber der vergöttlichten Helden zumindest ideengeschichtlich zu den Vorläufern des christlichen Reliquienkults gezählt werden.

Der Reliquienkult begann zunächst mit den Gräbern der für heilig erachteten Personen. Schon im 2. Jahrhundert wurden die Gräber der Apostel Petrus und Paulus als »die Siegeszeichen (grch. *tropaion*) der Apostel« bezeichnet. In dieser frühen Zeit galt das Grab noch als unantastbar, die Märtyrer wurden an ihren Gräbern verehrt, zahlreiche Kirchen – so St. Peter in Rom – wurden über diesen Ruhestätten errichtet. Der vorliegenden Überlieferung nach war der im Jahr 156 als Märtyrer gestorbene Polykarp von Smyrna der Erste, dem von seiner Gemeinde an seinem Grab kultische Verehrung entgegengebracht wurde. Welchen Wert man seinen sterblichen Überresten beimaß, zeigt der Bericht über sein Martyrium, in dem es heißt: »So sammelten wir später seine Gebeine auf, die wertvoller sind als kostbare Steine und besser als Gold« [zit. n. Legner, 1995, S. 7]. Zu dieser Zeit war nicht daran zu denken, die Überreste der Heiligen aus ihren Gräbern zu nehmen; von einer Teilung der Reliquien ganz zu schweigen. Doch sollte sich gerade dieser Aspekt mit der Zeit ändern.

Eine Veränderung der Haltung zur Unberührbarkeit gerade der Gräber der heiligen Märtyrer ergab sich aus der unsicheren Lage in Rom zur Zeit der Völkerwanderung. Innerhalb

weniger Jahrzehnte wurde Rom von den Westgoten (410), Vandalen (455), Byzantinern (536), den Ostgoten (546) und Langobarden (579) belagert, erobert, besetzt und auch geplündert. Die vor den Mauern der Stadt liegenden Katakomben mit ihren zahllosen Märtyrergräbern waren in dieser Zeit Plünderungen und Zerstörungen preisgegeben. Daraufhin begann man im Verlauf des 7. und 8. Jahrhunderts, die Gebeine der Märtyrer nach Rom in Sicherheit zu bringen. So gelangten unter Papst Honorius I. (PM 625-638) die Schädel der Hl. Agnes, der Hl. Euphemia und des Hl. Pankratius in die Lateranbasilika. Im Prozess gegen die Templer auf Zypern sagte einer der Zeugen aus, das Haupt der Hl. Euphemia sei schließlich im Besitz der Templer gewesen. Ganze 28 Wagenladungen von Märtyrergebeinen sollen unter Papst Bonifaz IV (PM 608-615) nach Rom gebracht worden sein. Schließlich ließ Papst Paul I. (PM 757-767) nochmals Gebeine der Märtyrer aus den Katakomben holen und in den Kirchen Roms unterbringen. Im Gegensatz zu dieser Rettungsaktion raubte der Langobardenkönig Aistulf (Kg. 749-756) viele Reliquien aus den Katakomben, um sie als Unterpand für den himmlischen Schutz seiner Macht in seine Residenz Pavia zu bringen. Dieser „heilige Raub“ zeigt auch das aufkommende Verlangen, die Märtyrer nicht allein in Rom verehren zu wollen. Auch im Frankenreich entstand der Wunsch, Reliquien zu besitzen. Und so wurden unzählige Klöster und Kirchen mit eigenen Reliquien ausgestattet. Bei der zunehmenden Nachfrage wurde der Reliquienhandel zu einer einträglichen Geldquelle. Die ersten Betrügereien kamen vor. Erst im Jahr 1843 kam heraus, dass die echten Gebeine des Hl. Hyacinthus, die angeblich schon seit der Zeit der Karolinger in der Abtei Seligenstadt ruhten, noch immer ungestört in seinem Grab in Rom lagen.

Prägend für den Reliquienkult des Mittelalters sollte noch eine weitere Entwicklung werden. Aus dem seit dem 4. Jahrhundert bestehenden Brauch, die Altäre bevorzugt über den Gräbern von Märtyrern zu errichten, entstand die Gewohnheit, Reliquien in die Altäre selbst einzuschließen. Da auch hierdurch der Bedarf an Reliquien zunahm, kam es im Weiteren nicht nur zu einer verstärkten Suche nach Reliquien, sondern man ging auch dazu über, Reliquien zu teilen, sie von einem anderen Ort zu übertragen (*translatio*), oder man verwendete gefälschte Reliquien.

Dabei waren die Reliquien in den ersten Jahrhunderten dieser Entwicklung den Blicken der Gläubigen entzogen. Nur vereinzelt wurden sie dem Volk gezeigt, insbesondere, wenn die Gebeine von Heiligen umgebettet wurden. Im Jahr 1112 war in Rom eine solche Gelegenheit gegeben, als die Reliquien des Hl. Laurentius – zwei Blutampullen und der Rost, auf dem er starb – aus dem alten Altar entnommen wurden. Bevor die Gegenstände in einen neuen Altar wieder eingemauert wurden, konnten die Gläubigen sie einige Zeit sehen. Die Gebeine der Märtyrer ruhten oft in prachtvollen Sarkophagen, aber auch in ungekennzeichneten, vermauerten Kammern, um einen Diebstahl zu verhindern. Für lange Zeit, in den Jahren zwischen 1196 und 1512, war etwa der »Heilige Rock« in Trier in einem Altar eingeschlossen.

In der Mitte des 12. Jahrhunderts entwickelte sich schließlich eine neue Sicht der Welt, die insbesondere in der Architektur und Kunst der Gotik Ausdruck fand. Was zuvor verborgen war, sollte nun ans Licht kommen, die Menschen wollten sehen. So entstand auch ein neuer Umgang mit dem Heiligen. Nun wurde die Hostie nach der Wandlung vom Priester über seinen Kopf gehoben, damit die Gemeinde sie sehen konnte. Die Kirchen veränderten sich, in den gotischen Kathedralen durchbrachen gewaltige farbige Fenster die Wände,

Kapellenkränze umgaben den Chor. Diese Kirchenbauform kam insbesondere den Bedürfnissen der Pilger entgegen, an den nun ausgestellten Reliquien vorbeizuziehen. Denn auch die Reliquien wurden jetzt gezeigt, die Reliquiare fanden nun ihren Platz auf den Altären oder wurden sogar in die Altaraufbauten integriert. Noch heute steht der Schrein mit den Gebeinen der Heiligen Drei Könige auf dem Altar des Kölner Doms.

Die Kirche versuchte mehrfach, die Reliquienverehrung in geordnete Bahnen zu lenken. So bestimmte das Laterankonzil im Jahr 1215, dass Reliquien nicht mehr unverhüllt gezeigt werden durften. Doch konnte das Verlangen nach Sichtbarem nicht unterdrückt werden. Der Synode von Ofen im Jahr 1279 blieb schließlich nur, die Vorschrift zu erlassen, die Reliquien dürften nur an den kirchlichen Hauptfesten und zu weiteren ausgesuchten Anlässen aus ihren Schreinen genommen werden, um sie dem Volk zu zeigen.

Den neuen Umgang zeigt beispielhaft die in den Jahren 1238 und 1239 vorgenommene Bestandsaufnahme der Aachener Reliquien. Seit dem Tod Karls des Großen waren sie nicht mehr in Augenschein genommen worden. Es existierte lediglich ein ausführliches Verzeichnis. Doch anlässlich ihrer Übertragung in den neuen Marienschrein wurde jede Einzelne begutachtet. Man machte sich die Mühe, die Reliquien aus ihren Umhüllungen zu befreien, die beigefügten Beschriftungen zu entziffern (sofern noch möglich) und eine neue Inventarliste zu erstellen. Dabei wurden die Angaben der aus karolingischer Zeit überlieferten Liste korrigiert, soweit die Bestandsaufnahme Abweichungen ergab. So zeigte sich, dass der Reliquienschatz zwar Verluste durch Schenkungen hatte hinnehmen müssen, andererseits aber zahlreiche Reliquien hinzugekommen waren.

Die Zurschaustellung der Reliquien erforderte auch neue Reliquien-Behälter. Bis zum 12. Jahrhundert waren die Reliquien abgeschlossen. Sie lagen in mehr oder weniger aufwändig gestalteten Reliquienschreinen, aber oft waren sie auch in Behälter aus Blei, Stein, Bein oder anderen Materialien eingeschlossen. Nun wurden die Reliquiare immer aufwändiger gestaltet. Mit dem steigenden Bedürfnis nach Zurschaustellung der Reliquien kamen so genannte sprechende Reliquiare auf. Dabei wurden die Körperteile nachgestaltet, von denen Überreste aufbewahrt wurden – Arme, Beine und Füße. Schädelreliquien, entweder ganze Schädel oder insbesondere Schädeldecken, wurden in einfache Schädelreliquiare gelegt oder fanden ihren Platz in aufwändig gestalteten Reliquienbüsten. Ein künstlerisch besonders hochwertiges Beispiel hierfür ist die zum Aachener Domschatz gehörende Karlsbüste, die den Schädel des 1165 heilig gesprochenen Kaisers enthält. Weitere bekannte Schädelreliquiare sind die der Apostel Petrus und Paulus in der Lateranbasilika in Rom. Und auch im Besitz der Templer fand sich ein Schädelreliquiar. Während der Untersuchungen im Jahr 1307 wurde der *Temple* in Paris durchsucht, um Beweise für die Verehrung eines Götzenbildes durch die Templer zu finden. Der Templer Guillaume d'Arreblay hatte in seiner Vernehmung davon gesprochen, man habe ihm gesagt, der des Öfteren von ihm in Kapitelversammlungen gesehene silberne Kopf sei der Kopf einer der 11 000 Jungfrauen gewesen. Bei seinen Nachforschungen stieß Guillaume Pidoyé, der im Auftrag des Königs die Aufsicht im *Temple* hatte, auf ein »großes Haupt aus Silber mit schönen Vergoldungen in weiblicher Gestalt, worin die Knochen eines einzelnen Schädels waren, eingerollt und eingenäht in weißen Leinenstoff; darüber war rotes Musselin gelegt, und darin war ein Zettel eingenäht, auf dem geschrieben stand: ›Haupt

LXIII«, und die besagten Knochen wurden für ähnlich denen einer kleinen Frau gehalten, und einige sagten, dass es der Kopf einer der elftausend Jungfrauen war« [Barber, 1978, S. 163; Michelet, I, S. 502; II, S. 218]. Allem Anschein nach handelte es sich hierbei tatsächlich um ein Schädelreliquiar, wie es auch an vielen anderen Orten zu dieser Zeit vorhanden war. Der deutlichste Ausdruck der Schaufrömmigkeit war aber eine völlig neu entwickelte Form des Reliquiars. In den »Ostensorien« wurden die Reliquien in einem gläsernen oder auch aus durchsichtigem Kristall hergestellten Behälter untergebracht. In der Barockzeit sollte sich das Bedürfnis nach der Zurschaustellung der Reliquien so übersteigern, dass in den Kirchen sogar komplette Skelette von Heiligen, mit Gold und Perlen verziert, in Glaskästen sitzend, liegend oder sogar stehend präsentiert wurden.

Der Glaube an die Macht der Reliquien trieb auch kurios erscheinende Blüten. Schon zu Lebzeiten einer im »Geruch der Heiligkeit« lebenden Person trachtete man danach, nach ihrem Ableben Reliquien von ihr zu besitzen. So hatte der Dominikaner Thomas Cantimpré die Absicht, der Mystikerin Lutgard von Tongern, deren Beichtvater er war, nach ihrem Tod eine Hand abzuschneiden. Doch die spätere Heilige verwehrte ihm diesen Wunsch – nur einen Finger sollte er erhalten. Und zum Lohn für die Abfassung ihrer Lebensbeschreibung erhielt er ihn auch [Legner, 1995, S. 46].

Reliquienraub

Reliquien wechselten immer wieder den Besitzer. Dies geschah nicht nur durch Schenkung und Verkauf, sondern oft auch ganz einfach durch Raub. Wie der später zitierte Bericht der Pilgerin Aetheria zeigt, versuchte man schon im 4. Jahrhundert auf diese Weise in den Besitz von Reliquien zu kommen. Unter den Reliquiendieben war wohl Kaiser Karl IV. (Kg. seit 1346; Ks. 1355-1378) der prominenteste. Er versuchte höchstpersönlich, von einer im Klarissenkloster in Prag aufbewahrten Hand des Hl. Nikolaus ein Stück abzuschneiden, um dieses in die Kapelle seiner Burg Karlstein zu bringen. Doch soll ein Wunder – die Hand begann zu bluten – den »frommen Raub« verhindert haben [Legner, 1995, S. 46]. Der größte Reliquienraub in der Geschichte hängt mit der Eroberung Konstantinopels durch die Teilnehmer des Vierten Kreuzzuges im Jahr 1204 zusammen. Als die Mauern überwunden waren, strömten die Franken in die Stadt, und es begann eine Orgie von maßlosen Plünderungen. Dabei waren aber nicht allein die in reichem Maße vorhandenen materiellen Schätze Ziel der Gier, sondern auch die Reliquiensammlungen der Kirchen. Dabei taten sich auch Kirchenleute als Räuber hervor. Abt Martin von Pairis entschloss sich, »selbst auch seine geweihten Hände zum Raube auszustrecken« und bedrohte den mit der Bewachung der Reliquien betrauten Priester mit dem Tode »und füllte, rüstig geschürzt, wie er war, mit dem Kirchenraub die Falten seiner Kutte« [Gunther von Pairis, V; XIX]. Auch die Hauptkapelle des Bukoleon-Palastes wurde ausgeraubt, wo man auf Stücke des Wahren Kreuzes stieß, ebenso fand man dort die Heilige Lanze und zwei Kreuznägeln – Reliquien, die wahrscheinlich seit der Zeit Kaiser Konstantins I. in der Stadt waren. Als das Lateinische

Kaiserreich von Konstantinopel dem Ende nahe war und Kaiser Balduin II. (Ks. 1228-1261) in größter Geldnot, wurde die Dornenkrone Christi an die finanzkräftigen Venezianer verpfändet. Damit wurde auch diese Reliquie zum Handelsartikel, denn König Ludwig IX. der Heilige (Kg. 1226-1270) löste das heilige Pfand aus und ließ es in die Sainte Chapelle in Paris bringen. Hier befindet sich die Dornenkrone noch heute.

Reliquien im Islam

Eine Reliquienverehrung gibt es nicht allein im Christentum. Noch weitere Religionen – insbesondere der Buddhismus und der Islam – kennen den Brauch, Erinnerungsstücke an die Religionsstifter aufzubewahren. So werden in zahlreichen buddhistischen Stupas Haare Buddhas aufbewahrt. In einem Tempel zeigt man sogar einen seiner Zähne, der allerdings für einen menschlichen Zahn viel zu groß ist.

Auch Reliquien Mohammeds werden an verschiedenen Orten aufbewahrt. Der größte Teil dieser Erinnerungsstücke befindet sich heute im Topkapi-Serail in Istanbul im »Saal der heiligen Reliquien«. Aufbewahrt werden sie in silbernen und goldenen Kästchen, die überdies mit Edelsteinen verziert sind. Welche Bedeutung diesen Reliquien zur Zeit der Sultane zugemessen wurde, zeigt sich daran, dass die Wächter des Saales einen Sonderstatus unter den Bediensteten des Palastes einnahmen. Als der Kalif El Mutevekkil II. nach Istanbul kam, um das Kalifat an den osmanischen Sultan abzutreten, brachte er auch diese Reliquien mit. Weitere folgten in späterer Zeit. Unter diesen Reliquien stechen besonders die dem Besitz Mohammeds zugeschriebenen Gegenstände hervor. In einer Schatulle befindet sich der Hausrock des Propheten (*Hirka-i Saadet*), der aus schwarzem Wollstoff mit einem cremefarbenen Futter besteht. Auch befinden sich hier zwei Schwerter Mohammeds (*Seyf-i Nebevi*) sowie sein Bogen. Erst im Jahr 1850 wurde in Ägypten der »Brief des Propheten« (*Name-i Saadet*) gefunden. Weiterhin werden das Siegel, ein abgebrochenes Stück eines seiner Zähne, 60 Barthaare und insgesamt sechs Fußabdrücke Mohammeds gezeigt. Einer davon befindet sich im Felsendom in Jerusalem. Der Legende nach entstand er, als Mohammed die am Beginn der Sure »Die

Nachtfahrt« erwähnte Himmelfahrt antrat. In einer pakistanischen Moschee wurde lange Zeit ein Schuh aufbewahrt, der aus dem Besitz Mohammeds stammen sollte. Und hier geschah erst vor kurzer Zeit das, was im christlichen Europa des Mittelalters so oft geschah: Die Reliquie wurde gestohlen. Seither fehlt von ihr jede Spur.

Das Kreuz Christi

Unter den Reliquien werden die Gegenstände, die mit Jesus in Verbindung stehen, ganz besonders verehrt. Da Jesus nach den Evangelien leiblich in den Himmel auffuhr (Mk 16, 19.20; Lk 24, 50.51; Apg 1, 9-11), existieren keine Überreste seines Körpers, wenn auch Nabelschnur, Vorhaut und ein Milchzahn Jesu als Reliquien bekannt sind. Gegenüber diesen Reliquien gab es allerdings schon im Mittelalter Vorbehalte, da man davon ausging, dass diese seinerzeit kaum aufbewahrt worden wären. Größere Achtung brachte man dagegen den seit der Zeit Karls des Großen in Aachen aufbewahrten Windeln (erwähnt in Lk 2,7 und 2,12) oder den Sandalen Jesu entgegen. Wirkliche Bedeutung wurde insbesondere den Passionswerkzeugen – den »Arma Christi« – zugestanden. Dazu zählen das Kreuzesholz, die Kreuznägel und die Lanze, mit der dem am Kreuz hängenden Jesus die Seite geöffnet worden war (Joh 19, 34). Weiterhin wurden die Dornenkrone Jesu (heute in Paris), das Schweißbuch der Veronika (heute in Rom), Jesu Lententuch und Geißelstrick (heute in Aachen), sein ungeteilter Rock (heute in Trier) und das in seiner Echtheit umstrittene Grabtuch von Turin aufbewahrt. In Valencia wird bis heute die Schale des letzten Abendmahls verehrt, die auch als das Vorbild für den »Heiligen Gral« angesehen wird. Unter den heute in Wien aufbewahrten »Reichskleinodien« nahm die Heilige Lanze einen besonderen Platz ein. Diese Reliquie wurde den Kaisern vorangetragen und galt – besonders nach der Schlacht auf dem Lechfeld von 955 – als wundertätig. Die bedeutendste Sammlung von Passionsreliquien wird heute in der Kirche S. Croce in Jerusalem in Rom aufbewahrt. Hier befinden sich drei große Partikel vom Kreuzesholz, einer der Kreuznägel, zwei

Dornen der Dornenkrone und eine Hälfte der Tafel mit der Kreuzesinschrift. Die bedeutendste Jesus-Reliquie, das »Wahre Kreuz«, wurde gefunden, als das Christentum unter dem Schutz des Kaisers Konstantin I. d. Gr. (Ks. 306-337), endlich befreit von Verfolgung, öffentliche Anerkennung fand. Nach dem Konzil von Nikaia im Jahr 325 gab der Kaiser den Auftrag, in Jerusalem das Grab Christi zu suchen. Der Aphrodite-Tempel, der zur Zeit Kaiser Hadrians darüber errichtet worden war, wurde abgerissen und das Grab selbst von den Bauleuten Konstantins I. aus dem anstehenden Felsen gelöst. Auch begannen die Bauarbeiten an der Anastasis, der Rotunde, mit der das Grab umgeben wurde, und an der anschließenden Basilika. In dem Hof zwischen Kirche und Rotunde erhob sich der Felsen Golgatha, auf dem das Kreuz gestanden hatte. In dieser Zeit wurden auch die Kreuze entdeckt, von denen man seither annimmt, dass es sich um die Kreuze handelt, an denen Jesus und die mit ihm hingerichteten »Schächer« starben.

Zeitgenössische Nachrichten über diesen Fund gibt es allerdings nicht, selbst Eusebius, der damals lebte, gibt in seinen Werken keinen Hinweis darauf. Später behauptete Cyrillus von Jerusalem im Jahr 348, das »Wahre Kreuz« sei von Kaiser Konstantin I. selbst gefunden worden. Etwa 40 Jahre danach erzählte man der Pilgerin Aetheria, die über ihre Reise ins Heilige Land einen umfangreichen Bericht verfasste, das Kreuz sei an einem 14. September – dieser Tag wurde als Kirchweihfest der Grabeskirche und der Anastasis gefeiert – gefunden worden. In ihrem Pilgerbericht beschreibt sie detailgenau, wie das Kreuzesholz am Karfreitag verehrt wurde:

»Und nun wird für den Bischof der Stuhl in Golgatha hinter das Kreuz gestellt, das jetzt da steht. Der Bischof setzt sich auf den Stuhl, vor ihn wird ein mit Linnen bedeckter Tisch gestellt, im Kreise um den Tisch stehen die Diakone. Jetzt wird ein

silbernes, vergoldetes Kästchen gebracht, worin das heilige Kreuzesholz sich befindet. Es wird geöffnet, das Kreuzesholz herausgenommen und nebst dem *titulus* [der Kreuzinschrift] auf den Tisch gelegt. Wenn es nun auf den Tisch gelegt ist, hält der Bischof sitzend die Enden des heiligen Holzes mit den Händen fest, und die Diakonen, die rings um den Tisch stehen, bewachen es. Dies wird aber deshalb so bewacht, weil die Gewohnheit besteht, dass das ganze Volk, einer nach dem andern, herantritt, sowohl die Gläubigen wie die Katechumenen, sich zum Tische herabneigen, das heilige Holz küssen und weitergeben. Und weil einst, ich weiß nicht wann, jemand einen Splitter vom heiligen Holz abgebissen und gestohlen haben soll, wird von den Diakonen, die im Kreise stehen, gewacht, dass keiner, der herantritt, das noch einmal zu tun wage. So geht das ganze Volk vorüber, einer nach dem andern; alle verneigen sich, berühren mit der Stirn und dann mit den Augen das Kreuz und gehen weiter; mit der Hand aber berührt es niemand« [Aetheria 37; zit. n. Legner, 1995, S. 57].

Zu diesem Zeitpunkt hatte sich also die Tradition um die Kreuzreliquie schon gefestigt. Und nur ein weiteres Jahrzehnt sollte vergehen, bis Ambrosius von Mailand die seither populärste Kreuzauffindungslegende niederschrieb. In seiner Trauerrede auf Kaiser Theodosius (*Oratio de obitu Theodosii*) aus dem Jahr 395 nennt er als Entdeckerin des Wahren Kreuzes Christi Helena, die Mutter des Kaisers Konstantin I. Sie hatte gegen Ende ihres Lebens eine große Pilgerreise ins Heilige Land unternommen, in deren Verlauf sie eine ganze Reihe von heiligen Stätten besuchte. »Da gab ihr der Geist ein, das Kreuzesholz aufzusuchen. Sie begab sich auf Golgatha und sprach: ›Sieh, der Ort des Kampfes! Wo ist der Sieg?‹ Ich suche das Panier des Kreuzes, aber ich finde es nicht. ›Ich‹, rief sie aus, ›auf dem Throne, und das Kreuz des Herrn im Staube?... Wie soll ich an meine Erlösung glauben, wenn die

Erlösung selbst sich dem Auge entzieht?«», heißt es bei Ambrosius und weiter: »Sie lässt nun den Boden aufgraben, das Erdreich wegnehmen: da stößt sie auf drei durcheinander liegende Marterhölzer, die der Schutt bedeckt, der Feind [der Satan; J. D.] versteckt hatte. Doch Christi Triumph konnte nicht in Nacht vergraben bleiben. Sie ist ratlos, verlegen – verlegen nach Frauenart. Doch der Heilige Geist gibt ihr einen sicheren Fingerzeig durch die Eingebung, dass zwei Schächer mit dem Herrn gekreuzigt wurden. Sie sucht nun nach dem mittleren Kreuzesholz. Doch möglicherweise hatte die Verschüttung die Kreuze durcheinander gebracht. Wieder liest sie den Bericht des Evangeliums. Sie findet, dass das mittlere Kreuz die Aufschrift an der Stirne trug: ›Jesus von Nazareth, König der Juden‹ [Joh 19, 19]. Hieraus konnte der wahre Sachverhalt erschlossen werden: aus der Aufschrift ward das Kreuz des Heils offenbar« [Ambrosius, *De obitu Theodosii*, 45]. Die Hälfte der Tafel mit der Kreuzesinschrift gelangte nach Rom, wo sie bis heute in der Kirche St. Croce aufbewahrt wird. Deutlich lesbar trägt die Holztafel, wie im Evangelium beschrieben, die Inschrift in drei Sprachen – Hebräisch, Griechisch und Latein.

Nachdem anhand der Inschrift festgestellt war, an welchem der Kreuze Jesus starb, eilte Helena selbst an die Fundstelle. Es heißt weiter bei Ambrosius: »Sie suchte die Nägel, mit denen der Herr ans Kreuz geheftet wurde, und fand sie.« Was nun geschah, erscheint bei der Bedeutung dieser Fundstücke sonderbar, doch war ein solcher Umgang mit Reliquien nicht ungewöhnlich: »Aus dem einen hieß sie ein Pferdegebiss machen, den anderen ließ sie in ein Diadem verarbeiten. Den einen verwandte sie zur Schmucksache, den anderen zum Weihegegenstand. [...]

Sie sandte ihrem Sohn Konstantin das Diadem, mit Edelsteinen geschmückt, die dem Eisen (des Nagels) eingefügt

waren, und das den noch kostbareren Edelstein des Kreuzes der göttlichen Erlösung zusammenhielt. Auch den Zaum sandte sie ihm.« Hinter dieser Verarbeitung der Kreuzesnägel stand allerdings eine klare Überlegung: »Weise handelte Helena, da sie das Kreuz auf dem Haupte der Könige aufpflanzte. Es sollte das Kreuz Christi an den Königen verehrt werden. Nicht Ungehörigkeit ist es, sondern Frömmigkeit, wenn der heiligen Erlösung Verehrung gezollt wird. Ein Gut ist dieser Nagel im Zügel der römischen Herrschaft... Die Krone vom Kreuze, dass der Glaube leuchte; desgleichen die Zügel vom Kreuze, dass die Macht herrsche« [Ambrosius, *De obitu Theodosii*, 47-48].

Die Kreuzreliquie selbst wurde auf Anweisung der Hl. Helena geteilt: »Von dem Kreuz des Erlösers aber bestimmte sie einen Teil für den kaiserlichen Palast, für den übrigen Teil ließ sie eine silberne Lade anfertigen und übergab sie dem Bischof der Stadt [Jerusalem; J. D.] mit dem Auftrag, dieses Denkmal unserer Erlösung den künftigen Geschlechtern sorgfältig aufzubewahren« [Theodoret von Cyrus, *Kirchengeschichte*, lib. I, cap. 18]. Durch diese und weitere Teilungen gelangten Partikel des Kreuzesholzes nach Rom und Konstantinopel, wo noch 1204 »zwei Stücke vom Wahren Kreuz, so dick wie das Bein eines Menschen und wohl einen halben Klafter lang« gefunden wurden [zit. n. Wollschläger, 1973, S. 145].

Das weitere Schicksal des in Jerusalem verbliebenen Kreuzesholzes war vor allem von kriegerischen Ereignissen bestimmt. Zunächst wurde es 614 von den Persern geraubt. Erst 14 Jahre später konnte es der siegreiche byzantinische Kaiser Heraklius (Ks. 610-641) im Triumph wieder nach Jerusalem zurückbringen. Bei der Eroberung Jerusalems durch Kalif Omar I. wurde die Reliquie von den Christen versteckt und blieb bis zur Rückeroberung der Stadt durch die Kreuzfahrer

am 15. Juli 1099 in Jerusalem. Kaum war Arnulf von Rohes zum ersten fränkischen Patriarchen von Jerusalem gewählt worden, machte er sich auf die Suche nach der Reliquie. Der Kreuzzugschronist Raimund de Aguilers berichtet davon, dass die der byzantinischen Kirche angehörenden Christen Jerusalems das Wahre Kreuz zunächst nicht herausgeben wollten. Erst nach Drohungen – und der Anwendung von Gewalt -zeigte man den Kreuzfahrern das Versteck in der Grabeskirche. In den folgenden Jahrzehnten diente das »Wahre Kreuz« in den Schlachten den Christen als heiliges Feldzeichen. Dann hatte es der Templer-Komtur von Jerusalem mit zehn Ritterbrüdern in seiner Obhut und war verantwortlich für Aufbewahrung und Transport. Das Statutenbuch der Templer legte dafür fest: »Wenn man das wahre Kreuz auf einem Zuge mitnimmt, soll der Komthur von Jerusalem nebst seinen zehn Rittern es Tag und Nacht bewachen, und sich so nahe, als es möglich ist, bey demselben lagern, so lange der Zug währt. Jede Nacht aber sollen zwey Brüder bey dem wahren Kreuze wachen. Sollte das Lager aber durch ein Ungefähr aufgehoben werden, so sollen sie sich alle mit dem Konvente lagern« [Statutenbuch des Templerordens, II, 8, 4]. In Friedenszeiten wurde die Reliquie von den Chorherren vom Heiligen Grab aufbewahrt. Unangetastet blieb das Wahre Kreuz allerdings nicht. Von Zeit zu Zeit wurden Partikel des Kreuzesholzes – eingeschlossen in prunkvolle Reliquiare – nach Europa gesandt. Ein heute in Scheyern aufbewahrtes Reliquienkreuz, das verschiedene Heilig-Land-Reliquien, darunter auch eine Partikel vom Wahren Kreuz, vereint, diente zum Einsammeln von Spenden für das Heilige Land. Ein Kanoniker namens Konrad reiste damit nach Europa, wo es die Menschen anregen sollte, wie sein Beglaubigungsschreiben sagt, »vor diesem heiligen, durch hochheilige Heiligtümer geheiligten Kreuze Gott ein Lobopfer nach dem geringen

Maße seines Vermögens« darzubringen. Durch diese Gaben, »sei es ein Haus, ein Grundstück oder sonst eine Besitzung« – man erwartete also keine Kleinigkeiten –, konnten die Spender ihre Kreuzzugsgelübde ablösen, wenn sie »durch Krankheit, Armut oder andere Hindernisse... von einer so langen und gefährlichen Reise abgehalten« wurden. Doch der Bote wurde überfallen, das Kreuzreliquiar geraubt, das schließlich nach Scheyern kam, wo es alsbald zum Ziel einer neuen Wallfahrt wurde [Legner, 1995, S. 59-60].

Als das Heeresaufgebot des Königreichs Jerusalem am 4. Juli 1187 in der Schlacht bei den Hörnern von Hattin völlig aufgerieben wurde, ging das »Wahre Kreuz« verloren. Erst vier Jahre später sahen einige christliche Unterhändler es wieder, doch gab es Sultan Saladin nicht wieder heraus. Noch einmal sollte die Reliquie im Jahr 1221 an die Christen zurückgegeben werden, doch war sie dann nicht mehr auffindbar und sollte auch nie wieder auftauchen.

Legendär ist die Behauptung, aus dem Holz aller Kreuzreliquien könne man einen ganzen Wald zusammenfügen. Im Jahr 1870 stellte Rohault de Fleury seine Berechnung vor, wonach das Volumen aller bekannten Partikel nicht einmal 10 Kubikdezimeter ausmache [Legner, 1995, S. 63].

Jörg Dendl

Literatur

Ambrosius von Mailand, Trauerrede auf Theodosius, in: *Bibliothek der Kirchenväter*, Bd. 32, Kempten/München 1917, S. 394-423

Michael Hesemann, *Die Jesus-Tafel*, Freiburg i. Br. 1999

Karl Hörmann, Reliquien, in: *Lexikon der christlichen Moral*, 1969, Sp. 1022-1024

Hans-Joachim Kracht / Jakob Torsy, *Reliquarium Coloniense*, Siegburg 2003

Alfred Läßle, *Reliquien – Verehrung, Geschichte, Kunst*, Augsburg 1990

Anton Legner, *Reliquien in Kunst und Kult*, Darmstadt 1995

Friedrich Münter, *Statutenbuch des Ordens der Tempelherren*, Berlin 1794

Heinrich Schiffers, *Karls des Großen Reliquienschatz und die Anfänge der Aachenfahrt*, Aachen 1951

Theodoret von Cyrus, Kirchengeschichte, in: *Bibliothek der Kirchenväter*, Bd. 51, München 1926

Hans Wollschläger, *Die bewaffneten Wallfahrten gen Jerusalem*, Zürich 1973